

Frederic Morton: Die Rothschilds

Knauer

Porträt einer Familie 52 Abbildungen



Über dieses Buch

Die Rothschilds – nicht umsonst ist dieser Name zum Begriff geworden, nicht umsonst strahlt er nach wie vor seine alte Faszination aus. Denn es gibt in der Historie der letzten zwei Jahrhunderte wohl keine Familie, die so wie diese immer wieder im Brennpunkt des europäischen Geschehens gestanden hat, und keine, die so viele profilierte Köpfe aufweisen kann: Bankiers von weltweitem Einfluss, Vertraute gekrönter Häupter, Freunde und Helfer grosser Staatsmänner, Mäzene und Sammler, Philanthropen und Politiker, Künstler und Forscher.

Frederic Morton erzählt auf Grund authentischen Materials die Geschichte der «Dynastie Rothschild» von ihren Anfängen mit Mayer Amschel Rothschild, Altwarenhändler und Münzsammler im Frankfurt des jungen Goethe, bis zur siebenten Generation heute. Eine ausführliche Ahnentafel dokumentiert diesen einzigartigen Aufstieg der Rothschilds aus der Frankfurter Judengasse zu sprichwörtlichem Reichtum, zu Macht, Einfluss und Ruhm.

Wenn das Buch fast unmittelbar nach Erscheinen in USA ebenso wie in Deutschland zu einem aussergewöhnlichen Erfolg wurde, so ist das kein Wunder, denn Frederic Morton ist eine denkbar glückliche Vereinigung von fesselnder historischer Darstellung und reizvoller Schilderung des Menschlichen gelungen: ein grossartiges Porträt einer Familie ohnegleichen.

März 1965
Vollständige Taschenbuchausgabe mit 52 Abbildungen Ins Deutsche übertragen von Dr. Hans Lamm © Frederic Morton 1961
© der Originalausgabe «The Rothschilds»
by The Curtis Publishing Co.
© der deutschen Ausgabe Droemersch Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf., München/Zürich 1962
Graphische Ausstattung Hermann Rastorfer
Satz und Druck Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei,
Ludwigsburg
Einband Grossbuchbinderei Sigloch, Stuttgart/Künzelsau
Printed in Germany
Eingescannt mit Abby Fine Reader

Inhalt

	Abbildungsverzeichnis	7
I	Gibt es sie denn überhaupt noch?.....	9
	1. Die Hochzeit von Pauillac	9
	2. Orchideen und «Chuzpah»	13
	3. ...Schweigen ist Gold	15
II	Die Judengasse	19
	z. Ein Waisenkind kehrt heim	19
	2. Träumer im Ghetto.....	21
	3. Mayer und sein Fürst.....	26
	4. Die Wiege einer Dynastie	28
III	Fünf fliegende Teppiche	31
	z. Aufbruch der Söhne	31
	2. Ist etwas faul im Staate Dänemark ...?.....	36
IV	Rothschild gegen Napoleon	40
	z. Runde eins: Konterbande	40
	2. Runde zwei: Eine Millionen-Pfund-Idee	45
	3. Runde drei: Das Gold rollt durch Frankreich	48
	4. Runde vier: Der grösste aller Coups	51
	3. Runde fünf: Die Eroberung der Sieger	53
V	Die grosse Familie	58
	z. In jedem Sinne des Wortes: gross	58
	2. Das Wappen.....	61
	3. Die fünf Stammhalter.....	64
	a) Mr. Nathan	64
	b) Beau James.....	70
	c) König Salomon	77
	d) Carl der Mesusah-Baron.....	87
	e) Amschel und die Blumen	90
VI	Aufbau und Kampf.....	97
	z. Friedensfürsten	97
	2. Lang- und kurzfristig.....	103
	3. Im Wettkampf um die Eisenbahnen.....	105
	a) Österreich	105
	b) Frankreich	in
	4. Er ist tot	114
	3. Raub ohnegleichen	117
	6. Duell der Titanen.....	120

VII	Die nächste Generation	134
	1. In der grossen Gesellschaft	134
	a) Anselm	134
	b) Lionel und seine Brüder	135
	c) Landsitze	143
	2. «König der Juden»	147
	3. Lionel erobert das Parlament.....	152
	4. Drei Sonnen im Zenit	158
	a) Nathaniel	160
	b) Der nette Leo.....	165
	c) Alfred, der Unvergleichliche	167
	3. In Marlborough House.....	172
	6. Der böse Bismarck.....	178
	7. Der vornehmste Pilger	182
	8. Hoffähig	193
VIII	Ins neue Jahrhundert	199
	1. Abdankung zweier Könige.....	199
	2. Der goldene Höhepunkt	201
	3. Das grosse Haus und der grosse Krieg.....	209
	a) Wieder einmal Friedensstifter	209
	b) Der Krieg	216
	4. Die Nachwirkungen	219
IX	Hitler contra Rothschild	226
	1. Die Weltwirtschaftskrise und Baron Louis.....	226
	2. Der Herzog von Windsor in Enzesfeld	230
	3. Die Iden des März	232
	4. Hermann Göring zeigt Interesse	235
	3. Himmler schaltet sich ein	237
	6. Die Rothschilds und der Krieg	240
	7. Verschleppte Schätze	244
X	Eine Dynastie im Raketenzeitalter	248
	1. Niedergang und Neuaufstieg	248
	2. Die Familie in den sechziger Jahren.....	255
	3. Die Damen	260
	4. Stille am New Court	264
	Nachwort	269
	Stammtafel der Familie Rothschild	271
	Register	280
	Bildquellennachweis	287

Abbildungsverzeichnis

- 1 Die fünf Söhne Mayer Amschel Rothschilds
- 2 Baron Philippe de Rothschild führt seine Tochter Philippine zur Trauung
- 3 Die Frankfurter Judengasse
- 4 Stammhaus der Rothschilds in Frankfurt
- 5 Amschel Mayer von Rothschild
- 6 Grabmal des Amschel Mayer von Rothschild in Frankfurt
- 7 Nathan Rothschild, London
- 8 Salomon Rothschild, Wien
- 9 James Mayer Rothschild, Paris
- 10 Carl Rothschild, Neapel
- 11 Rothschilds Geschäftshaus an der Bornheimer Gasse in Frankfurt, 1823
- 12 Nathan Rothschild an der sogenannten «Rothschild-Säule» in der Londoner Börse
- 13 Charlotte von Rothschild, Gattin des Lionel (Brautbild)
- 14 Lionel Nathan von Rothschild
- 15 Gattin und Kind Carl von Rothschilds
- 16 Salomon von Rothschild
- 17 Versuchsfahrt der österreichischen Eisenbahn Salomon von Rothschilds, 1839
- 18 «Full Cry.» Gemälde von Sir Francis Grant: Lionel und seine drei Brüder auf der Jagd im Vale of Aylesbury
- 19 Lionel de Rothschild wird 1858 zum Unterhaus zugelassen
- 20 Betty de Rothschild, Gattin des James
- 21 Schloss Ferneres des Baron James
- 22 Frankfurter Karikatur auf die Rothschilds aus dem Jahre 1848
- 23 Frankfurter Karikatur auf die Rothschilds aus dem Jahre 1848
- 24 «Die Generalpumpe», Karikatur auf Rothschild aus dem Jahre 1843
- 25 Karikatur auf die Rothschilds aus dem frühen 19. Jahrhundert
- 26 Österreichische Karikatur aus dem Jahre 1862 nach dem Besuch von Napoleon m. bei James de Rothschild in Ferneres
- 27 Napoleon m. pflanzt im Park von Schloss Ferneres einen Baum zur Erinnerung an seinen ersten Besuch
- 28 Trauung des Baron Alphonse de Rothschild mit seiner Kusine

- Leonore von Rothschild auf Gunnersbury bei London, 1857
- 29 Nathaniel, der erste Lord Rothschild
- 30 Mayer Carl Freiherr von Rothschild, Abgeordneter der Freien Reichsstadt Frankfurt im Norddeutschen Bundestag
- 31 Karikatur Max Beerbohms auf Alfred de Rothschild bei der Besichtigung des Gemäldes von Wilhelm Rothenstein «Juden klagen in einer Synagoge»
- 32 Waddesdon Manor
- 33 Leopold de Rothschild
- 34 Alphonse de Rothschild um die Jahrhundertwende
- 35 Alfred de Rothschild
- 36 Louis von Rothschild, Letzter der Wiener Rothschilds
- 37 James Armand de Rothschild beim Waddon Chase, 1939
- 38 Edmond de Rothschild
- 39 Baron Henri de Rothschild auf seiner Jacht «Eros», 1934
- 40 Edouard de Rothschild trifft 1940 mit seiner Gattin Germaine und seiner Tochter Bethsabée auf der Flucht von Lissabon in Amerika ein
- 41 Von den Nationalsozialisten beschlagnahmte Juwelen aus dem Besitz der französischen Rothschilds werden 1951 in Frankfurt identifiziert
- 42 Elie de Rothschild mit dem verstorbenen Ali Khan auf der Rennbahn von Chantilly, 1951
- 43 Eugene de Rothschild mit seiner Gattin nach der Trauung, 1952
- 44 Baronesse Philippe de Rothschild in Chateau Mouton, 1961
- 45 Weinetikett von Georges Braque für den Wein des Barons Philippe, Mouton-Rothschild, 1955
- 46 Weinetikett für den Wein Chateau Lafite-Rothschild, 1945
- 47 Baron Edmond de Rothschild beim Präsidenten von Israel, Ben Zvi, 1959
- 48 Baronesse de Rothschild besucht eine israelische Schule
- 49 Guy de Rothschild trifft 1957 auf dem Idlewild Airport in New York ein
- 50 Christopher Fry mit seinem französischen Übersetzer Philippe de Rothschild, 1960
- 51 Baronesse Louis de Rothschild, die frühere Gräfin Hilda von Auersperg, 1961
- 52 Baronesse Alix de Rothschild zeigt Bilder bei einer Verkaufsausstellung zugunsten der «Jugend-Aliah» (Hilfsfonds für Kinder in Israel)

I GIBT ES SIE DENN ÜBERHAUPT NOCH?

I. Die Hochzeit von Pauillac

Kopf an Kopf stand eine ungeduldige Menge wartend auf dem Marktplatz eines winzigen Dorfes im Südwesten Frankreichs. Es war am Nachmittag des 4. März 1961, einem Samstag. Aus allen Fenstern starrten neugierige Gesichter. Feldstecher wurden bereitgehalten. Kurz nach zwei Uhr liess eine mit purpurroten Schärpen geschmückte Kapelle ihre Fanfarenstösse über die Weinberge ringsum schmettern, und ein eigens herbeikommandiertes Bataillon Gendarmerie bildete am Strassenrand Spalier. Und dann begann das Märchenspiel.

Allem voran schritt ein Herold mit elfenbeinernem Stab, in schwarzer Uniform und seidenen Strümpfen, begleitet von zwei blutjungen Pagen in Kniehosen. Ihnen folgte in gemessenem Tempo eine ganze Flottille hochherrschaftlicher Limousinen, die der Bürgermeister des benachbarten Bordeaux sonst nur General de Gaulle zur Verfügung stellte. Der erste Wagen war wie überschüttet mit Orchideen. Von der Kühlerfigur bis zu den Schlusslichtern bedeckten sie das Auto. In ihm sass eine Prinzessin an ihrem Hochzeitstag.

Sie trug ein weisses Atlaskleid, das der Hohepriester der Mode, Monsieur Balenciaga, für sie geschaffen hatte, und auf dem Kopf ein Diadem aus weissem Nerz und Diamanten. In ihren Händen hielt sie einen Apfelblütenzweig, der am Morgen im Flugzeug aus der Türkei angelangt war. Der Bräutigam an ihrer Seite war — ganz wie es sich im Märchen gehört — ein sehr gutaussehender, sehr begabter und sehr armer junger Mann.

Die Schar der Gäste, die ihnen folgte, war in privaten Pullman-Wagen, die man dem Süd-Express angehängt hatte, von Paris gekommen. Und weil keine Hochzeit ohne Fotos denkbar ist, war Mr. Cecil Beaton persönlich anwesend, der sich für diesen Tag von seinen Pflichten als offizieller Fotograf Ihrer Majestät der Königin von England hatte beurlauben lassen. Er war in Zylinder, Cutaway, gestreiften Hosen und mit seiner Kamera erschienen. Freilich, wenn man 100'000 Dollar ausgibt, kann auch ein Parvenü ein glänzendes Ereignis auf die Beine stellen. Aber der Glanz allein schafft noch kein Märchen. Es gehört dazu auch und vor allem der warme Schein der Selbstverständlichkeit. Und sein Zauber liegt nicht allein im Erzählen des Gegenwärtigen, des Gesche-

hens an diesem Tag, sondern darin, dass es sich der Reihe anderer, früherer Märchen zwanglos anschliesst.

Und wahrlich, das alte Märchen wurde aufs neue erzählt an jenem 4.

März 1961 in dem stillen Dorf Pauillac. Es war eine echte Rothschild-Hochzeit. Baron Philippe vom Schloss Mouton Rothschild führte seine Tochter Philippine zum Altar. Jedes Detail des glanzvollen Ereignisses beruhte auf altehrwürdigen Überlieferungen, wie sie von Kindermädchen, Haushofmeistern und alten Tanten gehütet werden, von all den Archivaren mit und ohne Amtstracht. Als der lange Zug der Gäste sich schon dem Kirchenportal näherte, wurde am Lieferanteneingang des Château Mouton ein Hochzeitskuchen abgeliefert, der fast zwei Meter hoch war. In purem Zuckerguss zeigte er die fünf Pfeile der Rothschilds, jenes Wappenzeichen, das vor 140 Jahren für sie entworfen worden war, während die Judenverfolgungen in Frankfurt noch nicht der Vergangenheit angehörten, und trotz aller Schwierigkeiten, die das Kaiserlich-Königliche Wappeninspektorat in Wien gemacht hatte.

Als die Hochzeits-Limousine vor den grossen Toren des Châteaus ankam, hielt das Gutspersonal gemeinsam mit den Gendarmen die Zuschauer in gebührender Entfernung. Alle Bediensteten des Hauses trugen am Arm Binden in jenen berühmten Farben Blau und Gelb — das Zeichen, unter dem die Kuriere der Rothschilds durch Europa eilten, um Katastrophen oder Triumphe zu melden von den Tagen Napoleons bis zu denen des ersten Weltkrieges, schneller als jedes andere Verkehrsmittel.

Es gibt keine Familie unserer Tage, der so viel sagenhafter Ruhm anhaftet wie dieser. Keine Familie nichtköniglichen Blutes hat so andauernd und in so ungewöhnlichem Stil über so viel Macht verfügt. Viele Mitglieder der Familie zeigen heute eine so ausgeprägt aristokratische Haltung, dass sie in unserer Zeit fremdartig, wenn nicht geradezu unmodern wirkt.

Sicher wäre es ungenau, wollte man sagen, die Familie sei «immer noch sehr reich». Das Vermögen der Rothschilds in England und Frankreich ist heute so unbestimmbar wie eh und je. Die Weltöffentlichkeit verbindet mit dem Wort «Rothschild» die Vorstellung sprichwörtlichen, traditionellen Reichtums. Aber in den Kreisen der Reichen selbst, der Leute, die mit den Rothschilds bekannt sind (oder gern bekannt sein möchten), bedeutet «Rothschild» noch immer etwas ungemein Gegenwärtiges, Beneidenswertes, zwar zu Scherz oder gar Spott Herausforderndes und doch Unerreichbares — etwas, was an Märchen denken lässt, an eine goldene Kutsche, die von zwölf Schimmeln gezogen wird.

In jenen privaten Sonderwagen, die die Familie zur Hochzeit brachten, war das Byzantinische, das bei dem Namen anklingt, durchaus spürbar. Der Dior unter den Friseuren der Welt, Monsieur Alexandre, der nur «Tout-Paris» (wie sich paradoxerweise die höchsten Spitzen der Gesellschaft in Paris nennen lassen) bedient und sonst höchstens noch einige Auserwählte, wie etwa Jacqueline Kennedy oder Prinzess Margaret, befand sich im Zug, mit seinem Stab, mit gezückten Kämmen sozusagen — «Kundendienst» des Hausherrn an seinen Gästen. Jeder Gast der Rothschilds konnte sich noch vom Meister Alexandre selbst auf Hochglanz bringen lassen, während livrierte Diener Champagner und Kaviar kredenzt. Monsieur Alexandre weiss die Wichtigkeit der Familie zu schätzen; davon legt sein Kundenbuch beredtes Zeugnis ab: in diesem Geschäftskalender, der ein täglicher «Gotha» unserer Zeit ist, bedeutet ein Eintrag «Komtesse Pierre» gar nichts, wenn ihr Familienname nicht danebensteht. Aber «Baroness Elie» oder «Baronne Philippe» kann nur bedeuten — ohne dass ein Zusatz nötig wäre — «de Rothschild». «Sie sind tatsächlich die wahren Nachfolger der Bourbonen in Frankreich», bemerkte Anfang 1961 ein Redakteur der französischen Ausgabe von «Vogue», halb amüsiert, halb resignierend, und fügte erklärend hinzu: «denn es gibt keine andere Familie, bei der schon der Vorname allein zur Identifizierung genügt.»

Es scheint fast, dass die Familie, die sich aus festlichem Anlass in Pauillac zusammenfand, und diejenige, die im Buckingham Palace residiert, heute die einzigen sind, die noch in wahrhaft königlicher Weise funktionieren. Dieser Tatsache hat die Familie im Buckingham Palace seit Generationen fast verwandtschaftlich Rechnung getragen: Die Königin Viktoria dinierte und übernachtete oft bei den Rothschilds, und unmittelbar nach seiner Abdankung flüchtete sich der heutige Herzog von Windsor zu einem österreichischen Rothschild. Wo es keine Könige mehr gibt, muss man mit Präsidenten vorliebnehmen: Nur einmal während seiner Amtszeit dinierte Präsident Coty von Frankreich offiziell in einem Privathaus. Es war im Jahr 1952 in der Pariser Wohnung von Baron Philippe, dem Brautvater der Feier von 1961.

Wie es ganz natürlich ist bei einem Kind, das das Schicksal in einer solchen Umgebung aufwachsen lässt, erbte die Braut, ausser mancherlei anderen Werten, auch eine lebendige historische Tradition. Es hat einmal jemand gesagt, dass jeder Rothschild an dem Tag, an dem er das Licht der Welt erblickt, mindestens 150 Millionen Dollar wert und mindestens

150 Jahre alt ist. Die Zahlen mögen vielleicht nicht absolut genau sein, aber sonst trifft die Behauptung ins Schwarze. Während der letzten anderthalb Jahrhunderte hat sich wirklich eine spezifische Rothschild-Persönlichkeit herauskristallisiert, so klar und so eindeutig, dass kein Träger dieses Namens sich diesem Einfluss völlig entziehen kann. Die jungen Rothschilds von heute (es leben derzeit mehr als ein Dutzend von Rothschilds, die weniger als einundzwanzig Jahre alt sind) mögen über Jean Sartre diskutieren oder «cool Jazz» lieben, aber ihr Leben ist doch unlösbarer Bestandteil des zwingenden Bandes der Rothschildischen Genealogie. Zum Teil ergibt sich dies aus einem erstaunlich hohen Grad von Verwandtenehen, wie man dies sonst nur vom hohen und höchsten Adel kennt, zum anderen aus ihrem ausserordentlich stark entwickelten Familienbewusstsein der Zusammengehörigkeit, das gleichermassen einem jüdischen wie einem aristokratischen Wesenszug entspringt. Selbst die verblüffendste Nuance, die sich in Pauillac abspielte, bestätigte nur eine Tradition der Familie. Der katholische Dorfgeistliche vollzog — mit einer etwas genierten Predigt über den Wert des Alten Testaments und die Tugenden der Juden — die Trauung der Braut mit einem Katholiken. Doch damit erneuerte er nur, was schon so oft in der Familiengeschichte der Rothschilds Aufsehen erregt hatte: Von Anfang an erlaubte diese Dynastie, die sich so selbstbewusst jüdisch gab und heute noch gibt, dass zwar die Töchter einen christlichen Lebensgefährten heiraten durften, nicht jedoch die Söhne.

Der Namenwirrwarr im Gästebuch von Chateau Mouton entsprach ebenfalls einer alten Tradition. Über siebzig Rothschilds schrieben sich ein, und nicht wenige von ihnen mit Vornamen, die sich bereits Generationen hindurch unter den Familienmitgliedern erhalten und weitervererbt hatten. Dies betont die Einheit und Fortdauer der Familie und das Andenken an die Vorfahren, bereitet aber dem Biographen äusserste Schwierigkeiten. Der englische Zweig beispielsweise begann mit Nathan Mayer, setzte sich mit Lionel und Nathaniel fort, und dann mit Lionel Walter, Lionel Nathan, James Nathaniel und Nathaniel Charles. Heute ist er durch den gegenwärtigen Lord Rothschild vertreten, namens Nathaniel Mayer Victor, und seinen Sohn, Nathaniel Charles... Die Wiederholung von Vornamen war ihnen noch nicht genug; eine ganze Reihe von Rothschilds hat sich Pseudonyme zugelegt, was wiederum besonders bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Pauillac auffiel. Henri de Rothschild, Grossvater der Braut, verfasste eine Reihe erfolgreicher Dramen unter dem Namen Andre Pascal.

Sein Sohn Philippe führte Theaterstücke und Filme als Philippe Pascal auf, und seine Tochter Philippine, die Braut des Tages, erschien als Schauspielerin auf den Programmzetteln der Comédie Française unter dem Namen Philippine Pascal. Die Tatsache, dass sie Jacques Sereys heiratete, einen Regisseur eben dieser Comédie Française, zeigt abermals, wie sich jedes Rothschild-Interesse dynastisch ausdrückt.

Was anderswo lediglich unerhebliches Hobby wäre, wird bei den Rothschilds sofort zum eindrucksvollen Kennzeichen einer Familie. Die Vorliebe der Rothschilds für Süßigkeiten führte nicht allein dazu, dass auf den Speisekarten in aller Welt ein Souffle Rothschild erscheint, nicht nur dazu, dass die Chef-Köche, die in den Diensten der Familie standen, die Kunst der Tortenbäckerei zu neuen Triumphen führten, nicht nur dazu, dass Baron Alphonse in seinem Testament vom Jahr 1905 seinem «lieben Schwiegersohn Albert 25'000 Gold-Francs» hinterliess, «damit er sich davon einige Süßigkeiten kauft» — sie führte auch dazu, dass bei allen Familientreffen — einem charmanten Hausgesetz zufolge — Schokolade-Souffle gereicht wird.

2. Orchideen und «Chuzpah»

Die Orchideen, die den Brautwagen überwucherten, waren ebenfalls Ausdruck einer zur Tradition gewordenen Übung der Rothschilds: die Ungeduld mit dem Unvollkommenen, sei diese Unvollkommenheit auch noch so geringfügig. So wie es für den Schuhmacher sprichwörtlich selbstverständlich ist, bei seinem Leisten zu bleiben, so versteht es sich für die Rothschilds von selbst, dass ihnen das Beste als für sie gerade noch gut genug erscheint. Mehr als alle anderen Menschengruppen sind die Rothschilds durch jene Eigenschaft ausgezeichnet, die das unübersetzbare Wort «Chuzpah» umreisst. Diesen hebräischen Ausdruck könnte man phonetisch, ja vielleicht sogar von der Idee her mit dem griechischen Wort «Hybris» in Beziehung bringen, einem Begriff, der sowohl kompromissfeindlichen wie schliesslich selbstvernichtenden Stolz andeutet. Wenn Achilles an dieser «Hybris» zugrunde ging — den Rothschilds ist ihre «Chuzpah» glänzend bekommen.

Auf einem grossen Landsitz in Exbury, in der Nähe von Southampton, waren die Orchideen gezüchtet worden, die Philipines Limousine schmückten. Dort stehen dreissig Treibhäuser aus Teakholz und Glas, die insgesamt vier Morgen Land bedecken. Exbury gehört Edmund de

Rothschild, dem heutigen Seniorpartner der Familienbank in London, und die einzigartige Schönheit der von ihm gezogenen Pflanzen geht auf die königliche Kennerschaft seines Vaters Lionel zurück.

Während der Jahre des zweiten Weltkrieges, als die meisten der in den Glashäusern beschäftigten Gärtner eingezogen waren, sah Lionel ein, dass er sich nicht mehr in angemessener Weise um all die jungen Pflanzen kümmern konnte. Der Gärtner, dem die Orchideen heute wieder anvertraut sind, erinnert sich: «Viele, viele Hunderte wurden damals zerstört. Mister de Rothschild dachte nicht daran, sie zu verkaufen, denn er erachtete es einfach für ausgeschlossen, dass irgendein anderer ihnen jenes Mass an Pflege widmen würde, die ihre Qualität verlangt ...»

Auch die Rhododendronblüten, die unter den Girlanden in Pauliac ebenfalls in überreicher Fülle zu bewundern waren, stammten aus Exbury. Einst pflegte und hegte eine Heerschar von zweihundert Gärtnern die Beete und Hecken für Lionel de Rothschild, und heute herrscht sein Erbe, Edmund, über eine Landschaft, auf der Hunderttausende von Rhododendronsträuchern wachsen, mehr als sonst irgendwo auf der Welt. Auch hier bewährte sich ausser Sorgfalt die unerbittliche Lebensart der Rothschilds.

Peter Barber, der Verwalter des Landgutes, erinnert sich, dass Lionel über 1'200 verschiedene Rhododendron-Kreuzungen gezogen hat, aber unbarmherzig war in der Art und Weise, in der er die besten auswählte. Er beobachtete die Entwicklung der vielen Jungpflanzen zehn Jahre lang, bis sie alle voll blühten. Dann wurden die allerbesten ausgewählt und alle übrigen vernichtet. Dieser Regel folgte er strikt. «Eine Pflanze, die nur eben gut war, wäre ihm nie gut genug gewesen für seine Gärten ...»

Eben diese Hingabe an die Idee der Einmaligkeit und Vollkommenheit wird auch unter den unangenehmsten Umständen hochgehalten. Während des zweiten Weltkrieges lebte Professor Dr. Chaim Weizmann, damals der Präsident der Zionistischen Weltorganisation — später der erste Präsident des Staates Israel — im Dorchester-Hotel in London. Der jetzige Lord Rothschild wohnte zu jener Zeit ebenfalls dort, da der Militärdienst seiner Hausangestellten es ihm unmöglich machte, seinen grossen Haushalt in angemessener Weise aufrecht zu erhalten. Während eines deutschen Luftangriffs beobachtete Professor Weizmann, wie der junge Lord sich zwar ausdauernd, aber vergeblich darum bemühte, seine drei kleinen Kinder ruhig zu halten. Schliesslich fragte er den bedrängten Va-

ter, warum er denn nicht — wie es so viele wohlhabende Eltern in London gehalten hatten — seine Kinder zur Sicherheit nach Kanada oder in die Vereinigten Staaten geschickt habe ... «Warum?» erwiderte der Lord, «warum — so fragen Sie. Wegen des Namens. Würde *ich* die drei kleinen Dinger wegbringen, dann würde die Welt sagen, dass sieben Millionen Juden Feiglinge sind.»

Selbst in der Boheme-Umgebung des Pariser Viertels Saint-Germain-des-Près bleibt das Bewusstsein der Familie wach, das ihr eine besondere Verantwortung auferlegt. Eines Abends vor noch nicht langer Zeit sitzen drei nette Pärchen auf der Terrasse eines der Künstler-Cafés. Ein Leierkastenmann kommt mit gezogener Kappe vorbei, die drei Herren werfen ihm ein paar Münzen zu, er bedankt sich mit einem «Merci» und will schon verschwinden. Da drückt ihm das hübsche Mädchen, das Philippine heisst, schnell noch einen grösseren Geldschein in die Hand. Kaum jemand nahm Notiz von dem Vorfall, nur diejenigen vielleicht, die wussten, wer sie war: Nun nicht mehr nur eine junge Dame mit ihrem Kavaliere, sondern ein Spross des Hauses Rothschild, dessen bewusst, was jedem Bettler bei einem solchen Zusammentreffen zusteht.

3. ... *Schweigen ist Gold*

Eine an ihre bürgerliche Herkunft gemahnende Hinneigung zum Praktischen hat allerdings stets das königliche Selbstbewusstsein der Rothschilds und ihren fürstlichen Reichtum im Gleichgewicht gehalten. Da existiert ein höchst originelles Kleidungsstück, das dem Baron Philippe sehr wohl zustatten gekommen sein mag an jenem grossen Tag in Pauillac. Der Baron steht früh auf und geht daher auch wieder früh zu Bett, und er schiebt gern ein Mittagsschläfchen ein, sobald die Mahlzeiten mit ihren liebenswürdigen Förmlichkeiten beendet sind. So musste ihm sein Schneider ein seidenes, mit einem weichen Kragen versehenes Kleidungsstück konstruieren, das sowohl als Hemd unter der Smokingjacke als auch als — Nachthemd getragen werden konnte. Seine Erfindergabe gestattet ihm somit, ohne Zeitverlust den vollendeten Gastgeber zu spielen — in einem Pyjama!

Jener Geist ist es, der in den Dutzend Schlössern und Herrensitzen wohnt, von denen Philipppines Verwandtschaft zur Hochzeit nach Pauillac kam. Diese gewaltigen Barock-Bauten sind mit mehr Louis-Quatorze-, -Quinze- und -Seize-Möbeln ausgestattet, als die drei Könige selbst je besessen haben. Seit Jahrzehnten bedeutet in der Fachsprache

der Innendekorateure «Rothschild-Stil» eine Kombination von Bourbonen-Möbeln, vermischt mit Renaissance-Kostbarkeiten, eine Fülle von Blattgold und Schnitzwerk, alles in «der grossartigen französischen Art der Rothschilds», von der Cecil Beaton sprach. All dies drückt ein Vergnügen am Luxus aus, nicht aber eine Ablenkung durch ihn, und inmitten dieses unverhohlenen Reichtums thront immer noch eine gesunde jüdische Wertschätzung des Nützlichen. So findet man in der Pariser Residenz der Baronesse Edouard ein Badezimmer, eine Symphonie in Marmor und Silber, und nur eines scheint etwas aus dem Rahmen zu fallen: Bei näherem Zusehen stellt sich heraus, dass eine kleine Telefonanlage eingebaut ist, die es der Dame des Hauses gestattet, jede Nummer und Nebenstelle rasch und diskret selbst erreichen zu können, ohne ihre Sekretärinnen bemühen zu müssen oder von einer Zentrale abhängig zu sein.

Aber es sind nicht nur Telefonanlagen, mit denen sich die Rothschilds in ihre private Abgeschlossenheit zurückziehen. Es war durchaus kein Zufall, wenn das eigentliche Festessen bei Philipppines Hochzeit in den Weinkellern des Chateau Lafite-Rothschild zelebriert wurde, eines anderen Schlosses nahe Pauillac. Ungeachtet all des Glanzes und all des Reichtums der Rothschilds hielt man es für geboten, das Fest in einem unterirdischen Gelass und in einem fernen Winkel des Landes zu feiern. Zweifellos macht es den Rothschilds Freude, zu strahlen und zu glänzen, aber zum Leidwesen weiter Kreise derer, die sich als «Society» betrachten, spielt sich dies nur im engsten Kreis der Familie ab.

Diese Vorliebe für verschwiegene Zurückgezogenheit ist in der jüngsten Generation offenbar nur noch gewachsen. Der Stammvater empfahl sie zwar von allem Anfang an mit Nachdruck, aber einige seiner Sprösslinge schreckten auf ihrem stürmischen Siegeszug gegen Europas Bastionen der Macht vor keinem Mittel zurück und benutzten oft auch die auffälligste Propaganda. Heute wird von der ganzen Familie die Diskretion bis zur Vollendung kultiviert. So kam es, dass viele glauben, ausser einer grossartigen Legende sei von den Rothschilds fast nichts übriggeblieben, und die Rothschilds selbst sind damit einverstanden, dass nur die Legende ihren Ruhm künde.

Die beiden grossen Bankhäuser in London und Paris (die wohl die grössten privaten Finanzinstitutionen der Welt sind) ebenso wie das riesige Büro des Baron Edmond in der französischen Hauptstadt sind nicht einmal durch ein Namensschild kenntlich gemacht. Und die Rothschilds be-

herrschen zwar eine Unzahl Industrie-, Handels-, Bergbau- und Hotel-Unternehmen, doch trägt kein einziges davon ihren Namen. Da es sich bei allen um private Familienunternehmen handelt, besteht keine Verpflichtung, je eine Bilanz oder sonstige Geschäftsberichte zu veröffentlichen.

Gesellschaftlich allerdings stehen die Rothschilds unbestritten ganz oben. In Europa, wo es sehr viel schwieriger als in Amerika ist, nach oben zu kommen, bedeutet die Tatsache, dass man seit vier Generationen zu den Multimillionären der Welt zählt, nicht unbedingt, dass man allgemein auch von der wirklich Grossen Welt akzeptiert wird. Aber gerade dort, wo sich die Creme der Gesellschaft trifft, da kann man, fast unscheinbar und kaum je vernehmbar, Rothschilds antreffen, im St. James Club zu London oder beim Tee der Comtesse de Paris. Die Exklusivität jener unzugänglichen «Heiligtümer» wird von den Rothschilds weniger genossen als durch ihre Anwesenheit erst bestätigt.

Auch die Riesensummen, die die Rothschilds für wohltätige Zwecke stiften, bleiben völlig im Verborgenen. Nur wenige wissen, dass Guy de Rothschild, der Chef des französischen Hauses, Präsident des Fonds «Social Juif Unifié» (des vereinigten jüdischen Sozialfonds in Frankreich) ist, oder dass es in der Londoner Firma eine eigene Abteilung gibt, die allmonatlich eine Liste derjenigen jüdischen und nichtjüdischen charitativen Institutionen zusammenstellt, denen der Senior des Hauses seine Spenden zufließen lassen will, oder dass es eine ebenso mächtige wie zurückhaltende «B.-de-Rothschild-Stiftung» gibt, deren Oberaufsicht Guys Schwester Bethsabée ausübt und die in New York, Paris und Tel Aviv tätig ist. Unter ihrer Schutzherrschaft steht u.a. die Martha-Graham-Tanzgesellschaft, sie fördert Balletts in Frankreich und Künstler in Israel, sie stellt erhebliche Mittel für die Erziehung und Ausbildung von Indianern in Amerika zur Verfügung ebenso wie für Forschungen über die Kunst des alten Indiens, und all dies geht unter dem Mantel grösster Verschwiegenheit vor sich.

Die Familie hält sich schliesslich fern von allen Presseagenturen oder sonstigen Public-Relations-Spezialisten. Es mag natürlich dem einen oder anderen Besucher der Pferderennen in Ascot, Longchamp oder Deauville doch bekannt sein, dass die Jockeys in den blau-gelben Seidentrikots des Gestüts von Baron Guy die gleichen Farben zeigen wie die Fahnen, die über den Rothschild-Schlössern diesseits und jenseits des Kanals wehen. Zoologen mögen von einer prachtvollen Schmetterlingsart in Neuguinea Kenntnis haben, die den Namen *Ornithoptera rothschildi* trägt, oder einen südamerikanischen Straussenvogel kennen, der *Rhea rothschildi* heisst — beides Lebewesen, auf Expeditionen ent-

deckt, die von den Rothschilds finanziert wurden. Weinkenner ihrerseits werden wieder Mouton Rothschild und Lafite Rothschild als zwei der besten Rotweine der Welt schätzen. Botaniker und Gartenfreunde gehören zu den Nutzniessern der Rothschild'schen Vorliebe für die Züchtung neuer Blumensorten — jener einzigartigen Rothschild'schen Azaleen, der zahlreichen Rhododendren, die den Namen Rothschild tragen, und der phantastischen Orchideen, die in Exbury gezogen werden. Während so nur von Spezialisten zuweilen die goldenen Spuren erkannt werden, die die Familie zurücklässt, gibt es andere Merkzeichen, die in nichts mehr an die Rothschilds erinnern. Im Louvre, im Britischen Museum und in vielen grossen anderen Galerien beschäftigen sich gerade jetzt viele Hunderte von Forschern mit einer unerschöpflichen Fülle von Schätzen, ohne zu ahnen, dass alle diese Kostbarkeiten einst die Bibliotheken und Wohnräume der Rothschilds schmückten: Verglichen mit den Schenkungen der Rothschilds erscheinen die der Medici beinahe kärglich.

In Wien ging das Haus Rothschild im März 1938 unter den Stiefeln der einmarschierenden Hitler-Wehrmacht zugrunde. Und doch lebt die Familie auch dort weiter, nicht allein in den riesenhaften Sammlungen des Kunsthistorischen und des Kunstgewerbe-Museums. Nein, die Erinnerung an die Rothschilds erfüllt buchstäblich die Lüfte der österreichischen Hauptstadt, denn in jedem Frühling erblühen in den Parks und auf den Plätzen der alten Kaiserstadt jene Blumen, die einst in den Rothschild'schen Glashäusern auf der Hohen Warte herangezüchtet wurden.

Alltäglich besuchen Österreicher aus allen Gebieten des Landes den Stephansdom, der ein Nationalheiligtum ist. Nachdem St. Stephan im zweiten Weltkrieg schweren Schaden gelitten hatte, steuerten alle Bundesländer Baustoffe zum Wiederaufbau bei, jedes Land nach seiner Eigenart. Auch das Haus Rothschild, gleichsam ein Land für sich, lieferte wertvollstes Baumaterial; es stammte von dem grössten Palais der Familie. Dieses, die Residenz in der Prinz-Eugen-Strasse, war ein so monumentales Bauwerk, dass sich im Jahr 1956 kein neuer Käufer fand. Man riss das Haus ab, gerade als St. Stephan dringend eine Ladung kostbaren Marmors brauchen konnte, und so transportierte man diesen direkt von dem jüdischen Palais in den katholischen Dom.

Lediglich eine der Städte, die mit dem Namen Rothschild verbunden waren, kann kaum noch greifbare Spuren der Familie aufweisen. Frankfurt am Main, die Wiege der Rothschilds, verfügt noch über einen, 1961 durch Bürobauten sehr verkleinerten Rothschildpark, und im Stadtarchiv

geben ein paar vergilbte Urkunden Nachricht von den Anfängen der Rothschilds. Aber die Ruine des von Bomben zerstörten alten Rothschild-Hauses musste einem neuen Geschäftshaus weichen. So finden sich heute nur wenige Erinnerungen an die Rothschilds in der Main-Metropole, von der einst der Ruhm der «Fünf Frankfurter» ausgegangen ist. Aber auf dem alten jüdischen Friedhof ruhen noch immer die Gebeine des Stammherrn von Firma und Familie.

In einem überfüllten Ghettohaus von Frankfurt begann jene Sage, die in der Hochzeit zu Pauillac einen ihrer Höhepunkte erreichte. Dort hatte Mayer Amschel Rothschild, der noch einen gelben Judenstern auf seiner mittelalterlichen Gewandung tragen musste, vor zwei Jahrhunderten einen kleinen Laden geschaffen und Gudula Schnapper geheiratet. Diesem Bund entsprangen jene fünf erstaunlichen Söhne, die ihren Triumphzug durch die weite Welt mit besser geplantem und dauerhafterem Erfolg antraten als alle echten Cäsaren und alle Diktatoren vor ihnen und nach ihnen.

Hier begann ihre Geschichte, und hier begann der Name Rothschild Geschichte zu machen.

II DIE JUDENGASSE

I. Ein Waisenkind kehrt heim

Man kann heutzutage kaum einen Rothschild kennenlernen, ohne schon vorher seinen Ahnen begegnet zu sein. Die Eingangshalle seines Hauses und die Empfangsräume seiner Firma werden mit Sicherheit reich geschmückt sein mit Gemälden, Statuen, Reliefs seiner Vorfahren und mit anderen Erinnerungsstücken. Aber stets wird eine bemerkenswerte Lücke auffallen: Es gibt nirgendwo auch nur ein einziges Bildnis des Begründers der Familie, obwohl sich Mayer Rothschild gegen Ende seines Erdendaseins selbst den kostspieligsten Porträtmaler hätte leisten können.

Wenn uns auch ein wirkliches Abbild Mayer Amschel Rothschilds fehlt, so ist doch das Bild, das uns seine Zeitgenossen überliefert haben, lebendig genug. Es ist so ganz anders als das seiner Kinder, dieser massiven, vorwärtsstrebenden Genies grenzenlos praktischen Denkens und Handelns. Der Patriarch der Familie hingegen war schlank und von mildem Wesen, leicht vornübergebeugt und mit schmalen Schultern wie ein stu-

benhockender Gelehrter. Sein feines Gesicht strahlte ein Lächeln aus, dessen schalkhafte Art in ihm alles andere denn einen Geschäftsmann vermuten liess.

Ein seltsamer Traum muss diesen Mann erfüllt, ein unbekanntes Etwas ihn immer aufs neue veranlasst haben, ungewöhnliche Entscheidungen zu treffen. Zu diesen unerklärlichen Entschlüssen hat auch der gehört, an einem Frühlingstag des Jahres 1764 in seine Geburtsstadt Frankfurt am Main heimzukehren.

Mayers Vorfahren waren im Ghetto dieser Stadt schon lange Zeit kleine Händler gewesen. Aber für seine Zukunft war eigentlich etwas anderes vorgesehen. Da er unter den zahlreichen Kindern seiner Eltern der Begabteste war, wurde er in eine Jeschiwah nach Fürth geschickt, in eine Talmudhochschule, damit er das werde, was sich jede jüdische Familie für den dazu geeigneten Sohn erträumte: nicht Kaufmann, sondern Rabbiner! Er bewährte sich als Student. Aber das Schicksal bot ihm diese Chance nur kurze Zeit, denn es nahm ihm früh seine Eltern und damit die Möglichkeit, seine Studien fortzusetzen. So musste er froh und glücklich sein, dass ihm seine Verwandten eine Lehrstelle in einem Bankhaus verschafften, bei den Oppenheimers in Hannover.

Jeder andere junge jüdische Mann hätte sich dort wohl dauernd niedergelassen. Deutschland war damals noch ein bunter Fleckenteppich von souveränen Herrschaften, deren jede ihre eigenen Gesetze hatte. Im Vergleich zu Frankfurt ging es den Juden in Hannover wesentlich besser. Mayers Zukunft schien gesichert: bei Oppenheimers bleiben, langsam zum Hauptbuchhalter aufrücken und mit Gottes Hilfe vielleicht nach vielen Jahren sogar Teilhaber werden. Trotz dieser Chance aber kehrte Mayer zurück nach Frankfurt. Er tat das Unlogische und begründete damit die Zukunft seiner Familie.

Als er an jenem Frühlingstag nach Frankfurt kam, wahrlich noch keineswegs berühmt, erwartete ihn nichts als kleinliche Demütigungen. Beim Überqueren des Mains musste er den Judenzoll entrichten. Schon von ferne konnte er das von Menschen wimmelnde Stadtviertel erspähen und wohl auch riechen, worin er vor zwanzig Jahren in einem der eng aneinander gedrängten Häuser geboren worden war. Das Ghetto bestand im Wesentlichen aus einer langen dunklen Strasse, knapp vier Meter breit – jenes Ghetto, von dem Goethe später sagte, es sei zwischen Stadtmauer und Graben eingeklemmt gewesen wie in einen Zwinger.

Auf seinem Weg in die Judengasse konnte Mayer nicht jenen Strassenlummeln entgehen, deren Hauptvergnügen es war, «Jud, mach Mores!»

zu schreien, worauf der so angesprochene Jude zur Seite treten, seinen Hut abnehmen und sich verbeugen musste. Nachdem auch er so dem Unterhaltungsbedürfnis der christlichen Jugend der Freien Reichsstadt seinen Tribut dargebracht hatte, erreichte Mayer das Tor der Judengasse, die von Soldaten allabendlich mit schweren Ketten gegen die übrigen Strassen der Stadt abgeschlossen wurde.

Im Innern des Ghettos sah es nicht viel erfreulicher aus. Aus den Läden quollen ganze Berge alter Kleidungsstücke und Haushaltsgegenstände. Diese Art des Handels war das Ergebnis einer Verordnung der Stadt Frankfurt, nach der die Juden nicht nur von der Landwirtschaft und von jedem Handwerk ausgeschlossen waren, sondern auch vom Handel mit wertvolleren Waren, wie etwa mit Waffen, Seide oder frischem Obst und Gemüse. Auch den jungen jüdischen Mädchen, denen Mayer begegnete, waren von ihren christlichen Nachbarn harte Vorschriften auferlegt worden: Ein anderes der zahlreichen die Juden betreffenden Gesetze der Freien Reichsstadt bestimmte, dass die jüdische Bevölkerung der Stadt nie über 500 Familien wachsen dürfe, weshalb die Zahl der Eheschließungen auf zwölf im Jahr beschränkt war.

Als Mayer in die Nähe seines Geburtshauses kam und ihm ein alter Freund «Grüss dich, Rothschild!» zurief, wurde ihm wieder einmal bewusst, dass er eigentlich gar keinen Familiennamen besass. Dieses Privilegium stand den Juden in Deutschland damals noch nicht zu. Um sich aber irgendwie kenntlich zu machen, benutzten die Juden oft ihre Hauschilder, Vorläufer unserer prosaischeren Hausnummern. Die Vorfahren Mayers hatten früher am wohlhabenderen Ende der Strasse in einem Haus gewohnt, das durch ein rotes Schild gekennzeichnet war. Diesen Hausnamen hatte die Familie mit sich genommen, obwohl sie jetzt in einem wesentlich weniger ansehnlichen Gebäude hauste, dessen Hauschild eine Pfanne war.

In diesem Haus «Zur Hinterpfann» kam Mayer nun endlich zur Ruhe. Er überquerte einen düsteren, vollgepfropften Hof, denn im Hintergebäude betrieben seine Brüder Moses und Kalmann eine Altwarenhandlung. Hier endete seine Wanderschaft, und hier beginnt seine einzigartige Geschichte.

2. Träumer im Ghetto

In den düsteren und dumpfen Kammern des Hauses «Zur Hinterpfann» tat Mayer Amschel nun geduldig und mühsam Jahr um Jahr seine Arbeit.

Hier drängt sich uns die Frage auf: Ahnte er vielleicht schon damals, wie sehr es ihm zum Glück ausschlagen würde, dass er die klar vorgezeichnete ordentliche Karriere im Bankgeschäft zu Hannover aufgegeben hatte, um in einem dunklen Loch des Frankfurter Ghetto sein eigener Herr zu sein? War er sich wirklich schon der Möglichkeiten bewusst, die in seiner Geburtsstadt für ihn noch schlummerten? Wusste er, dass der regierende Herr des umliegenden Landes, der junge Wilhelm von Hessen-Hanau, schon damals ein Plutokrat unter allen Fürsten des Reiches war und dass sich aus seinem Hof ein Finanz-Imperium entwickeln würde, das seine Hofjuden brauchte? Hatte diese Idee wirklich schon als Traum ihren Weg durch das enge Giebeldach gefunden und Mayers nächtliche Gedankengänge angeregt?

Im nüchternen Tageslicht sah es anders aus: Welch ein Abstand lag zwischen Mayer und dem Fürsten! Bei Tage – da war er nur einer von drei Brüdern, die im mittelalterlichen Kaftan zwischen alten Kisten und Kästen, hochwertigem Trödel und minderwertigen Antiquitäten hausten. Er konnte von jenseits der Ghettomauern den Hufschlag vieler Pferde hören, die ihre Reiter nach Hanau zum Schloss des Fürsten Wilhelm trugen, aber er selbst hätte sich nicht ein einziges Pferd leisten können.

Die Zeit verging, und es schien mehr als fraglich, ob Mayer sich je auch nur einen Sattel werde leisten können – von Pferden ganz zu schweigen. Mit mehr Begeisterung als Erfolg hatte er sich einem neuen Erwerbszweig zugewandt: Im Rahmen des Altwarengeschäfts begann er mit alten Münzen zu handeln. Die Jahre an der Talmudhochschule waren noch immer lebendig in ihm. Er war ein verhinderter Rabbiner, und er trug die alte Verehrung seines Volkes für Poesie und für das Wissen von vergangenen Zeiten in sich. So erwarb er Denare und Taler, verschollene Münzen aus Russland, aus der Pfalz, aus Bayern. Er prüfte und sortierte, beschrieb und erläuterte seine liebevoll gesammelten Schätze – aber verkaufen konnte er sie nicht.

So schien es wenigstens zunächst. In der Judengasse war das im Umlauf befindliche Geld so rar, dass man sich nicht um ausser Kurs gesetztes kümmern konnte. Und mit den christlichen Bürgern der Reichsstadt war es nicht anders: Was sollte der Tand? So musste er sein Glück ausserhalb Frankfurts versuchen. Mayer dachte dabei an die Herrensitze und Schlösser der Umgebung. Immerhin war da eine winzige Verbindung: In Hannover hatte er einige Besorgungen erledigt für einen General von Estorff, der jetzt am Hofe des Prinzen Wilhelm in Hanau diente.

Tatsächlich: Der General liebte, sich an ihn zu erinnern. Mayer konnte bald feststellen, dass die Höflinge, des Generals Freunde, sich für die seltsamen alten Münzen interessierten und mit Aufmerksamkeit seinem überraschend fundierten Geplauder über numismatische Themen lauschten. Seinem Ghetto-Singsang, mit dem er seine Güter anpries, hörten sie amüsiert zu, seinen Katalog studierten sie mit Aufmerksamkeit. Und – Wunder über Wunder! – sie kauften sogar!

Derartige Käufe wiederholten sich, und Mayer kam zu einer festen Kundschaft. Er wurde unternehmender und versandte seine barock verschnörkelten Kataloge an Höfe und Höflinge im ganzen Land. Eines Tages gestattete Prinz Wilhelm persönlich, dass der Münzjude ihm seine Aufwartung machte. Die Fabel will wissen, dass Seine Hoheit eben beim Schach gewonnen hatten und darum die Umwelt mit besonderem Wohlwollen zu betrachten geruhten. Mayer überliess ihm eine Auswahl der seltensten Medaillen und Münzen. Das war das erstmal, dass ein Rothschild mit einem regierenden Fürsten geschäftlich zu tun hatte, und die Verbindung zu Wilhelm (der seit 1760 Herr der Grafschaft Hessen-Hanau war, 1785 Landgraf von Hessen-Kassel und 1803 Kurfürst wurde) sollte nicht mehr abreißen.

Voll Hochgefühl kehrte Mayer ins Ghetto heim. Er trug sich schon lange mit dem Gedanken zu heiraten, aber die Familiengründung sollte nicht von gelegentlichen Gunstbeweisen eines hohen Herrn abhängig sein. So entschloss er sich, im Haus «Zur Hinterpfann» eine Wechselstube zu errichten – eine Art Miniaturbank, in der die Vielzahl der damals im weiten Deutschen Reich geltenden Münzen gegeneinander eingetauscht werden konnten. Denn die Frankfurter Messe lockte Kaufleute aus allen Staaten und mit ihnen Dukaten, Florins, Carolins, Taler und manch anderes Geldstück in die Stadt. Diese bunte Vielfalt sollte für Mayer bald eine stete Einnahmequelle werden.

So wurde er nun rasch ein begehrenswerter Heiratskandidat. Er verkehrte immer häufiger in einem Haus am «guten Ende» der Judengasse, wo die zierliche, aber energische siebzehnjährige Kaufmannstochter Gudula Schnapper bei ihren Eltern lebte. Die Mitgift, mit der Mayer nach der Sitte der Zeit rechnen konnte, war nicht zu verachten. Güte! war ein süßes Mädchen und verstand noch dazu, ein treffliches Sabbatmahl zu kochen. Was konnte ein netter junger Mann mehr wollen?

Aber Mayer wollte mehr. Da waren die alten Münzen und die hohen Herren, die sie kauften... Wieder vernahm er die verheissungsvolle Stim-

me seiner Träume, und wieder beugte er seinen Rücken tiefer, um später einmal den Kopf höher tragen zu können. Wieder lehnte er es ab, den einfachen bürgerlichen Erfolgsweg zu beschreiten. Die Mittel, die ihm seine Geldwechselgeschäfte einbrachten, nutzte er nicht zur Erweiterung der Wechselstube, die doch seine Existenzgrundlage war, sondern steckte sie in den Münzenhandel.

Er kaufte die Sammlungen einiger Liebhaber auf, die gerade um Bargeld verlegen waren. Mit seiner erweiterten Kollektion gelang es ihm sogar, das Interesse des Herzogs Karl August von Weimar – des Förderers und Dienstherrn Goethes – zu gewinnen sowie das einiger anderer hochgestellter Kunden. Dabei machte es ihm nichts aus, wenn sie langsam zahlten. Mit Prinz Wilhelm von Hessen- Hanau hatte er nun ständig, wenn auch in bescheidenem Ausmass, geschäftlich zu tun. Und er fühlte sich glücklich.

Seinen Brüdern, die nach wie vor ihrem mühseligen, soliden Altwarenhandel nachgingen, gelang es nie, das fast verklärte Lächeln völlig zu begreifen, das Mayers bärtigem Gesicht alle Strenge nahm. Mit Verwunderung beobachteten sie den jungen, versponnenen Mann. Es schien, als lebe er nur seinen Münzkatalogen. Wie sorgfältig liess er sie jetzt in ornamentaler Fraktur setzen und drucken! Mit welcher Ausdauer korrigierte er die Titelseiten und alle Texte, die allerdings ein wenig altmodisch klangen! Er erinnerte die Brüder an einen Talmudisten, der mit Andacht einen Pergament-Folianten schrieb.

Und in der Tat, Mayer begann zu schreiben. Allerdings keine Bücher, sondern Briefe, die recht praktische Aufgaben zu erfüllen hatten. Adressiert waren sie an verschiedene Fürsten. Diese Bittbriefe waren voll von umständlichem Charme und zeigten seine Vorliebe für Förmlichkeiten – Eigenschaften, die für Mayer ebenso charakteristisch bleiben sollten wie seine Art, das Schriftdeutsch seiner Tage in kurioser Weise mit dem Judentum des Ghetto zu verbinden.

«Ich habe die besondere und hohe Gnade gehabt, Ew. Hoch Fürstl. Durchlt. verschiedene Lieferungen zu thun die zu Höchst Dero gnädigstem Wohlgefallen gereicht. Alle meine Kräfte und Vermögen werde ich anstrengen, um Ew. Hoch Fürstl. Durchlt. zu ferneren gnädigst Befehlenden Diensten bereit zu sein. Eine besondere und kräftige Aufmunterung hizu würde es mir geben, wann Ew. Hoch Fürstl. Durchlt. geruhen wollten, mich mit dem Charakter Höchst Derselben Hof-Faktoren zu begnadigen. Ich stehe Ew. Hoch Fürstl. Durchlt. hierum mit desto mehrerer Zuversicht an, da ich dadurch auf keine Weise beschwerlich falle und

ich durch diesen Charakter in Ansehung meines Handels sowohl als auch anderer Umstände wegen, allhier in der Stadt Frankfurt mein Glück machen kann.»

Und siehe da: Der Wunsch wurde ihm nach einer nicht allzu langen Wartezeit erfüllt: Am 21. September 1769 konnten die Spaziergänger am «armen Ende» der Judengasse etwas Neues bestaunen. Ein schwächlicher, bärtiger junger Mann brachte nicht ohne Stolz am Haus «Zur Hinterpfann» ein Schild an: Unter dem Wappenzeichen des Hauses Hessen-Hanau stand in goldenen Buchstaben:

M. A. Rothschild

Fürstlich Hessen-Hanau'scher Hoffaktor

Die Ernennung zum Hoffaktor war nun durchaus kein welterschütterndes Ereignis. Sie bestätigte lediglich öffentlich die Tatsache, dass der so Ernannte mit dem Hof in geschäftlicher Beziehung stand. Sie verpflichtete weder den Fürsten in irgendeiner Weise, noch konnte man sie als magisch wirksame Förderung der Laufbahn Mayers betrachten. Denn Hoflieferanten gab es viele und in jedem Gewerbe. Trotzdem bedeutete das Schild für die Ghetto-Nachbarschaft ein aufregendes Ereignis. Der Hausbesitzer zeigte sich beeindruckt und geneigt, ein Viertel des Hauses «Zur Hinterpfann» den Brüdern zu veräußern. Diese Transaktion hatte Mayer schon lange ersehnt. Auch die Bedenken von Gudulas Vater gegen die Heirat seiner Tochter mit dem strebsamen jungen Mann schmolzen dahin, und es wurde geheiratet. Vor allem hob der neue Titel für den frischgebackenen Hoffaktor manche der Beschränkungen auf, unter denen die Juden damals zu leiden hatten: Fast wie ein Pass erleichterte er das Reisen erheblich.

Immer wenn Mayer vor das Haus «Zur Hinterpfann» trat, verweilte er für einen Moment und zeigte beim Anblick des Schilds ein seltsames Lächeln. Gudula schenkte ihm ein Kind nach dem anderen. Jedes hielt er vor dem Schild hoch, zeigte es ihm und erklärte Wappen und Goldbuchstaben. Seine Brüder machten sich ein wenig über ihn lustig. Seine Frau war eifrig mit Kochen und Waschen beschäftigt. Aber die Kleinen betrachteten mit ihren grossen Augen ernsthaft den Vater und das Schild, als begriffen sie schon, dass dies der bescheidene Anfang einer gewaltigen Entwicklung sein sollte.

3. Mayer und sein Fürst

Der junge Fürst, der die Ernennung ausgesprochen hatte – und damit einen wichtigen Beitrag zu dem sich entwickelnden Drama der Rothschilds leistete war in jeder Hinsicht eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Sein Herrschaftsgebiet war zwar nicht allzu gross, aber sein Adel war so alt wie der jedes Monarchen seiner Zeit. Er war ein Enkel des Königs Georg II. von England und ein Vetter von Georg III., Neffe des dänischen Königs und Schwager des Königs von Schweden. Augenscheinlich lebten alle diese hohen Herren sehr standesgemäss. Wodurch sie für Wilhelm (und damit auch für die sich entwickelnde Story des Mayer Rothschild) aber immer wichtiger wurden, war die Tatsache, dass sie fast alle dem kleinen Hessen-Hanau Geld schuldig waren.

Wenn es ums Geld ging, dann verstand der blaublütige Wilhelm von Hessen-Hanau, dessen Haus zu den ältesten des Reiches gehörte, weniger Spass als irgendein kleiner Parvenü mit ganz gewöhnlichem roten Blut. Er war in dieser Hinsicht der erste grosse kapitalistische Monarch. Wie schon sein Vater, Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, so bereicherte auch er sich daran, seine Landeskinder als Soldaten zu verschachern. Aber der Junior erwies sich dabei weit gerissener als der Papa. Er zog die jungen Untertanen ein, drillte sie militärisch und erhöhte dadurch ihren Marktwert, bevor er sie dem Meistbietenden zuschlug. Seine Truppen gehörten zu den bestausgebildeten der Zeit. Persönlich überzeugte er sich davon, dass weder die Perücken der Offiziere noch die Musketen der Mannschaft zu wünschen übrigliessen. Wenn wieder eine Kompanie befriedigend ausgebildet und hübsch uniformiert war, wurde sie an das Königreich des englischen Vetters verkauft: «Die Hessen» dienten dazu, in Grossbritanniens überseeischen Kolonien Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Mit diesem Menschenhandel bereicherte sich Wilhelm unvorstellbar. Immer wenn einer der hessischen Soldaten auf dem Feld der Ehre fiel, berechnete der Prinz eine zusätzliche Prämie als Entschädigung für diesen harten Schicksalsschlag. Die Zahl der Todesopfer stieg, und damit nahm auch das Bargeld Seiner Durchlaucht zu. Er liess es gegen Zinsen aus, wobei er von Standesvorurteilen keineswegs gehemmt war. Unter seinen Kunden befanden sich einfache bürgerliche Fabrikanten (wenn sie nur kreditwürdig waren!) ebenso wie die meisten Könige Europas,

die an Stelle von Zinsen oder neben den Zinsen ihrem blaublütigen Gläubiger königliche Huldbeweise zukommen liessen. Diese Mischung von wertvollen Gefälligkeiten seitens der allerhöchsten Verwandtschaft und von klingender Münze seitens der bürgerlichen Schuldner liess Wilhelm zum reichsten Fürsten Europas werden. Wohl niemand hat seit den Tagen der Fugger ein so gewaltiges Privatvermögen anzusammeln verstanden – bis zu der Zeit der Rothschilds.

In einem Leben, das so hingebungsvoll dem Anhäufen von Geld gewidmet war, kannte Wilhelm nur noch ein Hobby. Man kann es hart, aber zutreffend mit dem schlichten Wort «Ehebruch» bezeichnen. Auch ihm gab er sich mit einer geradezu bewundernswürdigen Gewissenhaftigkeit hin. Neben den drei Kindern von seiner angetrauten Gattin, der Prinzessin Karoline von Dänemark, hatte er nicht weniger als dreiundzwanzig illegitime Nachkommen. Sie wurden alle mit rührender Zuneigung behandelt: Der Herr Vater sorgte dafür, auch wenn es etwas kostete, dass sein erlauchter Schuldner, der Kaiser Franz von Österreich, sie mit den nötigen Adelstiteln versorgte.

Eine indirekte und nicht unwichtige Folgeerscheinung eines der amourösen Abenteuer Seiner Durchlaucht war, dass die bis dahin recht losen Bande zwischen ihm und Mayer Rothschild fester wurden. Die acht Kinder der Frau von Ritter-Lindenthal, einer der Konkubinen des Fürsten, hatten einen Hauslehrer namens Buderus. Sein Sohn Carl Friedrich Buderus wurde Finanzbeamter des Hofes von Hessen-Hanau. Der junge Carl, dem wir noch öfter begegnen werden, fiel beim Prinzen dadurch angenehm auf, dass er diesen an Sinn für Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit noch übertraf. Ein Zeitgenosse berichtet als charakteristisch, wie er die Überschüsse des Milchverkaufs in einer der Molkereien des Prinzen einfach dadurch erhöhte, dass er die alte Gewohnheit untersagte, die Bruchteile eines Hellers bei den Abrechnungen wegzulassen. Der junge Buderus wies seinem Herrn nach, dass dadurch allein die Einkünfte der Molkerei um 120 Taler im Jahr erhöht würden. Diese Entdeckung beeindruckte den Fürsten so stark, dass er Buderus neben den sonstigen Verpflichtungen auch noch mit der Verwaltung seiner Privatschatulle betraute.

Buderus war es, der die Salzsteuer in Hessen-Hanau einführen half; sie diente dazu, den zahlreichen Bastarden des Fürsten einen angemessenen Lebensunterhalt zu sichern. Und Buderus war es, der sich für diesen Mayer Amschel Rothschild zu interessieren begann. Immer häufiger erschien Mayer jetzt in Hanau mit seltenen Dingen. Buderus entdeckte seine Zuneigung für den Juden und für die seltenen Münzen, die dieser

an jedem Festtag als Geschenk präsentierte. Der Kalender des Ländchens wies erfreulicherweise viele solcher Feiertage auf. Buderus, seinerseits auch kein kleinlicher Mann, revanchierte sich, indem er dafür sorgte, dass die Wechselstube Mayers einige der Londoner Wechsel des Fürsten zum Diskont und zum Inkasso bekam. So war Rothschild ganz allmählich vom Geldwechsler zum Hofbankier geworden, wenn auch zunächst nur in geringem Ausmass.

In so geringem Ausmass, dass sich Wilhelm dieser Tätigkeit seines Hofjuden wohl gar nicht im Einzelnen bewusst war. Denn er liebte es, aus Vorsicht und Klugheit, seine ausländischen Wechsel unter eine möglichst grosse Anzahl von Bankiers und Maklern aufzuteilen, um die Kurse und Diskontsätze nicht zu gefährden. Buderus konnte Mayer nur noch das eine oder andere kleine Geschäft zukommen lassen. Aber dann schien das Bächlein zu versickern, anstatt sich in einen Strom zu verwandeln. Dazu kam noch ein historisches Ereignis, das nun auch räumlich den Abstand zwischen dem kleinen Mayer und dem Fürsten vergrösserte.

Wilhelms Vater starb. Im Jahre 1785 wurde Seine Durchlaucht Erbe der gewaltigen Besitzungen, die schon der Alte angehäuft hatte: Der Palast und der Titel des Landgrafen von Hessen-Kassel fielen nun Wilhelm zu. Er verliess Hanau und damit die nähere Umgebung Frankfurts. Der gesamte Hofstaat mit Gattin, Mätressen, ehelichen und unehelichen Kindern, Höflingen, mit allem, was dazu gehörte, wurde in das Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel verlegt.

Im selben Jahr zog Mayer mit Frau und Kindern in ein etwas grösseres Ghettohaus um, in das Haus «Zum Grünen Schild». Diese Wohnsitzänderung innerhalb des Ghettos fiel niemandem sonderlich auf und konnte schon gar nicht im gleichen Atemzug mit der Verlegung der Residenz des fürstlichen Herrn erwähnt werden. Trotzdem hinterliess schliesslich der Umzug Mayers und nicht der Wilhelms seine Spuren in den Annalen der Geschichte – bis heute.

4. Die Wiege einer Dynastie

Wenn Mayer Amschel im Alter auf sein Leben zurückblickte, so pflegte er zu sagen, dass seine glücklichste Zeit die achtziger Jahre waren. Er war damals ein Vierziger, in den besten Jahren, und das Jahrzehnt war voll von Freude an der Familie. Der Tumult, der den Aufstieg der Familie – zu dem was als «Die Rothschilds» in die Geschichte einging – begleitete, hatte noch nicht begonnen. Aber schon war ein grosser Teil der Demütigungen und der Sorgen um die nackte Existenz, die für das Ghet-

toleben kennzeichnend gewesen waren, erfolgreich überwunden. Jener ärmliche Hinterhof des Hauses «Zur Hinterpfann» gehörte endgültig der Vergangenheit an. Das Haus «Zum Grünen Schild» machte einen weit wohlhabenderen Eindruck mit seiner dreistöckigen Strassenfront. Man sah sofort, dass Mayer ein angesehenere Kaufmann geworden war. Auch dieses Haus litt allerdings unter der drückenden Enge des Ghettos: das «Grüne Schild» war zwar ein hohes, aber auch ein schmales Gebäude mit kleinen, dunklen Zimmern. Zwei Schlafzimmer mussten für die Eltern und die ständig wachsende Kinderschar ausreichen. Insgesamt wurden zwanzig Kinder geboren, aber nur zehn von ihnen blieben am Leben. Schränke, Schubladen und Fächer wurden unter den hohen Stiegenstufen, ja sogar in die Mauern eingefügt.

Das neue Haus war durchaus kein Ruhesitz. Die Judengasse blieb immer ein lebendiger, lärmender Stadtteil. Im Hause selbst knarrten und ächzten die alten Stiegen und Fussböden, und wenn die Eingangstüre geöffnet wurde, erklang im Innern eine alte Glocke. Sie hatte in ihrem langen Leben nicht nur Kunden und Freunde anzukündigen, sondern auch Polizisten und Pogromhelden.

Diese Glocke unterbrach nun den Tagesablauf Mayers mehr als hundertmal. Er war fleissiger denn je. Um für den Unterhalt seines Hauses und seiner Familie sorgen zu können, hatte er neben dem Münzhandel, der Wechselstube und dem Altwarenhandel noch, dem Zug der Zeit folgend, ein Kurz- und Schnittwarengeschäft eröffnet. Die Last der ganzen Arbeit lag jetzt allein auf seinen Schultern, denn Bruder Kalmann war schon im Jahr 1782 verstorben, und Bruder Moses hatte sich von ihm getrennt. Bei all seinen Unternehmungen, treppauf und treppab, bewahrte er sein frohes, geheimnisvolles Lächeln, das auch in dem sonnenarmen Ghetto nie erstarb. Mayer hatte auch wirklich immer mehr Grund, mit seinem Leben und seinen Erfolgen zufrieden zu sein. Der Laden zog mit seiner grossen Auswahl bessere und anspruchsvollere Kunden an. Das älteste Kind, Schönche, das jetzt an der Kasse sass, musste sogar ein neues Kleid bekommen. Mit der Unordnung, die für die Altwarenhändler sonst so kennzeichnend war, räumte Mayer auf. Schliesslich begann er neben den Textilwaren auch noch Wein und Tabak zu verkaufen, deren Aroma das ganze Gebäude durchzog.

Im Erdgeschoss lag die Küche, so winzig wie alle Räume im engbrüstigen Ghettohaus: etwa vier Meter lang und anderthalb Meter breit. Der Küchenherd bot nur für einen einzigen grossen Kochtopf Platz. Neben diesem Miniaturherd befand sich jedoch eine Wasserpumpe, ein unge-

wöhnlicher Luxus im Ghetto. Die Rothschilds zählten zu den wenigen Auserwählten, die nicht ausserhalb ihres eigenen Hauses Trinkwasser holen mussten.

In der Küche herrschte natürlich die Hausfrau. Gudula regierte dort wie auch in der sorgfältig gepflegten Wohnstube. Viele Jahre später sollte dieser bescheidene Salon, der wegen der Farbe der verblichenen Polstermöbel «Das Grüne Zimmer» hiess, berühmt werden: Mutter Gudula harnte dort getreulich und hielt Hof zu einer Zeit, als ihre fünf Söhne schon lange in die Welt hinausgezogen waren und in Palästen residierten.

Am Freitagabend, der den jüdischen Sabbat einleitet, liebte es Mayer, nach dem Gottesdienst den Rabbiner einzuladen. Mit ihm pflegte Mayer sich dann in gelehrte Gespräche zu vertiefen, den Sabbatwein zu trinken und bis ins Morgengrauen die ersten und letzten Dinge des Daseins zu erörtern. Auch an Werktagen, wenn er die Wechsel, die Waren und die Münzen einmal beiseitelegte, nahm Vater Mayer mit Vorliebe die Folianten des Talmud hervor und rezitierte im eintönigen Singsang-Ton die ernsten Gesetzesdiskussionen und die reizvollen Geschichten der Lebensweisheit. In ehrfürchtiger Stille hörten ihm Mutter, Söhne und Töchter zu.

Das Haus «Zum Grünen Schild» hatte zum Hinterhof hinaus einen Balkon, den die Familie zur Erholung benutzte, da ja die öffentlichen Parks den Juden nicht zugänglich waren. Dort vergnügte sich der liebende Vater mit der Kinderschar, während Gudula – das Vorbild einer still sorgenden jüdischen Familienmutter – in ihrem Reich blieb. Sie nähte, flickte, stopfte, häkelte, strickte und sorgte auf hunderterlei andere Weise dafür, dass die Familie respektierlich aussah und auftrat. Auf dem kleinen Balkon lehrte Mayer die Töchter, wie man Pflanzen hegt und pflegt, und sprach in blumenreichen Wendungen über die Wunderwelt der Botanik, fast so, als ob es sich um alte Münzen handle. Und auf dem Balkon wurde am Laubhüttenfest unter freiem Himmel auch das Bretterzelt errichtet, das dem Feiertag seinen Namen gibt. Durch die Zweige, die an Stelle eines Daches gegen Wind und Wetter schützen sollten, sah man Sonne und Sterne, soweit die engen Ghettostrassen den Gestirnen erlaubten, ihre Strahlen auf die Frankfurter Juden zu senden. Mayers Anwesen hatte noch eine weitere Eigenheit, von der er oft, wenn auch nur ganz im geheimen Gebrauch machte. Jenseits des Hofes befand sich sein Büro, die höchst primitive Urzelle des Rothschildischen Bankhauses – ein Raum, kaum mehr als acht Quadratmeter gross. Dort stand eine riesige Eisentrufe. Sie konnte nicht dadurch geöffnet werden, dass man ihr Schloss aufsperrte, sondern nur, wenn man von rückwärts her einfach

den Deckel hochhob. Aber selbst die Truhe war nicht viel mehr als eine Attrappe. Hinter ihr lagen in der Wand verborgen Regale, und eine Falltür führte zu einem Keller, der keinerlei Verbindung zu dem Keller unter dem Vorderhaus hatte. Hier wurden Dokumente, Verträge, Urkunden und später auch geheimnisvolle Papiere aufbewahrt, die eine Verbindung zu Seiner Hoheit, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, herstellten, der scheinbar so weit entfernt auf Schloss Wilhelmshöhe thronte.

Bald sollten unsichtbare Bande gesponnen werden zwischen dem unterirdischen Gewölbe hinter dem Haus «Zum Grünen Schild» im Ghetto von Frankfurt und den stolzen Schlossbauten von Wilhelmshöhe. Von diesen Banden wussten nur wenige, und bestimmt hatte keiner der Beteiligten auch nur die leiseste Ahnung davon, dass der reiche und mächtige Fürst je eingeholt und dann sogar überholt werden würde vom Handelsmann aus der Judengasse und von seiner Familie. Noch war es ganz und gar unvorstellbar, dass zu Lebzeiten Seiner Durchlaucht der Reichtum der Familie Rothschild bei weitem den des sagenhaft wohlhabenden Fürsten übertreffen sollte, dass ihr Name an Einfluss den seinen übertreffen würde, und dass man sich seiner schliesslich nur noch darum erinnern würde, weil er der blaublütige Steigbügelhalter der Rothschilds war, als diese ihren abenteuerlichen Ritt in die Geschichte antraten.

III FÜNF FLIEGENDE TEPPICHE

I. Aufbruch der Söhne

Keine Fanfarentöne verkündeten den Eintritt der Rothschilds in die grosse Welt. Gegen Ende der 1780er Jahre konnte sich Landgraf Wilhelm im hohen Schloss auf der Wilhelmshöhe noch immer nur selten des Namens Mayer Rothschild entsinnen. Im Ghetto zu Frankfurt war es ebenfalls nach wie vor ganz still um ihn, wenn man von dem Lärm absehen will, den seine munteren Kinder machten. Aber auch dieser ging in dem allgemeinen Tohuwabohu der überfüllten Ghettostrasse als Teil einer unharmonischen Symphonie unter, deren Grundton der harte Lebenskampf auf allzu engem Raum war.

Ja, die bewusste oder unbewusste Voraussetzung für den Eroberungsfeldzug der Familie bestand eben darin, dass sie unauffällig und lautlos in ihrer Wartestellung verharrte, bis sie einen entscheidenden Schritt auf der Leiter nach oben unternehmen konnte. Aus der Perspektive ihrer niedrigen Ausgangsstellung lag ihr Ziel in grotesker Ferne und Unerreichbarkeit. Ihre erste Operationsbasis war auf lockeren Sand gebaut, ihre Hilfsquellen waren armselig; jedem Gegner, der sie ernst genommen hätte, wäre es ein leichtes gewesen, sie zu vernichten. Die drei Machtmittel, mit denen schliesslich das Haus des Mayer Rothschild einen Erdteil in seinen Bann zu schlagen vermochte, begannen bereits im Kleinen wirksam zu sein:

1. Es war kein Zufall, dass Rothschilds Kundschaft zu einem grossen Teil nicht aus Bürgern, sondern aus Mitgliedern der Aristokratie bestand. Man nahm es gern in Kauf, dass die hohen Herren nur niedrige Zinsen und kleine Gewinne einbrachten.
2. Rothschild gewann den Landgrafen durch niedrige Preise. Dabei folgte er eigentlich nur dem Beispiel, das der Fürst selbst in seinen erfolgreichen Beziehungen zum Kaiserhof in Wien gegeben hatte. Aber er verband sich mit dem immer einflussreicher werdenden Buderus, der als der hauptsächliche Finanzberater Wilhelms ein entscheidendes Wort bei der Verwaltung der grössten Kapitalsanhäufung in Europa mitzureden hatte.
3. Mayer hatte Söhne.

Dies war und blieb das simpelste, aber auch allerwichtigste Machtmittel: Söhne zu haben. Im Grunde war Mayers Traum der Traum von einer ganzen Generationenfolge, von einer Dynastie. Das feine Gewebe des Anknüpfens von Verbindungen, das Erzählen amüsanter Anekdoten, die charmante Art, die kleine Geschäftemacherei an den Miniaturhöfen – all dies hatte nur Sinn als Bestandteil einer langfristigen Investition, die der Gründung einer Dynastie galt. Wäre er nicht ein Vater gewesen, so wäre all seine Betriebsamkeit lediglich Schaumschlägerei geblieben, er wäre als Unbekannter dahingegangen, er wäre nicht viel mehr gewesen als ein einzelner, wirkungsloser, geschäftemachender Troubadour, ein amüsanter Anachronismus ... Aber da er das Glück hatte, fünf starke Söhne zu besitzen, vermochte er Berge zu versetzen. Die grosse Geschäftigkeit, die er entfaltet hatte, erwies sich als ideale Saat, deren Hege, Pflege und Ernte seinen Kindern zukommen sollte, und deren gemeinsames und verstärktes Streben sollte wiederum ihren Kindern und Kindeskindern zukommen. Es mag sein, dass – soweit uns Geschichte bekannt ist – die

alten Römer die erfolgreichsten Staatsgründer waren, dass als machtvolle Einzelpersönlichkeit Napoleon alle anderen Sterblichen vor und nach ihm übertraf. Es ist aber ebenso wahrscheinlich, dass diejenigen, die dem Halbdunkel des Hauses «Zum Grünen Schild» entstammten, die erfolgreichste Familie in der Geschichte der Neuzeit darstellten. Solange Mayer mit seiner Frau allein dahinlebte, war er nicht mehr und nicht weniger als die anderen deutschen Juden des späten 18. Jahrhunderts – bestenfalls eine Art Cäsar ohne Legionen. Aber bald schon schenkte ihm Gudula Kinder – Kinder, die einhermarschieren sollten wie unerschrockene Offiziere.

Der erste war Amschel, der künftige Grossfinanzier des Deutschen Bundes. Dann kam Salomon, der schliesslich im kaiserlichen Wien eine Rolle spielen sollte, wie sie sich Landgraf Wilhelm ständig vergeblich erträumt hatte. Nach ihm erblickte Nathan das Licht der Welt, der mehr Macht und Einfluss erringen sollte als je ein anderer Bürger Englands. Es folgte Kalmann, dem schliesslich die Halbinsel Italien zufiel. Der jüngste der fünf war Jakob, der sein Regime in Frankreich während der Republik ebenso erfolgreich ausüben sollte wie im Kaiserreich unter den Bourbonen.

Anfänglich waren die fünf Jungen mit ihren fünf Schwestern kaum mehr als ein emsig summender, hin und her schwirrender Schwarm, eine Schar von Ghetto-Lehrlingen, fleissig und rührend bemüht, ihren Vater zu entlasten. Sie machten Botengänge, standen am Ladentisch, stellten Rechnungen aus und erledigten, was es sonst zu tun gab.

Ihr Charakter zeigte sich schon bald. Sie waren grundverschieden vom alten Rothschild. Wenn er ihnen jüdische Geschichte erzählte (ob einer der Söhne wohl auf die Talmudhochschule gehen wollte?) oder ihnen von den Reizen seiner Münzen vorschwärmte, dann schauten sie zwar respektvoll, aber uninteressiert auf den Vater. Wirklich lebendig wurden sie erst im Geschäft. In der Wechselstube waren sie so recht zu Hause. Sie waren scharfe Rechner. Wagen und Wiegen bereitete ihnen echtes Vergnügen. Oft kamen sie heim mit irgendeiner Ware, und sei es nur ein Ballen Stoff, den sie irgendwo billig erworben hatten und dann mit erstaunlicher Geschwindigkeit und nicht minder eindrucksvollem Gewinn innerhalb weniger Stunden an den Mann zu bringen wussten. Erfolgversprechendes Talent vibrierte in jedem Nervenstrang der Brüder. Aber erst die weise Milde des Vaters liess sie wirksam werden. Es entwickelte sich eine Tradition, die bis auf den heutigen Tag gewahrt worden ist: Im Hause

Rothschild mag der einzelne noch so hervorragend sein, die Leistung wird immer gemeinsam vollbracht. Brüder und Vettern ergänzen einander, und ebenso ist es mit ganzen Generationen.

Die ungeheuren und ungezähmten jungen Energien im Haus «Zum Grünen Schild» hätten wohl zu keinem guten Ende geführt, wenn nicht der Vater gewesen wäre, der sie zu leiten und zu lenken wusste. Er besass Charme, eine Eigenschaft, die den Brüdern ihr ganzes Leben lang fehlen sollte. Er konnte ein von innen heraus freundliches Gesicht zeigen, wenn die Kunst, einen guten Eindruck zu machen, wichtiger war als das Talent, erfolgreich zu verhandeln. In der Geschichte des Aufstiegs anderer Familien sind es die gebildeten und eleganten Kinder, die auf den rauen, vom Vater gelegten Fundamenten weiterbauen. Bei den Rothschilds war es umgekehrt: Die zarte väterliche Hand verlieh den harten Steinen, welche die Söhne aufschichteten, Schliff und Charme.

Schon beim ersten grösseren Projekt arbeitete die Familie Hand in Hand, ergänzte einer den anderen aufs beste. Auf der einen Seite existierte das Rothschildsche Baumwollgeschäft, dessen Ware aus England kam und dorthin bezahlt werden musste, nämlich an die Textilgrossisten in Manchester. Auf der anderen Seite erhielt der seine Soldaten verkaufende Landgraf ständig Geld aus England in Form von Wechseln. Aber auf der dritten Seite – und Rothschild-sches Denken zog immer mehr als nur zwei Seiten einer Frage in Erwägung! – könnte man die englischen Fabrikanten direkt mit den auf London gezogenen Tratten Seiner Durchlaucht bezahlen – und den Diskont und die Umwechslungskosten auf beiden Seiten einsparen, wenn nur Landgraf Wilhelm geruhen wollte, solche Diskontgeschäfte ständig und in immer zunehmendem Masse mit ihnen zu machen. Ja, und auf der vierten Seite: Warum sollte sich Mayer denn nicht jetzt ganz rasch am neuen Hof Wilhelms in Kassel sehen lassen, mit einigen trefflichen Anekdoten und einer besonders günstig kalkulierten Sammlung erlesener alter Münzen? «Jetzt ganz rasch» – das hiess 1787, zwei Jahre vor Ausbruch der Französischen Revolution. Mayer packte in sein mit Samt ausgeschlagenes Köfferchen das Kostbarste, das seine Münzsammlung zu bieten hatte. Es dauerte nicht lange, bis der Landgraf zu einem ausserordentlich niedrigen Preis eine Menge seltenster Münzen erworben und gleichzeitig eine Petition des M. A. Rothschild entgegengenommen hatte, die ihn daran erinnerte, dass dieser doch Seiner Hoheit Hoffaktor sei, aber leider nur einige kleinere Diskontgeschäfte hatte tätigen dürfen, und das auch schon ziemlich lange zurück. Bei Hof übereilte man sich nicht gerade, dem Wink Folge zu leisten.

Aber im Jahre 1789 trafen doch in der Wechselstube endlich Tratten ein, die einen Wert von 800 englischen Pfund repräsentierten. Dieses erste Rinnsal wuchs zu einem steten, gewaltigen und unerhört gewinnbringenden Strom an.

Die dynamische junge Ungeduld im Haus «Zum Grünen Schild» wurde aber keineswegs befriedigt durch dieses neue Einkommen. Was stellten diese Wechselgeschäfte, die ja eigentlich kaum mehr waren als das Einlösen von Schecks, schliesslich schon dar im Vergleich zu den gigantischen Summen, die der Landgraf in Obligationen anlegte? Wer handhabte denn diese Geschäfte? Waren das nicht jene grossen Frankfurter Bankherren, die Gebrüder Bethmann und die Rueppell & Harnier? Konnte man sich denn da gar nicht einschalten zwischen Hof und Bankhaus?

Plötzlich standen die jungen Rothschilds, bescheiden die Hüte in ihren Händen, vor den grossen Bankiers. «Bitte sehr», fragten sie in ihrem unbeholfenen Ghetto-Deutsch, «gestatten Sie uns doch, Mittelsmänner zwischen Ihrem vornehmen Haus und dem so schwierigen Wilhelm zu sein!»

Amüsiert beschauten sich die Bankiers diese übereifrigen und ungehobelten Gestalten. Fürwahr, diese Geschöpfe hatten kaum eine Spur von Würde zu verlieren; vielleicht besaßen sie gerade jene elementare Vitalität und Dickfelligkeit, die nötig war, um dem beleidigenden Ungestüm Seiner Durchlaucht mit seinem «Mach Er schnell ...!» gerecht zu werden. Die Frankfurter Magnaten waren einverstanden. Man gewährte diesen kleinen Tölpeln aus dem Ghetto eine geringe Kommission, damit sie als Laufjungen und Prellböcke für Wilhelms Launen dienten.

Die Geldprominenz von Frankfurt hatte keinen Grund zur Unzufriedenheit. Wilhelm gefiel die Art und Weise, in der die jungen Leute wie Lakaien funktionierten. Und sein Finanzsekretär, Herr Buderus, wurde insgeheim gleichzeitig stiller Teilhaber an der Wechselstube, die sich nun in ein regelrechtes Bankgeschäft verwandelte. Bald konnte man Salomon fast täglich in Kassel sehen, mit dem Erfolg, dass Rothschild bald unauslöslich mit der Finanzstruktur des Hofes verbunden war. Amschel arrangierte die Hypothekengeschäfte des Landgrafen (und beteiligte sich daran!). Nathan, der sich noch vor kurzem mit englischen Textilfabrikanten über Preise hatte streiten müssen, blieb in Manchester, und zwar aus wichtigeren Gründen: Schon sandte er bar unter Diskontabzug bezahlte Baumwolle mitten durch die Wirren der Französischen Revolution an den Rothschild'schen Laden, und zwar gerade in dem Augenblick, als die Preise wegen dieser Transportschwierigkeiten rapid nach

oben kletterten. Es schien fast ein Zufall, dass die Familie eben jetzt den ersten Schritt unternommen hatte, ein Netzwerk zu errichten, das über alle Ländergrenzen hinwegging.

Mit gesammelten Kräften stiessen die vom «Grünen Schild» nun in allen Richtungen vor. In jeder Postkutsche schien einer der rundgesichtigen Rothschilds zu sitzen, die prall gefüllte Mappe unter dem Arm, mit offenen Augen, aber undurchdringlichem Blick. Mayer folgte oft auf dem Fuss, versöhnlich schlichtend und einlenkend, wo sich unnötige Härten ergeben hatten; genauso energisch vermittelnd und Freundschaft suchend, wie seine Söhne vor ihm energisch gefeilscht und ihren Vorteil gesucht hatten.

Bald wurde die jüdische Gemeinde von Frankfurt mit Verwunderung auf das Phänomen aufmerksam, das sich in ihrer Mitte abspielte. Mehr als zwei Jahrzehnte lang hatte man Mayer Amschels steuerbares Vermögen auf die stets gleiche bescheidene Summe von 2'000 Gulden festgesetzt. Plötzlich, im Jahr 1795, verdoppelte sich der Betrag, und schon im nächsten Jahr erreichte er mit 15'000 Gulden die höchste Steuergruppe im Ghetto.

Das alles stellte wahrlich kein historisches Ereignis dar, im Vergleich zu dem, was sich sonst in diesen Jahren abspielte. Napoleon schuf das französische Imperium, und das Donnern der Kanonen des grossen Korsen hallte über Europas Länder und Küsten.

Von Frankfurt aus aber breitete sich inzwischen ebenfalls eine ganz neue Macht weit über alle Grenzen aus – eine Macht, die auf leisen Sohlen kam und nicht mit dem Lärm der Kommiss-Stiefel. In aller Stille vollzog Rothschild damals sein erstes grosses Anleihegeschäft mit einem fremden Staat.

2. *Ist etwas faul im Staate Dänemark ...?*

Eine scharfe Zunge hat einmal gesagt, dass der Reichtum der Rothschilds aus dem Bankrott der europäischen Staaten erwachsen sei. Das ist natürlich eine boshafte Vereinfachung. Die wahren Quellen lagen anderswo. Wahr ist aber dennoch, dass ihnen der allererste internationale Erfolg zufiel, als im Jahre 1804 der Staatshaushalt Dänemarks ein schweres Defizit aufwies. Denn ohne Defizit braucht man keine Bankiers.

Mayer, der durch Buderus gut auf dem laufenden gehalten wurde, war sich über den Tatbestand sehr wohl im klaren. Ferner wusste er nicht minder gut, dass die Kassen des Landgrafen an einer fast unerträglichen Überfülle litten. Wilhelm war also ohne Zweifel sehr daran interessiert,

Dänemark auszuheilen, und das umso mehr, als ein Königreich ja eine gute Sicherheit darstellt. Der einzige Haken war nur, dass der notleidende Monarch der Onkel Seiner Durchlaucht war, und es ist nie ratsam, armen Verwandten zu zeigen, wie reich man selbst ist. Denn Darlehen innerhalb der Familie können vom Empfänger nur allzu leicht als milde Gabe aufgefasst werden.

So lag es nahe, das Darlehen inkognito zu geben. Die Gebrüder Bethmann oder Rueppell & Harnier oder ein anderes der alleingeführten Bankhäuser, deren Verbindung zum Hof des Fürsten bekannt war, kamen gerade deshalb nicht in Betracht. Warum sollte man nicht eine weniger bekannte, aber leistungsfähige Bankfirma beauftragen, eine, die das Geschäft zudem für weniger Kommission und doch mit garantierter Anonymität ausführen würde – kurz gesagt: warum sollte man nicht wieder einmal die Dienste der Rothschilds in Anspruch nehmen?

Mit einem Mass von Takt, um das ihn mancher Diplomat hätte beneiden können, flüsterte Mayer diesen Gedankengang in das ihm geneigte Ohr von Buderus, der seinerseits nicht zögerte, die gute Idee an Seine Hoheit als eigenen Einfall weiterzugeben. Durchlaucht lächelten verständnisvoll. Bald waren von Frankfurt nach Kopenhagen die Kutschen mit den tatendurstigen jungen Rothschilds unterwegs.

Die Gebrüder Bethmann und die Herren Rueppell & Harnier, die grossen Frankfurter Bankiers, bemerkten zunächst nichts. Nach einer Weile aber konnten sie sich eines gewissen Gefühls des Unbehagens nicht erwehren. Denn jedesmal, wenn man jetzt den Rothschilds gewisse kleinere Aufträge gab, um die sie sich früher gerissen hatten, waren sie so unbegreiflich beschäftigt, dass man sie überhaupt nicht erreichen konnte. Ausserdem fiel den Bankherren auch auf, dass schon recht lange Zeit verstrichen war, seit der Landgraf sie gebeten hatte, für ihn Gelder in ausländischen Obligationen anzulegen.

Die besorgten Anfragen, die man an den hochwohlgeborenen Herrn Buderus, den Schatzmeister Seiner Hoheit, richtete, wurden ebenso höflich wie nichtssagend beantwortet. Als man bei Gelegenheit mit dem Finanzminister in Kopenhagen sprach, der ständig Geld zu suchen pflegte, hörte man eine wesentlich aufschlussreichere, wenn auch sehr beunruhigende Nachricht: Alle dänischen Anleihen waren in letzter Zeit von einer Gruppe von Leuten beschafft worden, die offenbar im Auftrag eines ungenannten, aber höchst entgegenkommenden Millionärs handelten.

«Wie heissen denn die Leute?» wollten die Bethmanns wissen.
«... irgend etwas mit -Schild am Schluss ...» (Diese Leute bewegten sich ja so rasch, dass man kaum ihren Namen mitbekam!)
«... -Schild? Doch nicht etwa Rothschild?»
«Ja, natürlich, Rothschild!»
Rothschild! – Die vornehmen Bethmann-Brüder schäumten vor Entrüstung. Jetzt wusste man, woran man war! Diese Ghetto-Wechsler hatten es gewagt, den mächtigsten alteingesessenen deutschen Bankiers ein Schnippchen zu schlagen!
Flammende Proteste gingen von den Häusern Bethmann und Rueppell & Harnier an die Königlich-Dänische Regierung, an den Landgrafen, auch an Herrn Buderus. Mit wortreichem Pathos wurden darin Betrachtungen angestellt über die Anmassung der Israeliten und die Treue der Christen. Die Patrizier Frankfurts taten sich zusammen gegen die Eindringlinge aus der Judengasse – jener Gasse, die nach wie vor allnächtlich mit Eisenketten verschlossen wurde.
Der Hof zu Kassel begnügte sich damit, die Antragsteller mit liebenswürdigen Ausreden abzuspeisen. Das Endergebnis der gewaltigen Entrüstung unterschied sich in nichts von dem des Hornberger Schiessens. Die Familie hatte sich einfach als zu nützlich für Seine Hoheit erwiesen. Man konnte und wollte nicht mehr auf sie verzichten. Der kluge Herr Buderus versicherte dies seinem Herrn, und dieser war wiederum klug genug, um zu wissen, dass es stimmte. Mit ihrer ungestümen, nie erlahmenden Energie und Dienstwilligkeit, mit ihrem leicht komischen Akzent und ihrer Allgegenwärtigkeit hatten sie sich rasch als unentbehrlich erwiesen. Die zuletzt genannte Eigenschaft – dass sie immer und überall da waren – war die wichtigste. Die Zusammenarbeit eines Vaters mit seinen fünf Söhnen stellte eine grossartige Kombination dar, für die weder Entfernungen noch Landesgrenzen ein Hindernis waren. Dieser neuen Situation gab Mayer nun auch ihre äussere Form. Im Jahr 1800 nahm er seine zwei ältesten Söhne als Teilhaber auf. Bei dieser Gelegenheit legte er ein für allemal die Regeln fest, die das Fundament für die Verfassung des Hauses werden sollten. Alle Schlüsselstellungen in der Firma waren mit Familienmitgliedern zu besetzen, deren es ja erfreulicherweise genug gab. Angestellte oder Fremde durften für solche Positionen nicht herangezogen werden. (Auch heute noch sind, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur Rothschilds Teilhaber oder Inhaber der grossen Rothschild-Banken.) Als Schönche, die älteste Tochter, heiratete, erhielt ihr Gatte keine Stellung in der Firma. Aber als sich ein Jahr darauf

Amschel verehelichte, wurde seine Frau sofort mit einer Funktion in der Firma bedacht. (Bis zum heutigen Tag hat man die weibliche Linie ebenso strikt aus den Familiengeschäften herausgehalten, wie man alle Männer einbezog.) Mayer hat auch eine geheime Buchführung neben den offiziellen Geschäftsbüchern eingeführt. (Auch heute noch kann das Rothschild'sche Geschäft insofern als «geheim» bezeichnet werden, als es, ungeachtet seines riesenhaften Umfangs, eine private Teilhaberschaft ist, die nicht verpflichtet ist, Bilanzen oder andere Informationen zu veröffentlichen.)

Familie und Geschäft wurden zu einer imponierenden Maschinerie verschmolzen. Von Tag zu Tag funktionierte sie besser und wirkungsvoller. Die Rothschilds lebten zwar noch im Ghetto, aber ihre Kontore und ihre Lagerräume befanden sich bereits ausserhalb seiner Mauern. Und im unterirdischen Gewölbe des Hauses «Zum Grünen Schild» waren Gold und Wertpapiere verwahrt.

Vor allem aber war die Stellung der Rothschilds beim Landgrafen unerschütterlich gefestigt. Mayer war zum «Oberhofagenten» aufgestiegen, seine zwei ältesten Söhne konnten sich nun Kurfürstlich Hessische Kriegszahlamt-Agenten und Kriegszahlmeister nennen. Von Jahr zu Jahr wuchs ihr Einfluss am hessischen Hof und damit ihr Anteil an des Landgrafen jährlichen Einnahmen (die sich auf etwa eine Million Taler beliefen!). Die Rothschilds liehen sogar dem Sohn des Landgrafen Geld, wobei sie nur dem Beispiel ihres Herrn und Meisters folgten, der den Herzogen des Londoner Königshauses Darlehen gewährte. So waren die Rothschilds an dem Punkt angelangt, die Hauptbankiers Kurfürst Wilhelms zu werden, eines der reichsten Monarchen seiner Zeit.

Doch dann kam das Jahr 1806. Eben noch schien es, als sollten sich Mayers Träume verwirklichen, als auf einmal alles durch Napoleon gefährdet war. Er fegte hinweg, was ihm im Wege stand. Kurfürst Wilhelm, als vorsichtiger Multimillionär, der er war, versuchte noch zwischen Napoleon und der österreichisch-britischen Allianz zu lavieren. Aber für solche diplomatischen Kunststücke hatte Bonaparte weder Verständnis noch Geduld. Als die kaiserliche Armee im Oktober 1806 Preussen niederzuwerfen begann, war es auch mit Hessen zu Ende.

Und damit schien alles vorbei zu sein. Frankfurt wurde besetzt. Alle internationalen Handelsverbindungen waren unterbrochen. Nathan, der Statthalter der Rothschilds an den fernen Gestaden Englands, schien rettungslos isoliert. Im frühen Morgengrauen des 1. November 1806 bestieg Kurfürst Wilhelm seine Reisekutsche. Die Fahrt ging nach Norden, nach

Schleswig. Am Tag darauf besetzten französische Truppen sein Schloss Wilhelmshöhe. Napoleon verfügte: «Es ist mein Entschluss, das Haus Hessen-Kassel aus der Reihe der Mächte zu streichen.» Das Land wurde dem neu geschaffenen Königreich Westfalen unter «König Lustick», Napoleons Bruder Jerome, zugeschlagen.

So befahl der mächtigste Mann Europas die Zerstörung der Basis, auf der die junge Firma Rothschild ihr Haus errichtet hatte. Aber sonderbarerweise verminderte sich die Geschäftigkeit im Haus «Zum Grünen Schild» keineswegs. Trotz der Riesenwolken, die der grosse Korse so eindrucksvoll am Firmament Europas hatte aufziehen lassen, gab es immer noch die kleinen Staubwolken, die auf den Landstrassen von den Kutschen der Rothschilds aufgewirbelt wurden. Und in den Kutschen sassen sie, die rundgesichtigen jungen Rothschilds, unvermindert vital und undurchdringlich, ihre Ledermappen unter den Arm geklemmt, wie eh und je.

Sie liessen sich weder von Krieg noch von Frieden, weder von Parolen noch von Manifesten oder Tagesbefehlen, weder von Heldentod noch von Schlachtenruhm beeindrucken. All jene Dinge, die die Menschen in diesen Jahren beschäftigten, bedeuteten ihnen nichts. Sie sahen nur die Stufen, die nach oben führten: Wilhelm war die erste gewesen. Würde Napoleon die nächste sein?

IV ROTHSCHILD GEGEN NAPOLEON

I. Runde eins: Konterbande

Tiefe Nacht war es, lange vor dem Morgengrauen des 1. November 1806. Trüb schimmerten abgeblendete Laternen in dem geheimen Keller, der sich im Hinterhof des Hauses «Zum Grünen Schild» befand: Mayer Rothschild vergrub, so rasch er nur konnte, einen riesigen Packen von Dokumenten – die Protokolle des Kurhessischen Geheimen Staatsrats. Doch dies war nicht das einzige, was Kurfürst Wilhelm vor Napoleons Truppen in Sicherheit bringen wollte. Zur gleichen Stunde versteckten vertrauenswürdige Diener eine Menge von Schmuck und Edelsteinen in den Treppenhäusern der verschiedenen Schlösser ihres Herrn. Die Juwelen wurden gefunden – nicht aber die Geheimpapiere, die man Mayer anvertraut hatte. Daraufhin liess Carl Buderus, jetzt Kurfürst Wilhelms geheimer Vertreter im besetzten Hessen, seinen Wagen vorfahren. Er traf sich mit dem französischen Generalgouverneur La Grange zum Tee, und im Verlaufe dieser «heure bleue» fielen eine Million Francs

auf den Handteller des Monsieur La Grange – eine eindrucksvolle Demonstration des Gesetzes der Schwerkraft, die denn auch eindrucksvolle Ergebnisse nach sich zog: Man gestattete, den grössten Teil von Wilhelms Schätzen aus den Treppenhäusern zu entfernen – so weit, dass die Kostbarkeiten selbst für die längsten französischen Gewehre nicht mehr erreichbar waren. So gelangten die Juwelen wieder in die Hände des emigrierten Fürsten.

Juwelen stellten freilich nur einen kleinen Bruchteil seines Reichtums dar. Als Europas blau- und kaltblütigster Gläubiger hatte Kurfürst Wilhelm in allen europäischen Ländern beträchtliche Darlehen gegeben. Dazu kamen noch seine britischen Investitionen, aus denen allein er allmonatlich Zinsen und Dividenden von fast zweitausend englischen Pfund (24'000 DM) einheimste. (Diese Angabe in DM ist natürlich nur eine sehr ungefähre Gleichsetzung. Eine Umrechnung in den tatsächlichen heutigen Wert lässt sich mit Genauigkeit in keinem Fall mehr vornehmen.) Jetzt sass Kurfürst Wilhelm, Landgraf von Hessen, also im Exil in Dänemark, völlig abgeschnitten von all seinen Angelegenheiten. Um die Abwicklung der weitverzweigten, komplizierten Millionengeschäfte Wilhelms in allen Ländern zu betreuen, fand Carl Buderus nunmehr einen Ausweg: Er berief Mayer Rothschild.

An dieser Stelle ist zu bemerken, dass Buderus selbst bereits so etwas wie ein Rothschild-Partner geworden war. Ein Geheimvertrag vom Jahre 1809 bestätigte schriftlich die alte mündliche Übereinkunft, derzufolge der Schatzkanzler des Kurfürsten einen gewissen Anteil an den Gewinnen des Hauses «Zum Grünen Schild» zugesichert erhielt. Aber veranlassten ihn wirklich nur diese gemeinsamen Interessen, einem Händler aus dem Ghetto Verantwortung in solchem Ausmass zu übertragen? Setzte Buderus nicht zu viel aufs Spiel? Wer waren diese Rothschilds schon? Sie besaßen keinerlei Tradition – als Kaufleute nicht, und von Stand waren sie schon gar nicht. Nicht einmal vollberechtigte Bürger waren sie als Juden, und jetzt, nachdem der Durchlauchtigste Herr hatte ausser Landes gehen müssen, sogar ohne jeglichen Schutz – sie waren eigentlich in nichts von den Menschenmassen zu unterscheiden, die hilflos von den wilden Wogen der napoleonischen Flut hin und her geworfen wurden.

Aber Buderus kannte ganz genau den wirklichen Unterschied: Ein geheimes und wunderbares Etwas haftete ihnen an. Eine geradezu heldische Energie trieb sie, aber da sie nicht masslos überspannt waren wie Helden sonst, liessen sie sich niemals zu weit hinreissen, und so gewan-

nen sie etwas, was seltener und kostbarer war als der Triumph mancher Helden: sie überlebten.

In jenem brodelnden ersten und zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurden Millionen von Existenzen zerschlagen, weil einige wenige grosse Herren Geschichte machten. Das Schicksal der Opfer war grauenvoll und katastrophal, während diejenigen, die dafür verantwortlich waren, in prächtigen Uniformen einherstolzierten. Rothschild und seine Söhne führten währenddessen ihre Geschäfte, still, zäh und unbeeindruckt von Zusammenbruch und Katastrophen. Ihre Möglichkeiten entsprachen den Erfordernissen der Zeit ebenso wie ihre Talente. Sie verkörperten eine Kombination, die durch nichts zu erschüttern war: die kristallklare Nüchternheit des Bürgers, vereint mit einer wahrhaft dämonischen Schaffenskraft. Auch Napoleons Finanzministerium war einer derartigen Familie nicht gewachsen. Der Kaiser hatte dieses Ministerium zum Rechtsnachfolger von Wilhelms Schatzkanzler erklärt. Nun nahm sich das Ministerium sofort eifrig alle Potentaten und Fürsten vor, die Wilhelm Geld schuldeten. Dabei scheute man vor keinem Mittel zurück: Man drohte, um die Rückzahlung zu erreichen, oder erleichterte die Zahlungsbedingungen, um sofort alle Gelder in den Säcken des Kaisers fließen zu lassen. Dieses Bemühen erwies sich jedoch als vergeblich. Denn Mayers Söhne durchstreiften Europa in ihren Karossen und trieben überall die Schulden ein. Während der Jahre im Dienste Seiner Hoheit hatten sie Beziehungen, Erfahrungen, Überzeugungskraft und Schlagkraft erworben – und das alles zusammen erwies sich als unwiderstehlich.

Es war einfach unmöglich, sie aufzuhalten oder ihrer habhaft zu werden. Immerhin – ihr Vater in Frankfurt mochte ein leicht greifbares Unterpand sein. Aber als die französische Polizei sich auf das Haus «Zum Grünen Schild» stürzte, fand sie dort nur ein altes jüdisches Ehepaar vor, das müde, verbraucht und voller Sorgen gerade noch seinen Laden betrieb. Ach! – der böse Krieg hatte sie um fast alle erwachsenen Kinder gebracht, hatte sie in alle Winde zerstreut. Welch ein Jammer! Und die Geschäftsbücher schienen wirklich ganz in Ordnung zu sein. Von einer Tätigkeit im Dienst Seiner Durchlaucht oder gar gegen Napoleon keine Spur ...

Sobald die rauhen Gesellen abmarschiert waren, konnte der alte Mayer sich wieder in den Keller im Hinterhof begeben, um sich aufs Neue in die echten Bücher und Geschäftskorrespondenzen zu vertiefen.

Eine ganze Zeit schon wurde diese Korrespondenz in der Privatkutsche der Rothschilds befördert. Der Wagen hatte einen doppelten Boden, und die

Briefe waren in einer Art Geheimsprache abgefasst, in einem bunten Durcheinander von Hebräisch, Jiddisch und Deutsch nebst einem Geheim-Code von Pseudonymen: So hiessen die Investitionen in England «Stockfisch», der alte Rothschild verwandelte sich in einen «Arnoldi», als sei er der Held einer italienischen Oper, und aus dem Allerdurchlauchtigsten Herrn, dem Kurfürsten Wilhelm, war ein schlichter Jude geworden, der «Herr Goldstein».

Für diesen Herrn Goldstein gar pfleglich zu sorgen, wurde Mayers Hauptaufgabe. Das war gar nicht immer so einfach, denn Herr Goldstein verfiel zuweilen in arge Wutanfälle wegen einer nicht eben einfach zu erklärenden und etwas peinlichen Tatsache: Die jungen Rothschilds scheffelten nämlich erhebliche Mengen von hessischem Geld ein, aber nur ein Bruchteil davon erreichte Herrn Goldstein pünktlich. Von einer präzisen Abrechnung sahen sie grosszügig ab.

Der alte, weise Mayer, wahrlich ein Genie, wenn es darum ging, jemanden zu beruhigen, erklärte, beschwichtigte und stiftete Frieden. Buderus half dabei so gut wie möglich. Dennoch war es zuweilen unvermeidlich, dass der alte Rothschild sich persönlich auf den Weg machen musste, um in sieben Tagen beschwerlicher Reise das Exil zu erreichen, in dem sich Kurfürst Wilhelm nahe der dänischen Grenze aufhielt. Da berichtete er dann, wie sich diese abscheulichen Franzosen immer niederträchtiger gegen ihn und seine Jungen aufführten, wie oft man ihn heimgesucht und befragt, schikaniert und bestraft habe, wie es Tag für Tag riskanter und gefährlicher werde, das Spiel gegen Napoleon fortzusetzen. Sollte man sich wirklich darüber wundern, dass die rasche Übermittlung der eingetribenen Gelder und die Abrechnung der Konten sich in diesen Tagen als unmöglich erwies? Lief das nicht in der Tat auf einen Selbstmord seiner Söhne und seiner selbst hinaus? Mögen Durchlaucht doch geruhen, sich allerhuldvollst noch etwas zu gedulden. Hoheit dürften sich in der Gewissheit wiegen, dass kein Pfennig verloren sein werde.

Und Mayer sprach die Wahrheit: Hoheit sollten schliesslich wirklich jeden Pfennig erhalten. In der Zwischenzeit aber ...

In der Zwischenzeit traf es sich ganz zufällig, dass Nathan in London im Besitz von recht erheblichen Geldern war. So kaufte er denn ebenso zufällig nicht nur Baumwolle – was eigentlich sein ursprüngliches Geschäft war sondern auch Lebensmittel, Kolonialwaren und all die anderen Dinge, die auf Grund der von Napoleon verkündeten Kontinentalsperre auf dem Festland als «Konterbande» galten.

Die Bündel und Kisten verschwanden genauso zufällig, um wenig später zufällig im Hamburger Hafen wieder aufzutauchen. Und es traf sich, dass Amschel und Salomon dort gerade ihren Geschäften nachgingen. Kurz darauf gab es auf einmal lange vermisste Güter überall in den Läden: in Deutschland, in den skandinavischen Ländern, in den Niederlanden, sogar in Frankreich. Baumwolle, Nähgarn, Tabak, Kaffee, Zucker, Indigo waren endlich wieder erhältlich, und man zahlte dafür gern höhere Preise. Wen störte es schon, wenn sich jemand damit ein phantastisches Vermögen schuf?

Die sturen Polizisten Napoleons störte es in der Tat! Nach einer gewissen Zeit liessen sich die Gendarmen ihre fixe Idee nicht mehr ausreden: Es musste eine Verbindung bestehen zwischen so grundverschiedenen Dingen wie Konterbande, den Aussenständen des Kurfürsten Wilhelm und dem alten Mayer in der Judengasse zu Frankfurt am Main.

Am 30. Oktober 1810 besetzten zwei Regimenter französischer Infanterie die Lagerhäuser der Reichsstadt Frankfurt. Besonders abgesehen hatten sie es auf das Unternehmen «Zum Grünen Schild») im Ghetto. Aber wieder fanden sie nichts – und diesmal hatte das bessere Gründe als bisher. Jetzt nämlich konnten die Rothschilds ihre Hände wirklich in Unschuld waschen. Denn um jene Zeit, gegen Ende des Jahres 1810, hatten sie schon all das eingeheimst, was aus der Durchbrechung der Kontinentalsperre herauszuholen war.

Am 27. September des Jahres war ein gedrucktes Zirkular an alle Geschäftsfreunde der Familie hinausgegangen. Es vermeldete, dass Mayer den Namen des Unternehmens geändert hatte: Von nun an sollte es «Mayer Amschel Rothschild und Söhne» heissen. Die Anteile der Firma waren jetzt nicht mehr allein in seinen Händen, sondern auch in denen von Amschel, Salomon, Kalmann und auch von Jakob, der damals erst sieben Jahre alt war. Nathan wurde mit keiner Silbe erwähnt, und der offizielle Gesellschaftsvertrag sprach ihm auch keinerlei Anteil zu. Aber, wie es oft so ist, war das, was unerwähnt blieb, das allerwichtigste. Nathan, der in England lebte, also in «Feindesland», vollbrachte für Mayers Unternehmen Entscheidenderes denn je zuvor. Er war der wahre Organisator der Umgehung von Napoleons Kontinentalsperre gewesen. Und seinem Hirn entsprang auch die Idee für den nächsten Schlag, den die Familie vollbringen und mit dem verglichen der Handel mit Konterbande wie eine überlebte Lappalie erscheinen sollte. Man stand in der Tat noch am Anfang ...

2. Runde zwei: Eine Millionen-Pfund-Idee

Im Jahre 1804 hatte Nathan Mayer Rothschild seinen Wohnsitz von Manchester, dem Mittelpunkt der Textilindustrie, nach London verlegt, in den Brennpunkt der damaligen Welt. Hier verwandelte sich der Textilkaufmann in einen «Merchant-banker», eine Bezeichnung, unter der die Firma N. M. Rothschild & Sons auch heute noch im Telefonbuch von London erscheint.

Alle frühen englischen Finanzkaufleute begannen als Warenhändler und Geldverleiher für jedermann, entwickelten sich rasch zu Spezialisten, die auch Finanzgeschäfte abschlossen, und wurden schliesslich die ersten grossen internationalen Finanziers der Neuzeit. Unter diesen Pionieren war Nathan jedoch bahnbrechend. Er bestimmte die Rothschilds dazu, den Kauf und Verkauf von Waren einzustellen, auch wenn es sich um gewinnbringende Konterbande handelte. Er war es, der dafür sorgte, dass sie sich auf das Gut aller Güter umstellten. Vom Jahre 1810 an bis zum heutigen Tag befasste sich die Familie ausschliesslich mit Bankgeschäften.

Nathan erkannte die historische Chance, die Napoleon bot, jener Napoleon, der zwar ein unberechenbarer, aber im grossen und ganzen ein recht nützlicher Faktor auf dem Weltmarkt war. So schlug Nathan in einem Geheimbrief dem «Grünen Schild» in Frankfurt folgende Idee vor: Bonaparte war nun praktisch Herr all der Länder, in denen Kurfürst Wilhelm einst sein Millionenkapital nutzbringend angelegt hatte. So blieb England als einziges Land übrig, in dem man Geld anlegen konnte; England, das wie ein Fels diesem Napoleon so beharrlich Widerstand leistete. Die Consols – die Staatspapiere Englands – erwiesen sich ihrerseits als Gibraltar unter den Papieren Europas. Hatten Seine Durchlaucht nicht schon früher sein Geld in Consols angelegt? War es jetzt nicht an der Zeit, dass Hoheit wiederum seine Gelder in diese Papiere steckte, und zwar gründlich? Sollten Durchlaucht sich dabei nicht der Dienste Nathans bedienen, der so gute Beziehungen hatte, der von gutem Willen und Energie nur so übersprudelte?

Mayer und Buderus unterbreiteten die Idee dem Kurfürsten Wilhelm. Seine Durchlaucht geruhten noch zu zögern. Waren da nicht all die Schwierigkeiten gewesen beim Eintreiben seiner Aussenstände durch diese Familie? Andererseits – man musste zugeben, dass die Gelder faktisch nun doch bei ihm eingingen und so seinen bereits ungeheuren Schatz weiter anwachsen liessen.

Diese ungezählten Taler durften nicht ungenutzt ruhen. Der alte Vater, mit funkelnelneuer Perücke und Dreispitz, versuchte, den Kurfürsten mit bewährtem Charme zu berücken. Seine Mundart hatte sich so wenig gewandelt wie die fromme Art, sich regelmässig in der Synagoge einzufinden. Aber er war aus einem geschäftigen Händler zu einem Höfling geworden. Er verkaufte nun nicht nur Münzen an den Landgrafen, er kaufte ihm jetzt welche für seine eigene Sammlung ab. Seine Kutsche – die mit dem doppelten Boden – stellte er nun auch in die Dienste der Korrespondenz des Fürsten, und er machte sich verdient in der Einrichtung der verschiedenen Exilresidenzen in Schleswig, in Dänemark und Böhmen. Hoheit hatten ihm huldvoll bisher Vertrauen geschenkt – warum sollte man nicht auch dem Sohne Nathan den Kauf der Consols anvertrauen und das um so mehr, als der Prachtjunge bereit war, auf seine Kommission zu verzichten, und nicht mehr erbat als eine Maklergebühr, die so winzig war – nicht mehr als der achte Teil eines einzigen Prozents?

Schliesslich geruhte Kurfürst Wilhelm zuzustimmen. Wenn man es sich genau überlegte: Warum auch nicht? Vom Februar 1809 bis zum Dezember 1810 flossen Nathan 550'000 Pfund Sterling zu, die er zum Ankauf von Consols für den Fürsten benutzen sollte. Das war – und ist auch heute noch – eine atemberaubende Summe, etwas mehr als 20 Millionen heutiger DM. All die Darlehen des Fürsten und all die Gewinne, die bisher durch die Hände Rothschilds gegangen waren, mussten dagegen winzig erscheinen.

Sobald Nathan einen Penny in die Hand nahm, verwandelte sich dieser in einen Schilling, und der Schilling wurde zum Pfund Sterling. Er handelte dabei mit einer derartig zauberischen Intuition, mit soviel Tüchtigkeit, so blitzartig schnell und gleichzeitig so diskret, dass nichts Schriftliches überliefert ist, was über seine Transaktionen Aufschluss geben könnte. Alles, was wir wissen, ist, dass die Vereinbarung mit Kurfürst Wilhelm den Ankauf von Consols zu einem Durchschnittspreis von 72 festgelegt hatte. Freilich kaufte Nathan nicht zum Kurs von 72. Er legte die fürstlichen Gelder zunächst für sich an, machte rasch einen ansehnlichen Gewinn damit und dann noch einen zusätzlichen, als er die Consols für Seine Hoheit erwarb. Denn deren Kurs war in der Zwischenzeit auf 62 gesunken, ganz wie Nathan es erwartet hatte. Und diese Spanne kam natürlich ihm zugute.

Gleichzeitig bewährte sich seine Voraussicht aufs Neue. Mit überwältigender Präzision und Geschwindigkeit setzte er auf eine neue Karte: auf die Preissteigerung des Goldes. Tagtäglich operierte er an der Londoner

Börse mit Zehntausenden von Pfunden Seiner Durchlaucht, nie eine Gelegenheit verpassend, selten zu früh, selten zu spät.

Nach einer Weile wurde Wilhelm natürlich wieder nervös. Er erfuhr so wenig aus London, und vor allem bekam er kein einziges der Staatspapiere. Mayer bemühte sich neuerlich zu ihm, um all die Schwierigkeiten darzulegen, die Napoleon der Verbindung zwischen dem guten Jungen in London und Seiner Hoheit derzeitigem Wohnsitz zu Prag in den Weg legte. Der Fürst beruhigte sich. Er gab sogar weitere Gelder frei.

Im Jahre 1811 gelang es dann Kalmann Rothschild, sich nach England hinein und von dort auch wieder herauszuschmuggeln. Jetzt konnten dem Fürsten die ersten Consols überreicht werden – Staatspapiere im Wert von 189.500 Pfund Sterling. Wilhelm atmete erleichtert auf. Aber er war der steten Aufregung überdrüssig. So schrieb er denn an Buderus, er habe keine Lust mehr zu Investitionen und es sei ihm wirklich lieber, wenn sein Geld nunmehr untätig liegen bliebe.

Doch in diesem Jahr 1811 beunruhigte diese Entscheidung die Rothschilds nicht mehr. Eine weitere, ja die letzte Etappe war nunmehr erreicht.

Nathan, der jede der Etappen des Erfolges einleitete, erwies sich erneut als Herold künftiger Siege. Sieben Jahre vorher war er nach London gekommen als ein Fremdling, der die Landessprache nur gebrochen sprach. Heute, als ein Mann von knapp 34 Jahren, genoss er den Ruf fast übermenschlicher Gaben. Alle Käufe, die er im Interesse des Kurfürsten getätigt hatte, waren unter dem Namen Rothschild registriert worden. Kaum jemand hatte eine Ahnung, dass die Ströme von Kapital, die sich durch Nathans Büro ergossen, nicht unbedingt aus seinen eigenen Quellen gekommen waren. So wurde er zunächst masslos überschätzt. Aber inzwischen hatte sich sein wirkliches Vermögen tatsächlich so gewaltig vergrößert wie sein Kredit und sein Geschäftsvolumen. Beide stiegen gigantisch. Selbst ein Landgraf Wilhelm, der reichste Fürst auf dem Festland, repräsentierte nicht mehr das Hauptkonto in Rothschilds Büchern.

Und doch stand Rothschild nicht still. Grösseres sollte geschehen.

3. Runde drei: Das Gold rollt durch Frankreich

«Die Ostindische Handelskompanie», so erzählte Nathan in hohem Alter bei einem Festessen, «wollte Gold im Wert von 800'000 Pfund Sterling verkaufen. Ich interessierte mich dafür und kaufte alles an.» (Für mehr als 32 Millionen DM!) «Ich wusste, dass der Herzog von Wellington es brauchte. Ich wurde zur Regierung beordert, die mir mitteilte, sie benötige das Gold. Ich verkaufte es ihr. Doch nun wusste sie nicht, wie sie es in die Hände des Herzogs bringen könne, nach Portugal, wo er die britischen Truppen gegen Napoleon befehligte. Um all das habe ich mich gekümmert – ich schickte es durch Frankreich. Das war das grösste Geschäft, das ich je gemacht habe.»

In recht wortkarger Weise wurde hier ein gewaltiges, unglaublich kompliziert eingefädelttes Unternehmen zusammengefasst. Grundlage dafür war, dass Napoleon wiederum der Familie ungewollt und unbewusst Hilfestellung leistete.

Im Jahre 1807 hatte er eine künstliche Warenknappheit hervorgerufen, im Jahre 1810 eine fast klassisch zu nennende Unsicherheit für Geldanlagen auf dem Kontinent. Nunmehr kam Napoleon den Rothschilds abermals entgegen, dadurch, dass er ihnen eine geradezu ideal gelegene Front lieferte. Die Marschälle des Kaisers fochten gegen Wellington hinter den Pyrenäen, fern von den englischen Nachschublinien. Um seine Armee zu versorgen, musste der Herzog Wechsel auf den britischen Schatzkanzler ziehen. Eine ganze Meute sizilianischer und maltesischer Finanzleute gaben ihm Geld dafür, natürlich unter Abzug skandalöser Diskontsätze, und leitete die Wechsel auf umständlichen Wegen nach London, um sie dort zum Inkasso vorzulegen. Hin und wieder hatten sich die Rothschilds an dem Geschäft beteiligt; bis 1811 blieb dies jedoch lediglich eine Nebensache.

Jetzt aber lag Gold im Wert von 800'000 Pfund Sterling in einem Gewölbe in London und wartete auf Nathan Rothschild. Was bislang ganze Horden von Bankleuten durchgeführt hatten mit Hilfe von Wechseln und Schuldverschreibungen, die mühselig nach London durchgeschleust wurden, das wollte jetzt Nathan Rothschild zusammen mit seinen Brüdern allein und direkt vollbringen, und zwar mit gutem hartem Gold, das von London nach Portugal rollen sollte. Durch die Regierung Seiner Britannischen Majestät wurde Nathan nunmehr zum Hauptver-

mittler und obersten Zahlmeister für Englands wichtigste Armee – eine vor kurzem noch unvorstellbare Ernennung.

Für die Weiterleitung des Geldes gab es nur einen einzigen Weg: mitten durch Frankreich, gegen das die Heere Englands im Felde standen. Zwar hatte die Blockadebrecher-Maschinerie der Familie Rothschild eine wohlfunktionierende Organisation in ganz Deutschland, Skandinavien, auch in Spanien und sogar in Südfrankreich. Aber noch musste eine besonders ausgeklügelte Methode in Napoleons Hauptstadt selbst angewandt werden.

Damit betritt Jakob, Mayers jüngster Sohn, von nun an James genannt, den Schauplatz. Am 24. März 1811 meldet er sich bei der französischen Polizei in Paris an; sein Wohnsitz: 5, Rue Napoleon. Zweifellos war ihm dabei der Reichsfreiherr Karl von Dalberg behilflich gewesen, als Grossherzog von Frankfurt seit 1810 ein hoher Würdenträger Napoleons; vor kurzem erst hatte der einstige Kurfürst von Mainz und jetzige Grossherzog ein äusserst günstiges Darlehen vom alten Mayer erhalten. Es ist anzunehmen, dass James von früheren Besuchen her Paris flüchtig kannte. Aber er war ja erst 19 Jahre alt. Sein bisheriges Leben hatte er im Ghetto verbracht, und er sprach nur Deutsch und Jiddisch. Dennoch fand er seinen Weg auf dem gefährlich glatten Parkett der französischen Hochfinanz mit jener blendenden Gewandtheit und jenem unfehlbaren Reaktionsvermögen, das bisher allein die Einfälle Nathans ausgezeichnet hatte. Schon zwei Tage nach seiner offiziellen Ankunft taucht Mayers jüngster Sohn in einem Bericht des Finanzministers an Napoleon auf: «Ein Frankfurter Rothschild weilt jetzt in Paris, und seine Hauptaufgabe ist es, englisches Bargeld von der britischen Küste nach Dünkirchen zu schaffen. Er steht in Verbindung mit Pariser Bankiers von höchstem Ruf... Er berichtet, dass er soeben Briefe aus London erhielt, ... denen zufolge die Engländer die Absicht hätten, diese Goldausfuhr zu unterbinden.»

Der Minister hatte offenbar Informationen, die man ihm sehr klug dosiert zugetragen hatte, für bare Münze genommen: Er war zwar orientiert worden über die Existenz des Goldstroms, aber gleichzeitig völlig im Unklaren gelassen darüber, wohin der Goldstrom sich ergiessen sollte. Er hatte in aller Ahnungslosigkeit «Briefe» von James akzeptiert und auch alle anderen fingierten «Beweise», aus denen «hervorging», dass die Engländer befürchteten, durch den Abfluss der Goldvorräte geschwächt zu werden – was das genaue Gegenteil ihrer Absichten war.

James' Kalkulationen waren richtig. Was der britische Feind zu fürchten

schien, das musste für den Herrn Minister ganz automatisch erwünscht sein. Im Verlauf von wenigen hundert Stunden hatte es der jüngste Sohn Rothschilds nicht nur fertiggebracht, dass das englische Gold seinen Weg durch Frankreich nahm, sondern auch eine fiskalische Fata Morgana errichtet, der selbst Napoleon zum Opfer fiel. Ein noch halbwüchsiger Rothschild hatte die kaiserliche Regierung in eine Falle gelockt, indem sie genau den Vorgang guthiess, der zu ihrem Untergang beitragen sollte. Die Methoden, denen die Brüder Bethmann zum Opfer gefallen waren, sollten sich nun an einem Weltreich wiederholen.

Die Maschinerie der Familie lief auf Hochtouren. Nathan sandte grosse Mengen englischer Guineen, portugiesischer Goldstücke und französischer Napoleons d'Or (häufig frisch geprägt in der Londoner Münze) über den Kanal. An der Küste übernahm James das Geld und schaffte es nach Paris, wo er dafür sorgte, dass das Metall heimlich in Anweisungen auf bestimmte spanische Banken umgewandelt wurde. Südlich der Hauptstadt trat Kalmann in Aktion. Er nahm die Anweisungen in Empfang, schleuste sie durch tausend dunkle Felsentäler der Pyrenäen und tauchte dann wieder mit den von Wellington unterschriebenen Quittungen auf. Überall hatte Salomon seine Hand im Spiel, beseitigte Schwierigkeiten, wo sie auftraten, und sorgte dafür, dass die Umschlagstellen geheim blieben und sich weder an der kompletten Selbsttäuschung der Franzosen noch am Kurs des englischen Geldes etwas änderte. Amschel blieb inzwischen in Frankfurt und half dem alten Vater bei der Leitung des Stammhauses.

Manchmal ahnten die Franzosen den wahren Sachverhalt, doch meistens gelang es, jeglichen Verdacht zu zerstreuen. So war der Polizeichef von Calais plötzlich in der Lage, ein luxuriöses Leben zu führen – so luxuriös, dass es ihm immer schwieriger wurde, die Küste sorgfältig zu überwachen. Der Polizeikommissar von Paris machte zwar mehr als einmal den Vorschlag, den jungen James zu verhaften, aber der Schutz durch den Finanzminister erwies sich in allen Fällen als wirksamer.

Während Napoleon im russischen Winter seine Waffenmacht verspielte, schlängelte sich mitten durch Frankreich ein Goldstrom, der jener Armee, die in seinem Rücken stand, neues Lebensblut zuführte.

Es dauerte nicht lange, und die Rothschilds wurden Englands wichtigste Bankiers, nicht nur weil sie Wellington versorgten, sondern auch die Verbündeten: Österreich, Preussen und Russland erhielten in den letzten Jahren des napoleonischen Regimes grosse Hilfgelder von Grossbritan-

nien. Aber auch hier war die technische Durchführung schwierig. Der Versand von Goldbarren wäre ein zu grosses Risiko gewesen. Und die Ausstellung einzelner grosser Anweisungen zu Lasten des englischen Schatzamtes hätte die britische Währung gefährdet. Aber Mr. John Herries, der Beamte im Schatzamt, dem die Finanzierung der Verbündeten oblag, wusste Rat: Nathan soll das erledigen.

Und zusammen mit seinen Brüdern vollbrachte Nathan das Kunststück. Gleichzeitig traten sie von ihren verschiedenen und wechselnden Stützpunkten aus in Aktion. Mayer und seine Söhne errichteten damals das erste grosse internationale Clearing-House. Durch ihre Hände rollte der Grossteil jener 15 Millionen Pfund, die England seinen Verbündeten vorstreckte. Und diese gigantische Transaktion wurde so geräuschlos und elegant vollzogen, dass die englische Währung nie die leiseste Erschütterung erfuhr. Die einzigen Geräusche, die bei all dem erzeugt wurden, waren die der Rechenmaschinen in den Kontoren. Noch heute ist völlig unbekannt, welche Kommission Rothschild für sich verbuchen durfte. Aber auch all dies war schliesslich nur ein Vorspiel.

4. Runde vier: *Der grösste aller Coups*

Die Schlacht von Waterloo liess England zur führenden europäischen Macht werden. Den Rothschilds, den hervorragendsten Finanziers des Inselreichs, gelang es, durch Waterloo einen Coup zu landen, der ihnen Millionen und aber Millionen einbrachte. Die Legende, die jenen Meisterstreich in späteren Jahren erklärte, sprach von Brieftauben und anderen abenteuerlichen Manipulationen. Tatsächlich jedoch war die Grundlage – wie bei den meisten Aktionen der Familie – harte Arbeit und messerscharfe Vorausberechnung.

Die harte Arbeit hatte schon vor Jahren begonnen. Seitdem die jungen Rothschilds Frankfurt verlassen hatten, hielten sie sich gegenseitig ständig über die wirtschaftliche und allgemeine Lage auf dem laufenden. Es dauerte nicht lange, bis sich ein privater Nachrichtendienst entwickelt hatte. (Im Londoner Haus blieb er bis in die Tage des zweiten Weltkriegs bestehen, und zwar in Form von zwölf blaugekleideten Kurieren, die sich stets bereithielten, sofort nach Rio de Janeiro, Melbourne, Nairobi oder sonstwohin zu starten.)

Rothschilds Kutschen fahren über die Chausseen; Rothschilds Schiffe querten den Kanal; Rothschilds Boten waren schlechthin überall.

Sie brachten Bargeld und Wertpapiere, Briefe und Neuigkeiten mit sich: ja, vor allem Informationen und neueste Nachrichten, die allein sie besaßen und die sich an den Börsen und Finanzzentren als gewichtig und gewinnbringend erwiesen.

Aber keine einzige Nachricht konnte kostbarer sein als die über die Entscheidungsschlacht von Waterloo. Tagelang lag die Londoner Börse auf der Lauer: Wenn Napoleon siegte, musste der Kurs der englischen Consols zwangsläufig fallen. Erlitt der Kaiser jedoch eine Niederlage, so war der Zusammenbruch seines Reiches besiegelt, und das bedeutete einen Kursanstieg der Consols.

Dreissig Stunden lang blieb das Schicksal Europas im Pulverqualm der Kanonen auf dem Schlachtfeld von Waterloo undurchschaubar. In den späten Nachmittagsstunden des 19. Juni 1815 sprang Mr. Rothworth, einer der Agenten Rothschilds, auf ein Schiff in Ostende, in seinen Händen eine holländische Zeitung, deren Druckerschwärze noch feucht war. In der Morgendämmerung des 20. Juni überflog Nathan Rothschild im Hafen von Folkstone die Schlagzeilen des Blattes. Augenblicke danach war er auf dem Weg zur Regierung nach London – bei der er viele Stunden vor dem Kurier Wellingtons eintraf –, um ihr mitzuteilen, dass Napoleon besiegt war. Dann eilte er zur Börse.

Jeder andere als er hätte nun alles, was er besaß, in Consols angelegt. Nathan Rothschild jedoch stand regungslos an «seiner» Säule auf der Börse. Er investierte nicht. Er verkaufte. Er stieß Consols in rauen Mengen ab.

Sein Name hatte auch damals schon genügend Gewicht, dass ein so entscheidender Schritt ausreichte, das Schicksal eines Wertpapiers zu besiegeln. Die Consols fielen. Nathan blieb stoisch an seiner Säule stehen und verkaufte. Er verkaufte weiter. Der Kurs sank weiter. Denn überall raunte man sich zu: «Rothschild muss es wissen: Die Schlacht von Waterloo ist verloren.»

Mit ernster, unbewegter Miene verkaufte Nathan weiterhin Consols. Auf jede seiner Handbewegungen reagierte die Börse mit einer Erschütterung, die sich jedesmal in Zehntausenden von Pfunden ausdrückte. Die Consols fielen, fielen immer weiter – bis Nathan plötzlich ein grosses Paket von Papieren zum niedrigsten Preis kaufte, zu einem Preis, den er praktisch bestimmt hatte. Unmittelbar danach wurde die sensationelle Siegesnachricht allgemein bekannt, und die Consols kletterten aufs Neue in die Höhe.

5. Runde fünf: Die Eroberung der Sieger

Der Entscheidung von Waterloo folgte der Friede – und eine ernüchternde Überraschung. Während des Krieges hatten die Rothschilds sich als unüberwindlich gezeigt. Jetzt ergaben sich Schwierigkeiten, vielleicht, weil wenige Jahre zuvor eine unersetzliche Persönlichkeit von der Szene abgetreten war.

Am 16. September 1812, am jüdischen Versöhnungstag, hatte der alte Mayer den ganzen Tag betend und fastend in der Frankfurter Synagoge ausgeharrt. Am nächsten Tag brach eine alte Operationswunde auf. Kaum verfügte er noch über ausreichende Kraft, ein Testament zu diktieren, demzufolge sein Geschäft allein in die Hände seiner Söhne gelangen sollte:

... Meine Töchter, Schwiegersöhne und deren Nachkommen besitzen keinerlei Anteile an der bestehenden Firma M. A. Rothschild und Söhne ... und auch keinerlei Recht, diese Firma zu inspizieren, ihre Bücher, Geschäftspapiere oder Warenlager zu überprüfen ... Nie würde ich meinen Kindern vergeben, wenn sie entgegen meinem väterlichen Willen sich anmassen wollten, meine Söhne in der friedlichen Geschäftsausübung zu stören.

Jedweder, der gegen diesen väterlichen Willen zur Erhaltung des Familienfriedens verstossen würde, sollte auf seinen Pflichtteil an dem weit unter seinem wahren Wert geschätzten Erbe beschränkt werden.

Dann, nachdem er die letzte Tat, die ihm als Stammherrn oblag, vollendet hatte, nachdem das Dokument unterschrieben und notariell beglaubigt worden war, sank er am 19. September 1812 um 8 Uhr 15 abends in die Arme seiner Gudula und hauchte seine Seele aus.

Eines freilich konnte er seinen Söhnen nicht hinterlassen: seine einmalige Persönlichkeit. Sie hatten nicht seine gelassene Würde, seine leichte Art, sein *savoir vivre*, jenes Wissen um die Menschen, mit dem er die Fürsten bestriicken oder in einem Salon charmieren konnte. Ihr Vermögen war die Frucht einer elementar ursprünglichen Kraft und eines Sachverständes, der mit minutiöser Pünktlichkeit zu manipulieren wusste. Während der Schrecknisse des Krieges hatten diese Qualitäten sich einzigartig bewährt.

Jetzt aber kamen wieder ältere Werte zu ihren angestammten Ehren. Auf dem Kongress zu Wien wurde nicht mehr Blockade gebrochen. Man

tanzte. Die Stärke der jungen Rothschilds lag aber nicht auf dem Tanzparkett, und somit taugten sie plötzlich auch nicht mehr recht als Bankiers.

Die wirtschaftlichen Betätigungen im Europa der nachnapoleonischen Ära konzentrierten sich auf die Bemühungen der einzelnen Länder, ihre eigenen Kraftquellen zu nutzen, das heisst, Anleihen vom heimischen Markt finanzieren zu lassen. Da aber sahen sich die Rothschilds trotz all dem gewaltigen neuerworbenen Reichtum, den sie ihr eigen nennen durften, ohnmächtig verschlossenen Türen gegenüber.

Nur das kleine Preussen geruhte, sie mit der Beschaffung einer Anleihe zu beauftragen. Das grosse Österreich aber, das so begehrenswerte, hielt sich lieber an vornehmere Gesellschaft. Sein Hof wich keinen Zoll von Tradition und Protokoll ab. Man erinnerte sich, dass sich schon anno 1800 Schwierigkeiten mit jenen allzu rührigen Frankfurtern ergeben hatten, die doch tatsächlich einen Brief mit «K. K. (Kaiserlich-Königliche) Hofagenten» unterzeichneten, wo ihnen doch lediglich *ein* «K» zustand, nämlich der Titel «Kaiserliche Hofagenten». Ja, jetzt im Jahre 1816 waren die Brüder zwar Multimillionäre geworden, aber es bedurfte allen Einflusses ihres stärksten Fürsprechers im britischen Schatzamt, John Herries, dass Wien sich dazu herbeiliess, eine englische Hilfeleistung anzunehmen, obwohl die Transaktion von jenen Usurpatoren des zusätzlichen «K» abgewickelt wurde.

Die jungen Herren, sehr bedacht darauf, einen guten Eindruck zu machen, entledigten sich ihrer Aufgabe mit aussergewöhnlicher Eleganz. Sie klügelten Methoden aus, die es ihnen erlaubten, auf Provisionen und Zinsen zu verzichten, und brachten dadurch dem österreichischen Staatsschatz mehrere Millionen ein. Dafür gewährte der Wiener Hof ihnen im Jahre 1817 das Adelsprädikat «von» – freilich tat er es mit nicht viel mehr Grazie als der, mit der man einem Hund einen Knochen zuwirft.

Aber die Rothschilds konnte man nicht mit solchen Auszeichnungen abspesen, die auch für Juden nicht ohne Beispiel waren. Nathan stellte den Antrag, ihn zum österreichischen ehrenamtlichen Konsul in London zu ernennen, doch wurde sein Gesuch nur mit Ausflüchten beantwortet. Die fünf Brüder arbeiteten gemeinsam weitgehende und höchst günstige Pläne für die österreichischen Finanzen aus – sie wurden völlig ignoriert. In Frankreich lagen die Dinge womöglich noch schlechter. Es war eine Tatsache, dass Ludwig XVIII. allen Glanz bei der Wiederherstellung der Bourbonenmacht den Brüdern Nathan und James Rothschild verdankte.

Denn sie hatten ihm Vorschüsse auf britische Versprechungen gewährt, damit er seinen triumphalen Einzug in Paris finanzieren konnte. Das freilich hatte sich 1814 zugetragen, bevor Napoleon noch einmal von Elba gekommen war, damals, als das Donnern der Kanonen noch allen in den Ohren klang. Jetzt aber, nachdem drei Jahre ins Land gezogen waren, hatten die alteingesessenen Bankiers sich wieder in ihren Kontoren und Salons etabliert und gaben aufs neue den Ton an. Verglichen mit ihren Manieren wirkte alles, was die Rothschilds taten, parvenühaft.

Die neue französische Regierung bereitete eine grosse Anleihe von 350 Millionen Francs vor und vertraute sie dem Bankhaus Ouvrard an, das sich in der Finanzgeschichte Frankreichs einen Namen erworben hatte, sowie den Brüdern Baring, einem nicht minder angesehenen englischen Finanzinstitut. Verglichen mit ihnen erschienen die Rothschilds nur «einfache Geldwechsler». Die Anleihe wurde – ganz ohne die Rothschilds – ein grosser Erfolg.

Im Jahr 1818 begannen die Verhandlungen um eine zusätzliche Anleihe von etwa 270 Millionen Francs. Wieder waren Ouvrard und Baring führend, während die Bewerbungen der Rothschilds im Finanzministerium kein Gehör fanden. Diese Anleihe war als der Schlussstrich unter die Kriegsschuldung Frankreichs gedacht. In einer Konferenz mit den Siegermächten in Aachen sollte sie abgeschlossen und besiegelt werden. Vom Standpunkte der Familiengeschichte der Rothschilds ist die Bedeutung dieser sonst längst vergessenen Beratungen in Aachen ungleich grösser als die noch immer ruhmverklärten Geschehnisse, die sich an den Sieg zu Waterloo anschlossen. Aachen wurde deshalb zum Wendepunkt, weil es das erste Zusammentreffen zwischen der grossen Gesellschaft und den jüngst erst gross gewordenen Rothschilds war. Es begann mit einer Reihe von Banketts und Soireen, ganz wie sie auf dem Wiener Kongress üblich gewesen waren. Die Rothschilds waren fasziniert. Aber sie blieben ausgeschlossen – wie die Kinder vor dem Weihnachts-Schau-fenster.

Doch dann spitzte sich die Situation zu, entlud sich schliesslich in einem fürchterlichen Gewitter, und als der Donner verrollt war, hatten die jungen Emporkömmlinge wieder einmal das schier Unmögliche erreicht.

Während der ersten Woche hatte keiner diese Entwicklung vorausgesehen, möglicherweise nicht einmal Salomon und Kalmann selbst, die als Vertreter der Familie anwesend waren. An der Stelle ihres alten Freundes und Förderers, John Herries, hatte England Lord Castlereagh entsandt. Salomon und Kalmann konnten nicht heimisch werden in einer

Welt, in der das althergebrachte Protokoll und die fein gezirkelte Phrase derart regierten. Ihre Welt war die Börse und nicht das Tanzparkett. Zwar hatten die teuersten Schneider sie aufs Beste ausgestattet. Ihre Kutschen glänzten ebenso wie ihre Pferde. War es wirklich abträglich, dass ihre Ausdrucksweise und Grammatik zu wünschen übrig liessen? Und hatte sich nicht Kalmann erst unlängst mit Adelheid Herz verheiratet, die einer der angesehensten jüdischen Familien Deutschlands entstammte und nun den guten Ton in der Familie angeben sollte? Aber all dies Bemühen nützte gar nichts. Immer wenn die Brüder darum baten, vom Fürsten Metternich empfangen zu werden, war dieser gerade beim Herzog von Richelieu oder sonstwo zu Gast. Lord und Lady Castlereagh erwiesen sich als unauffindbar, da sie ständig mit dem Fürsten Hardenberg herumkutschten. Bei allen Festlichkeiten wurde die Einladung an die Rothschilds vergessen, während die Konkurrenz – Baring und Ouvrard – überall dabei zu sein schienen. Bestenfalls waren Sekretäre zu erreichen, aber auch diese lächelten kühl: Ja, ganz richtig, die Verhandlungen mit Baring und Ouvrard näherten sich dem Abschluss; warum sollte man denn in diesem Stadium die Verhandlungspartner wechseln? War nicht alles mit der Anleihe von Baring und Ouvrard trefflich gegangen? Stieg nicht gerade jetzt in Paris der Kurs der Papiere von 1817?

Noch einmal wollten die Rothschilds einen Versuch unternehmen. Sie konnten sich die Dienste Friedrich von Gentz' sichern, eines hervorragenden Publizisten und vertrauten Freundes des Staatskanzlers Metternich, und hatten damit eine Schlüsselfigur des Kongresses gewonnen. Sie investierten eine schöne Summe in David Parish, einen jungen, mondänen Bankier, dessen gesellschaftliche Beziehungen zum Hause Baring sehr gut waren. Sie versuchten sich auf jede Art und Weise salonfähig zu machen, und sie sorgten dafür, dass ihre eigenen Fräcke ebenso tadellos waren wie die Livreen ihrer Dienerschaft.

Aber alle Mühe war vergebens. In den Salons kicherte man belustigt über die Verwirrung auf dem Gesicht Kalmanns und die Sorgenfalten auf der Stirne Salomons. In der allgemeinen Heiterkeit blieb eine Kleinigkeit ganz unbeachtet: die zunehmende Häufigkeit, mit der Kuriere in der Wohnung der Brüder ein und aus gingen.

Der ganze Monat Oktober des Jahres 1818 verging in Aachen damit,

dass man sich amüsierte und hofierte, spielte und promenierte – und nebenbei die Rothschilds völlig übersah. Am 5. November ereignete sich etwas höchst Seltsames: Die französischen Staatspapiere aus jener berühmten Anleihe von 1817 begannen zu fallen, nachdem die Kurse ein Jahr lang ununterbrochen gestiegen waren. Von Tag zu Tag bröckelten sie mehr und mehr ab, und damit noch nicht genug: Auch andere Kurse begannen zu sinken. Ein Sturm schien entfesselt, ein allgemeiner Zusammenbruch zeichnete sich am verdüsterten Horizont ab, nicht nur in Paris, nein, an allen Börsen Europas.

In Aachen brach die heitere Musik ab. Die so vornehmen Edelleute standen nun verstört da, in den prachtstrotzenden Sälen, über die sich ein Dunkel senkte. Schliesslich hatte man ja auch selbst einiges investiert. Plötzlich hatte sich alles verwandelt: Die Mienen der hohen Herren waren verdüstert, die von Kalmann und Salomon aber wie verklärt unter einem lange nicht gesehenen Lächeln. Ein Gerücht verbreitete sich in den Salons: Sollte es möglich sein? Sollten die Rothschilds vielleicht wieder einmal ...?

Ja. Die Rothschilds hatten es wieder einmal geschafft. Mit ihren unerschöpflichen Reserven hatten sie die Papiere der Konkurrenten wochenlang aufgekauft, zurückgehalten und damit ihren Kurs insgeheim künstlich in die Höhe getrieben. Und dann, urplötzlich, mit einem einzigen gigantischen Schlag, hatten sie die ganze unheilvolle Menge von Papieren abgestossen. Damit war tatsächlich die gesamte Börsenstruktur in ihren Grundfesten erschüttert. Die grosse Welt musste nun zur Kenntnis nehmen, was es bedeutete, einen Rothschild übersehen zu wollen.

Die Herren Metternich, Richelieu und Hardenberg wussten sehr schnell, was sie zu tun hatten. Eine ernste Unterredung zwischen ihnen und den Bankiers Ouvrard und Baring fand statt. Zwar hatten sie sich in der neuen, noch nicht existenten Anleihe für ihre Privatkonten schon nette Pakete reservieren lassen. Aber man besprach sich. Man annullierte. Man verabschiedete sich. Die Hoffnung auf die neue Anleihe hatte sich in ein Nichts aufgelöst...

Dann bat man Salomon und Kalmann herein, und nun auf einmal war ihre Kleidung der Dernier cri und ihr Geld das allerbeste.

Und als dann die Musik wieder aufklang, als man nun zwei Fürstinnen Arm in Arm mit zwei korpulenten, biedereren Herren einherwandeln sah, da wusste man es: Europa war um einen gewichtigen Namen reicher geworden. Die Jungen hatten es geschafft: Sie waren *Die Rothschilds* geworden.

V DIE GROSSE FAMILIE

I. *In jedem Sinne des Wortes: gross*

Am letzten Maitag des Jahres 1838 fand ein seltsames Gefecht im Bossenden-Wald nahe dem Dorf Dunkirk in England statt. Das 45. Regiment stellte eine Bande aufrührerischer Sektierer; ihr Führer John Nicols Tom wurde mit einem Bajonett niedergestochen und getötet. Tom, eine seltsame Mischung von Visionär und Scharlatan, hatte das Land mit seinen pseudomessianischen Reden aufgewiegelt. Bis Waffen seinem Treiben ein Ende machten, wurde er von seinen Anhängern verehrt als König von Jerusalem, Prinz von Arabien, König der Zigeuner und als — Graf Moses S. Rothschild !

Der letztgenannte Titel erscheint am erstaunlichsten. Denn der Name Rothschild war erst seit zwei Jahrzehnten berühmt geworden. Die fünf Brüder, die diesen Namen trugen, waren Söhne eines Altwaren- und Münzhändlers im Frankfurter Ghetto, und an ihrem Akzent wie an ihren Manieren war ihre Herkunft noch immer unverkennbar. Was war dann der Grund dafür, dass der Name «Rothschild» nicht minder fabelhaft erschien als der eines «Prinzen von Arabien» ?

Die Rothschilds waren reich. Gewiss. Doch das ist als Antwort nicht ausreichend. Geld besaßen die Brüder in einem Ausmass, das für den einfachen Mann unvorstellbar war. Und man muss in der Tat ungewöhnliche Vergleiche ziehen, um sich den Reichtum der Rothschilds vorstellen zu können. Lytton Strachey bezeichnet in seiner Biographie der Königin Viktoria die Queen als «ausserordentlich reich» selbst im Verhältnis zu anderen grossen Monarchen; er schätzt ihr Vermögen auf nicht weniger als fünf Millionen englische Pfund. Ach, arme Viktoria! Ein einzelner Zweig der Familie Rothschild konnte allein spielend, sozusagen im Handumdrehen, sich eine Anschaffung leisten, die ungefähr so viel kostete, wie das ganze Vermögen Ihrer Majestät ausmachte. Der Kauf des Suez-Kanals sollte dies beweisen.

Das Gesamtvermögen aller Rothschilds ist für die Zeit des grössten Teils des 19. Jahrhunderts auf über 400 Millionen Gold-Pfund geschätzt worden. Niemand – von den Fuggern bis zu den Rockefeller-ern – hat je auch nur annähernd eine derartig atemberaubende Summe besessen.

Aber ein Riesenvermögen allein genügt noch nicht, eine Legende entste-

hen zu lassen und zu erhalten wie die um die Rothschilds. Es gehört vor allem eine zu Bewunderung und Neid zwingende Atmosphäre dazu, die von den Bewunderern und Beneideten selbst geschaffen sein muss. Nach dem Aachener Kongress hatten die fünf Brüder die nüchterne, unerschütterliche Überzeugung gewonnen, dass die Zeit gekommen war, in der das Gottesgnadentum der Könige abgelöst worden war von der Macht des Geldes, und dass sie diese Macht repräsentierten: Amschel, Nathan, Salomon, Kalmann und James. Andere Neureiche mochten Hemmungen haben und sich unsicher fühlen – die fünf Brüder kannten derlei Regungen nicht. Es gibt eine Geschichte, die, wenn nicht wahr, so doch gut erfunden ist: Nathan soll, als ihn einst sein kleiner Sohn gefragt habe, wieviel Nationen es eigentlich auf der Erde gebe, ihm geantwortet haben: «Du brauchst nur zwei zu kennen: einmal unsere Familie, und dann alle die anderen.»

Es tut nichts zur Sache, ob diese Anekdote wohl nachträglich erfunden ist – sie spiegelt eine Einstellung wider, die sich irgendwie bis zum heutigen Tag erhalten hat. Denn man hört auch heute noch sozusagen Führungszeichen, wenn ein Rothschild von seiner Familie spricht, – «Die Familie» – das bedeutet den Rothschilds etwas ganz anderes, als wenn das Wort von anderen benutzt wird, und es ist auch wirklich etwas anderes, denn die Entwicklung zur «FAMILIE» kann man am Stammbaum der Familie ablesen.

Er beginnt mit den fünf Söhnen Mayers, von denen die zwei ältesten noch Mädchen aus soliden deutsch-jüdischen Häusern geheiratet hatten. Die nächste Hochzeit fand im Jahr 1806 statt, als der Name «Rothschild» in ihren Kreisen schon einen besonderen Klang gewonnen hatte. Nathan heiratete Hannah Cohen, die Tochter von Barnett Cohen, der damals der reichste Jude in England war. Im Jahr 1818 trat Kalmann in den Stand der Ehe ein, und da war es bereits eine Selbstverständlichkeit, dass sich ein Rothschild seine Ehegefährtin aus dem Kreis der begehrenswertesten jungen Damen wählen konnte. Kalmanns Wahl fiel auf Adelheid Herz, deren Familie zur kultiviertesten Elite der deutschen Juden zählte. Schliesslich heiratete der jüngste Sohn: Jakob, der sich in Paris James nannte. Der österreichische Kaiser hatte ihn und seine Brüder bereits in den Adelsstand erhoben, und die Barone von Rothschild waren zur reichsten Familie der Welt geworden. Bei der letzten Hochzeitsfeier waren sie schon eine bedeutende Familie. Nun waren sie eine einzigartige Familie. Und der 11. Juli 1824 demonstrierte diese Einzigartigkeit auch auf einzigartige Weise: Als James unter die «Chupah» (den traditionellen

jüdischen Trauhimmel) schritt, umarmte er dort als Braut Betty, seine Nichte, die Tochter seines Bruders Salomon.

Ähnlich den Habsburgern entwickelten die Rothschilds rasch das dynastische Dogma, dass die beste «Partie», die man machen könne, die Verheiratung mit einem anderen Mitglied der «Familie» sei. Von den zwölf Ehen der Söhne der ersten fünf Rothschilds wurden neun mit Nichten geschlossen, und von den 58 Eheschliessungen der Nachkommen des alten Mayer waren bis heute genau die Hälfte Ehen zwischen Vettern und Kusinen.

Was aber waren die Gründe für so viele Ehen im engsten Familienkreis? Zunächst mag es eine Rolle gespielt haben, dass nur ein Rothschild sich eine Mitgift leisten konnte, wie sie ein Rothschild-Schwiegersohn erwarten durfte. Hinzu kam wohl die Tendenz, das Vermögen zu konsolidieren, und dann noch etwas, das vielleicht sogar das ausschlaggebende Moment gewesen sein kann: man zögerte, Fremde in die Familie aufzunehmen und zu Rothschilds zu machen. Ja, der Name war das Entscheidende. Für die Entwicklung und den Bestand der Legende um diesen Namen wurde alles getan. Im Jahr 1836 geschah etwas, das klar werden liess, was dieser Name für diejenigen bedeutete, die ihn trugen. Bei den Juden der Welt galt damals eine andere Familie als weit angesehen: die der Montefiores, eine uralte, aristokratische und hochgebildete Familie, deren Angehörige seit Generationen die Führer und Wohltäter ihrer Glaubensgemeinschaft in England waren. Sir Moses Montefiore war vom englischen Königshaus geadelt worden, lange bevor diese Ehrung einem Enkel Nathans zuteil werden sollte. Nun hatte ein junger Montefiore – selbst ein schwerreicher Mann und durch Heirat der Familie Rothschild verwandt – den Wunsch, Teilhaber der Rothschild-Bank zu werden, und bat seine Tante, Nathans Frau, diesen Plan ihrem Mann befürwortend vorzutragen.

Ein langes und peinliches Schweigen war zunächst die einzige Reaktion des Chefbüros der Firma Rothschild am New Court, St. Swith-in's Lane. Endlich musste man sich zu einer offiziellen Antwort entschliessen: In der Regel sei die Firma nicht bereit, die Zulassung eines Aussenseiters auch nur in Erwägung zu ziehen (in der Tat hat dies bis zum heutigen Tag auch kein Zweig der Familie je getan). Aber ausnahmsweise sei man in diesem Falle nicht abgeneigt, den jungen Montefiore zum Teilhaber zu machen, angesichts seiner nahen Verwandtschaft und des erlesenen Rangs seiner Familie, jedoch nur unter der wohl ganz und gar selbstverständlichen Bedingung, dass er dann den Namen Rothschild annehme, da nur ein Rothschild Partner sein könne ...

2. Das Wappen

Montefiore – der ein Montefiore bleiben wollte und lieber auf den Eintritt in die Familienfirma verzichtete – wäre über die Zumutung vielleicht nicht so verblüfft gewesen, wenn er die Akten des Wappen-Inspektorats am Hofe zu Wien über die Rothschilds gekannt hätte. Diesem Amt oblag es, neue Adelspatente vorschriftsmässig vorzubereiten; in dieser Funktion bekam es jene fast entwaffnend naive Unverfrorenheit zu verspüren, mit der die Brüder ihre zehn Lieblingsbuchstaben R-O-T-H-S-C-H-I-L-D in die Welt des Adels einführen wollten.

Anfang 1817 wurde die Geduld der Wappeninspektoren durch einen Brief der Familie erstmals auf eine harte Probe gestellt. Kaum hatten die jungen Herren ihr Paradekunststück vollbracht, britische Hilfsgelder nach Wien zu transferieren und damit dem Hof rascher und mehr Gelder zu verschaffen als je zuvor andere Finanziers, als sie auch schon zu verstehen gaben, dass sie dafür die eine oder andere Auszeichnung erwarteten. Der Geheime Hofrat Freiherr von Lederer hielt «es aber für das angemessenste, jeden der beiden Brüder Rothschild mit einer goldenen Dose, mit dem Namenszug Ew. Majestät in Brillanten geziert, zu beschenken».

Der Finanzminister Graf Stadion aber war sich – wie es der Umgang mit Bankiers mit sich bringt – des Wertes der Rothschilds und des Gewichts ihrer Erwartungen weit genauer bewusst. Er hielt den Vorschlag des Hofrats für völlig unangemessen. Schliesslich bedeutete es Eulen nach Athen zu tragen, wenn man diesen fünf Zauberern Brillanten – und seien sie noch so sinnvoll arrangiert – zum Präsent machte.

Endlich rang man sich zu einem Kompromiss durch und versuchte sowohl dem Drängen des Grafen Stadion wie auch der kühlen Erwähnung seitens des Hofrates: «... es tritt überdies hier noch die besondere Rücksicht ein, dass die Gebrüder Rothschild Israeliten sind» Rechnung zu tragen. Österreich verlieh den Brüdern den niedersten Adel mit dem Recht, das Wort «von» ihrem Namen voranzustellen. Gleichzeitig forderte man sie auf, den Entwurf eines diesem Rang entsprechenden Wappens einzureichen. Hier traf nun der erwähnte Brief beim Wappen-Inspektorat ein, der mit mehr begeistertem Schwung als Verständnis für die Situation die Vorstellung der jungen Herren dartat:

«Erstes Feld: Durchschnittenen rotes und gelbes Feld, halber schwarzer Adler in gelbem Felde. Anspielung auf das K. K. österreichische Wappen.
Zweites Feld: Schreitender Leopard in rotem Felde; Anspielung auf das königlich englische Wappen.
Drittes Feld: Stehender Löwe; Anspielung auf das kurfürstlich hessische Wappen.
Viertes Feld: Arm mit fünf Pfeilen in blauem Felde; Symbol der Einigkeit unter den fünf Brüdern.»

Der Wappeninspektor konnte sich von dem Schock schwer erholen. Leute, denen noch kaum das «von» zustand, forderten für sich ein Wappen, das einem Herzogshaus angemessen gewesen wäre. Dabei schreckten sie nicht davor zurück, ihr Gesuch in folgender Weise zu beschließen:

«Rotes Schild in der Mitte des Wappens. Das Wappen wird zur Rechten von einem Jagdhunde, dem Symbol der Treue, und zur Linken von einem Storche, dem Symbol der Frömmigkeit und der Zufriedenheit, gehalten. Über dem Wappenschild befindet sich eine Krone, aus der sich der hessische Löwe erhebt.»

Das musste man sich von Leuten vorschlagen lassen, die gerade eben zum niedersten Adel zugelassen worden waren. Mit einem tiefen Seufzer tauchte der Inspektor seinen Federkiel ein und schrieb ein Gutachten, in dem es hiess:

«... Was das Wappen anlangt, so verlangen sie eine Krone, Herzschild, Schildhalter, den englischen Leopard und den hessischen Löwen. Dem Adel gebührt nach heraldischen Vorschriften nur ein Helm, und ist ihr Ansinnen in keinem Falle zulässig, weil sonst alle Auszeichnungen der höheren Stände aufhören würden, da Kronen, Schildhalter und Herzschilde nur den Herrenstand ansprechen kann. Auch gibt keine Regierung die Symbole anderer Regierungen, da der Adel nur wegen Verdienst für Fürst und Vaterland, nicht aber wegen Verdienst anderer Länder erteilt wird, wie überhaupt Löwen nur die Tapferkeit bezeugen, in welchem Falle sich die Petenten nicht befinden.»

Der Inspektor setzte nur seine Schere an, um den Hochfahrenden ihre Ansprüche gehörig zu beschneiden. Da fiel zunächst die siebenzackige Krone – die mindestens die Ernennung zum Freiherrn zur Voraussetzung gehabt hätte. Sie wurde in einen kleinen Helm umgewandelt. Und fast der gesamte erbetene heraldische Zoo wurde dahingeschlachtet: der fromme Storch, der treue Jagdhund, die verschiedenen Löwen usw. Nur ein gespaltener Vogel blieb übrig: der halbe österreichische Adler. Übrig blieb auch der Arm, der die Pfeile hielt, wobei freilich wiederum

einer dem pedantischen Inspektor zum Opfer fiel, so dass nur vier übrigblieben, denn der fünfte Bruder, Nathan, hatte offiziell mit der Geld-Transaktion nichts zu tun gehabt. Dieses stark beschnittene Wappenschild wurde den Rothschilds amtlich am 25. März 1817 zuerkannt.

Dabei sollte es freilich nicht lange bleiben. Denn es folgte der Kongress von Aachen, und bald danach wurde dem Fürsten Metternich, Seiner Majestät allmächtigem Staatskanzler, vom Hause Rothschild ein persönliches Darlehen in Höhe von 900'000 Gulden gewährt. Dies war, einerseits, ein völlig korrektes Geschäft, und die geliehene Summe wurde sogar sieben Jahre vor Fälligkeit voll zurückgezahlt. Andererseits wollte der Zufall, dass der Darlehensvertrag am 23. September 1822 geschlossen wurde, und dass schon sechs Tage später ein kaiserlicher Erlass erging, demzufolge alle fünf Brüder und alle ihre ehelichen Nachkommen beider Geschlechter zu Baronen erhoben wurden.

Im Wappen-Inspektorat knirschten sie nunmehr mit den Zähnen – beissen konnten sie nun nicht mehr. Das Wappen der Rothschilds bekam nun doch jene Krone, die von den Brüdern vorgeschlagen worden war, und dazu drei gefiederte, höchst einsdrucksvolle Helme. Das rote Herzschild war jetzt auch da, und die Wappentiere marschierten noch pompöser und anspielungsreicher auf, als es anfangs erbeten worden war. Anstelle des treuen Windhunds reckte sich nun der tapfere Löwe Hessens auf, und der fromme Storch verwandelte sich sogar in ein stolz paradiesrendes Einhorn. Der halbe Adler hatte sich in einen ganzen ausgewachsen, und ein zweiter der königlichen Vögel spreizte seine Schwingen auf dem mittleren Helm. Und «Concordia, Integritas, Industria» stand auf dem Schriftband unterhalb all dieser Herrlichkeiten.

Aber das, worauf die Familie wohl am meisten stolz war, erblickte man links unten und rechts oben auf dem Wappenbild. Dort erschien nunmehr das volle Symbol der Familieneinheit: eine Hand, die fünf und nicht nur vier Pfeile hielt!

Wer heute die Briefbogen der Firma N. M. Rothschild & Sons (London) gegen das Licht hält, kann unter den modernen Buchstaben, die von einer elektrischen Schreibmaschine herrühren, das Wasserzeichen des altherwürdigen Wappens bewundern. Aus der Fülle der Symbole stechen die fünf Pfeile am meisten hervor, ein ständiges Sinnbild jener fünf wahrhaft dämonischen Brüder, die nach erfolgreichem Siegeszug nun als fünf inoffizielle Herrscher in fünf verschiedenen Hauptstädten ihre Residenzen hatten.

3- Die fünf Stammhalter

a) Mr. Nathan

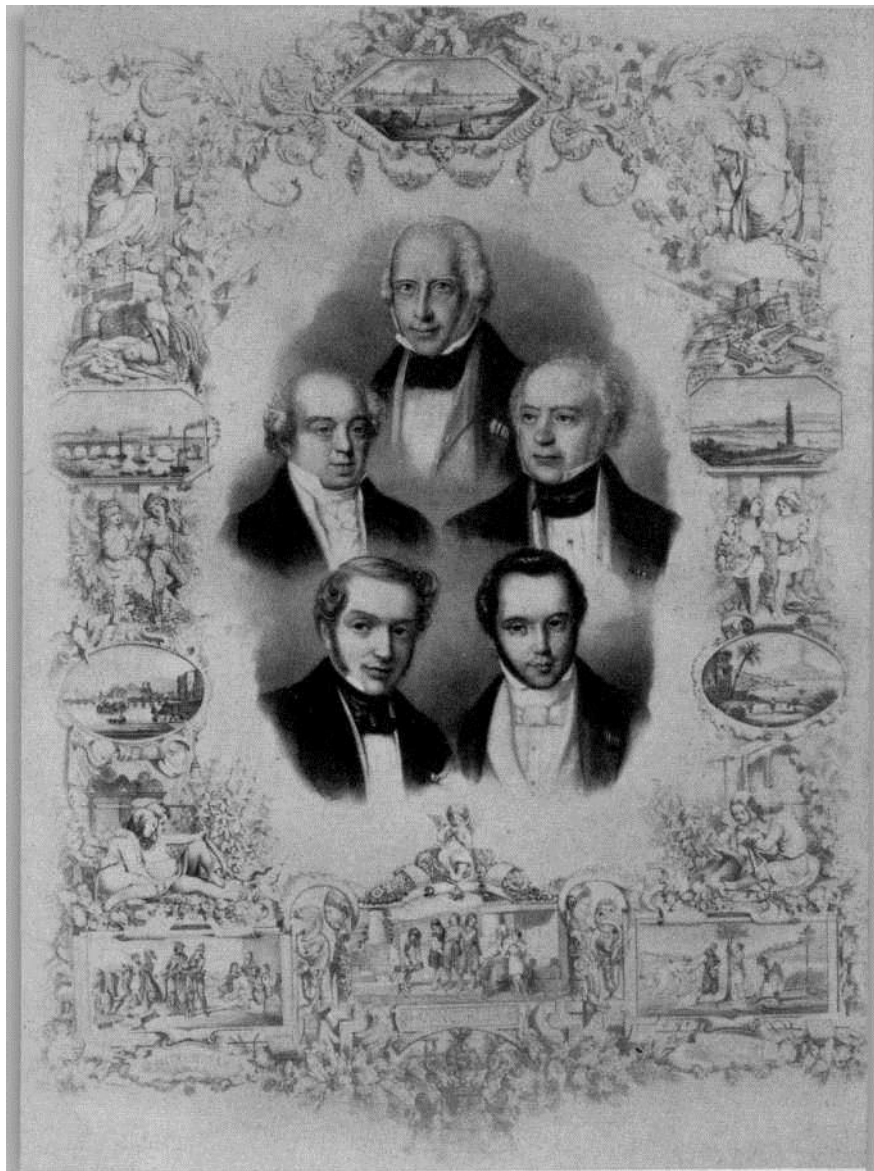
Es erscheint paradox, dass gerade jener Nathan Rothschild, in dessen Interesse die Familie den zusätzlichen Pfeil in das Wappenschild eingefügt hatte, dieses Wappen nie benutzte, niemals einen Adelstitel in Anspruch nahm und ebenso wenig je einen der vielen Orden anlegte, die ihm im Lauf seines Lebens verliehen wurden.

Dieses Verhalten entsprang jedoch vollkommen der dynastischen Logik der Familie. Jeder Bruder liess sich in dem Land nieder, das seinem Charakter am meisten entsprach, oder er glich sein Temperament dem von ihm gewählten Land an. Nathan wusste instinktiv, dass das liberale England sich wenig für einen Baron begeistern würde, der seinen Titel dem absolutistischen Österreich verdankte. Als naturalisierter britischer Bürger verhielt er sich zurückhaltend gegen ausländische Ehrungen. Mehr noch – er hasste Prahlerei, Pomp und Protzerei. Er legte weniger Wert auf äussere Erscheinung als auf Macht und Einfluss. Genau nach Art der Engländer, dieses Meistervolks der Kaufleute, das in aller Stille ganze Erdteile erwarb, brachte er es fertig, Riesengeschäfte abzuschliessen, während er sich anscheinend über das Wetter unterhielt.

Naturgemäss haftete ihm noch mancher Akzent des Ghettos an. Dies hinderte ihn aber nicht im Geringsten daran, der grösste und phlegmatischste unter den Führern der liberalen Whig-Partei zu werden. Er wusste es schon, bevor es Heinrich Heine in Worte fasste: dass die Hauptarmee der Feinde Rothschilds aus allen besteht, die Habenichtse sind; sie sagen alle: «Was wir nicht haben, das hat Rothschild!»

Nathan wusste, dass der Neid, den ein so gewaltiger Reichtum wie seiner hervorrief, nicht mit freundlichem Lächeln oder verbindlichen Verbeugungen aus der Welt geschafft werden konnte. Ihm schien die geladene Pistole, die stets schussbereit unter seinem Kissen lag, verlässlicher. Seine wirkungsvolle Methode war seine mürrische und unverblünte Art. Als das Kaiserreich Österreich sich dazu entschloss, ihn zum Generalkonsul in London zu ernennen, da geschah dies nicht, weil man von ihm diplomatischen Takt erwartete, sondern lediglich, weil man sich seines ausserordentlichen Einflusses versichern wollte.

Leute, die milde Gaben sammelten, und besonders die, die es für die jüdischen Armen in London taten, wussten zu berichten, dass es zwar nicht



Die fünf Söhne Mayer Amschel Rothschilds. Oben: Amschel Mayer (Frankfurt). Mitte: James Mayer (Paris), Nathan Mayer (London). Unten: Salomon Mayer (Wien), Carl Mayer (Neapel). Lithographie von Raunheim, Paris 1852



2 Baron Philippe de Rothschild führt seine Tochter Philippine zur Trauung
in Pauillac am 4. März 1961

3 Die Frankfurter Judengasse. Lithographie nach Carl Theodor Reiffenstein, 1845

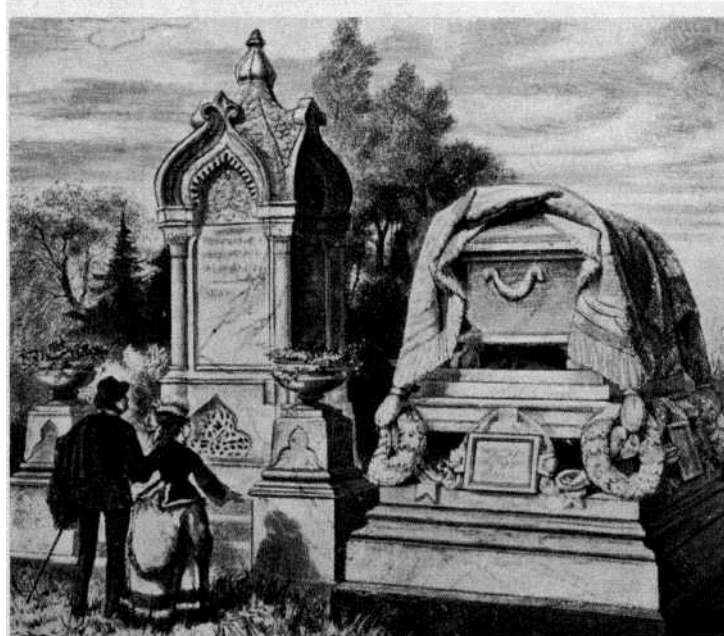


4 Stammhaus der Rothschilds in Frankfurt. Foto von C. F. Mylius, 1869





5 Amschel Mayer von Rothschild. Lithographie von Küstner



6 Grabmal des Amschel Mayer von Rothschild in Frankfurt



7 Nathan Rothschild,
London



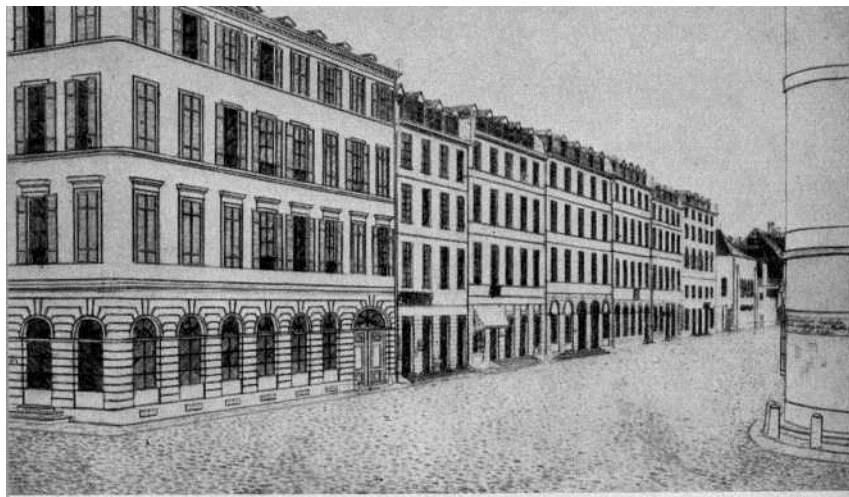
8 Salomon Mayer von Rothschild, Wien. Lithographie
von Theer



9 James Mayer Rothschild,
Paris. Stahlstich von Weyer



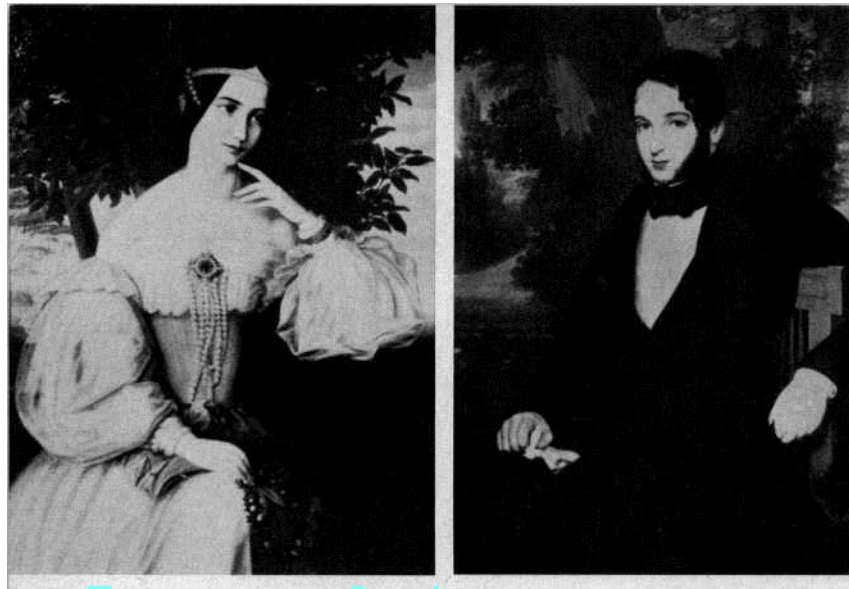
10 Carl Rothschild, Neapel



11 Rothschilds Geschäftshaus an der Bornheimer Gasse in Frankfurt, 1823. Tuschzeichnung nach der Natur von A. Heinzlmann



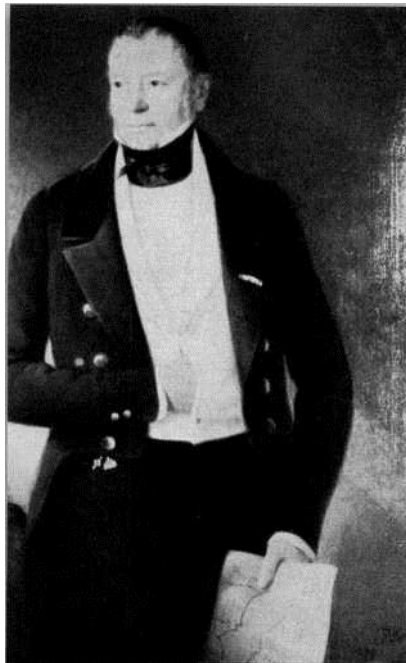
12 Nathan an der «Rothschild-Säule» in der Londoner Börse. Stich, frühestes 19. Jahrhundert



13 Charlotte von Rothschild, 14 Lionel Nathan von Rothschild Gattin des Lionel (Brautbild)

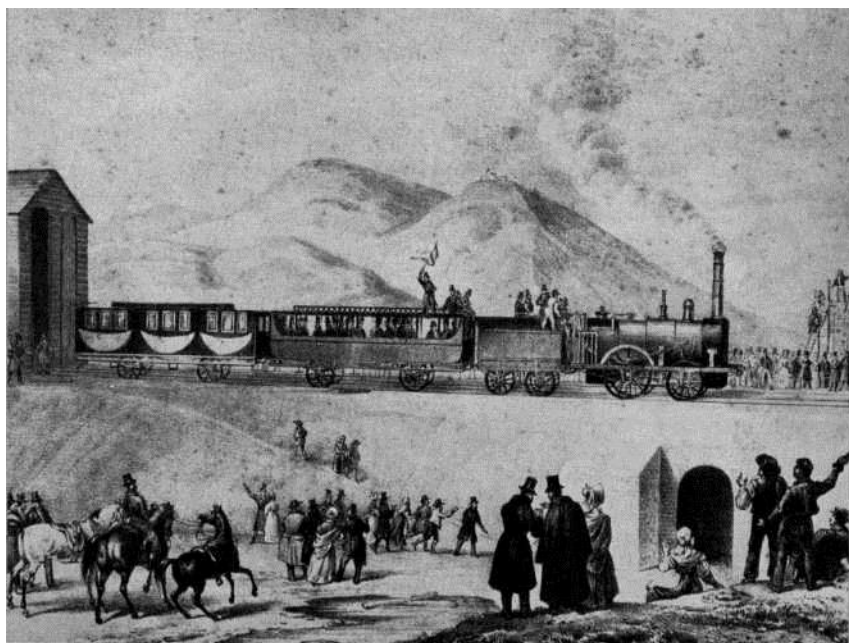


15 Gattin und Kind Carl von Rothschilds. Italienisches Porträt aus dem frühen 19. Jahrhundert



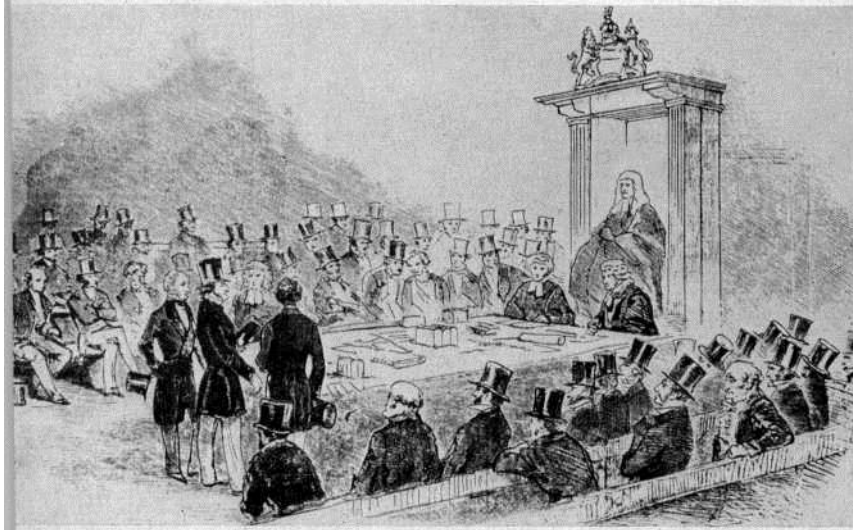
16 Salomon von Rothschild

17 Versuchsfahrt der österreichischen Eisenbahn Salomon von Rothschilds, 1839





18 «Full Cry». Gemälde von Sir Francis Grant: Lionel und seine drei Brüder auf der Jagd im Vale of Aylesbury



20 Betty de Rothschild, Gattin des James. Gemälde von Ingres (aus der Sammlung des Baron Guy de Rothschild)



21 Schloss Ferneres des Baron James. Holzschnitt aus der «Monde Illustre», 1862



Barrikaten-Szene am 18. September



Baron von Rotschirm: Was geht vor in mein Haus?
Barrikatenmacher: Jetzt geht's los Herr Baron, jetzt werd gleich gethalt, aber das Eigenthum ist heilig.
Baron: Was geht los? geht Ihr mir los! Eigenthum heilig? Tod? Wie heist? Mein Eigenthum ist mir schon lang heilig, das braucht Ihr mir nitt an mein Thur zu schreibe, Tod? Wenn die Preusse komme seid Ihr all tod !!!

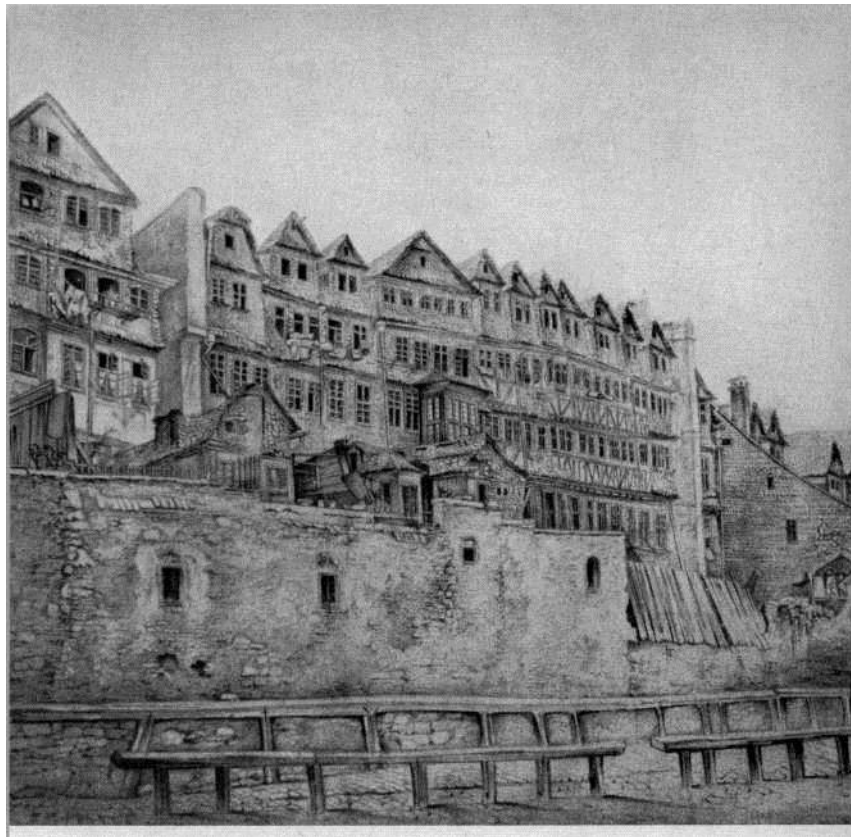
Baron: Noch niks ze handele, Harr Minister?

Reichsminister: Gar nichts, Herr Baron!

Baron: Gottes Wunder! Was sinn daas for schofele Mafsemalle! Dou drinn' werd nu schonn bald ä Johr verhandelt un als noch kane Geschäftjes —



22 und 23
Frankfurter Karikaturen
auf die Rothschilds aus
dem Jahre 1848



24 Die Judenmuer und der alte Viehmarkt in Frankfurt.
Nach einer Bleistiftzeichnung von A. Eymer, 1873

25 Karikatur auf die Rothschilds aus dem 19. Jahrh.



26 österreichische Karikatur aus dem Jahr 1862 nach dem Besuch von Napoleon III. bei James de Rothschild in Ferrières

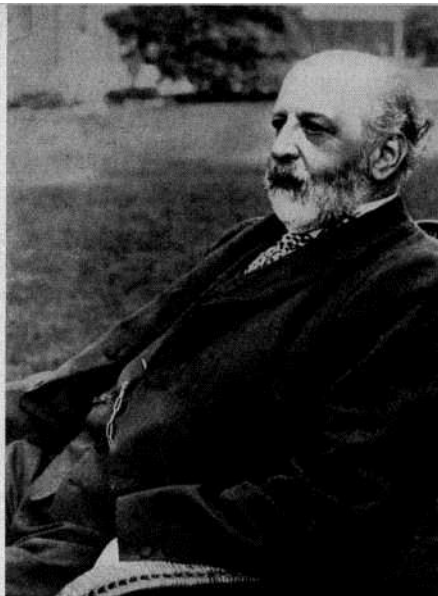
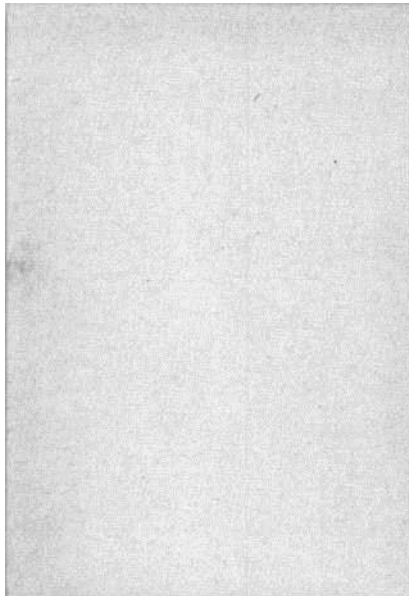




27 Napoleon III. pflanzt im Park von Schloss Ferneres einen Baum zur Erinnerung an seinen ersten Besuch. Zeitgenössischer Holzschnitt aus der «Monde Illustre»



28 Trauung des Baron Alphonse de Rothschild mit seiner Cousine Leonore von Rothschild auf Gunnersbury bei London, 1857



29 Nathaniel,
der erste Lord Rothschild



30 Mayer Carl Freiherr von
Rothschild, Abgeordneter der Freien
Reichsstadt Frankfurt im Norddeut-
schen Bundestag. Lithographie von
Schertle

schwer war, Tausende, ja sogar Hunderttausende Pfund Sterling von Mr. Rothschild zu erhalten, kaum je aber ein freundliches Wort. Andere reiche Leute konnten ihrer Wohltätigkeit froh werden: Es gereicht einem schliesslich zur Ehre und bringt Ansehen, grosszügig zu spenden. Für Nathan Rothschild lagen die Dinge grundlegend anders, denn von ihm war allgemein bekannt, wie gross sein Reichtum war: Was immer er gab, es konnte nie genug sein!

An den Bettlern, die ihm so viel zusetzten, revanchierte er sich in einer für ihn charakteristischen Art. Seinem Freund und Intimus Sir Thomas Buxton, dem Führer der Bewegung gegen die Sklaverei, gestand er: «Ab und zu gebe ich einem Bettler eine ganze Gold-Guinee. Dann denkt er, dass ich mich geirrt habe, und in seiner Angst, dass ich das entdecken könne, rennt er davon, so rasch er nur kann. Ich kann dir nur raten, gelegentlich auch dieses amüsante Experiment zu machen.»

Aber Nathan Rothschild verstreute nicht wahllos Goldmünzen unter denen, die wussten, wer er war. Er ärgerte sich, dass Diener und Portiers ein erwartungsvolles Lächeln aufsetzten, wenn sie schon von weitem die gedrungene Gestalt des berühmten Rothschild erkannten. Einem Schuhputzer, der es einst wagte, zu fragen, warum er als Trinkgeld nur einen Penny gebe, wo doch sein Sohn regelmässig einen Schilling spende, antwortete er kurz und bündig: «Der Junge hat einen Millionär zum Vater. Ich nicht.» Die Art, wie Rothschild Pennys als Trinkgeld gab, war die gleiche wie hundert Jahre später die eines Rockefeller mit seinen Zehncent-Stücken. Die Kunsthändler mochten noch so grosse Geschäfte mit Millionären machen, die sich mit Mr. Rothschild bei weitem nicht vergleichen konnten – in seinem Haus hatten sie kein Glück. «Ich kann mein Geld nicht für Bilder vergeuden», sagte er. Und gegen eine derartige Bemerkung Nathans gab es weder snobistische noch ästhetische Argumente. Die Welt des Schönen war ihm gleichgültig. Und Snobismus, jene feine Kunst nachgemachter Selbstachtung derjenigen, die sie nicht wirklich besitzen, existierte nicht für einen Mann, der nicht einmal von seinem eigenen Adelstitel Notiz nahm. Eines Tages aber gelang es einem Kunsthändler, der mit einem Empfehlungsschreiben des Oberrabbiners von England kam, doch einen gewissen Eindruck zu machen. Mit einem abrupten «All right» schloss Nathan die Unterredung: «Schicken Sie mir ein Gemälde, das dreissig Pfund kostet. Welches, ist mir egal. Good-bye.»

In seinen Beziehungen zu den Spitzen der Gesellschaft war Höflichkeit nicht seine starke Seite. Wilhelm von Humboldt schrieb in einem Brief:

«Gestern ass Rothschild bei mir, der ein ganz roher und ganz ungebildeter Mensch ist, aber sehr viel Verstand und für das Geld wirklich Genie hat. Den Major Martens, der auch hier ass und immer alles Französische lobte, hat er einige Male himmlisch abgeführt. Unter anderem apitoyierte sich Martens auf eine albern sentimentale Weise über das Unglück der Kriege und die vielen Gebliebenen. «Ach», sagte Rothschild, «wenn die Leute nicht alle gestorben wären, Herr Major, wären Sie vermutlich noch Tambours!»

Der Herzog von Wellington war regelmässig Gast im Hause Rothschild, und Seine Gnaden, so herrlich grob er selbst sein konnte, brachte stets einige der erlesensten Damen und Herren der englischen Gesellschaft mit sich. Nathan war durch nichts und niemanden zu beeindrucken, durch Wellingtons Grobheit nicht und durch die vornehmen Gäste schon gar nicht. Auch der Botschafter Frankreichs am Hofe von St. James, Talleyrand, besuchte die Rothschilds häufig, entzückte Nathans Gattin mit den charmanten Manieren des Ancien Regime und begeisterte die Kinderschar mit winzigen Figürchen, die er aus Brotstückchen knetete. Dies alles liess Nathan kalt. Auf einem Festball, den der Herzog von Wellington veranstaltete, verwandte der Herzog von Montmerency viel Mühe darauf, von seiner langen Reihe von Ahnen zu sprechen. «Dann sind Sie also der erste Baron, dessen sich die Christenheit rühmen durfte. Ich dagegen», fuhr Nathan Rothschild laut und allgemein vernehmlich fort, «ich bin der erste jüdische Baron. Das ist weit interessanter, aber ich mache davon weit weniger Aufhebens.» Die Damen erleichteten. Das Orchester liess rasch ein Menuett erklingen, und der Gastgeber – den man den Eisernen Herzog zu nennen pflegte – freute sich.

Wenn sich Nathan aber einmal dazu entschloss, Krach zu schlagen, dann erzitterte selbst die unerschütterliche Bank von England. Eines Tages legte er dort einen Wechsel vor, den er von seinem Bruder Amschel erhalten hatte. Die Bank sandte ihn mit dem Bemerken zurück, dass sie keine Papiere von Privatpersonen honoriere. «Privatpersonen! Ich werde den Herren Direktoren zeigen, ob die Rothschilds Privatpersonen sind!» liess sich Nathan drohend vernehmen; von seiner Revanche sprach die ganze Bankwelt. Schon am nächsten Morgen war er in der Bank von England in der Thread-needle-Strasse und ersuchte, ihm einen Zehnpfund-Schein in Gold umzuwechseln. Der erstaunte Schalterbeamte kam der Bitte nach. Den ganzen Morgen wiederholte Rothschild sein Ersuchen, den ganzen Tag. Aber nicht er allein tat dies, sondern mit ihm neun

Angestellte, die mit gleich vollen Geldtaschen an neun anderen Schaltern standen! In einem einzigen Tag verminderte er die Goldreserven der Bank von England um über 100'000 Pfund ...

Als die Bank am nächsten Tag ihre Schalter öffnete, war der unnachgiebige Herr bereits wieder zur Stelle, und mit ihm seine Leute, alle beladen mit Banknoten. Einer der Direktoren nahte und fragte, nervös lächelnd, wie lange denn dieser Scherz weitergetrieben werden solle.

«Rothschild wird den Banknoten der Bank von England so lange Misstrauen entgegenbringen, als diese den Rothschilds nicht vertraut!» erwiderte Nathan.

Rasch wurde eine Sondersitzung der Direktoren in die Thread-needle-Strasse einberufen, und diese beschloss, in Zukunft werde die Bank alle Schecks der fünf Brüder einlösen.

Um diese Zeit hatte Nathan den Sitz seiner Familie nach dem hochherrschaftlichen Palais Piccadilly Nr. 107 verlegt, weil das alte Haus in New Court, St. Swithin's Lane, nun bereits ganz von seinen Büros in Anspruch genommen wurde. Als sich herausstellte, dass seine jüngere Tochter Hannah musikalisch begabt war, schenkte er ihr eine Harfe aus purem Gold, und keine Geringeren als Rossini und Mendelssohn unterrichteten sie. Die Gattin füllte die Hallen mit Kunstschätzen und prominenten Gästen. Jeder kam, schon um diesen phänomenalen Mann kennenzulernen, der aus dem Frankfurter Ghetto zu den höchsten Höhen des britischen Weltreichs aufgestiegen war. Manche kamen als Bewunderer, andere als Schmeichler, aber nicht wenige wurden wahre und aufrichtige Freunde.

Es war ja gar nicht zu vermeiden, dass sich hinter manchem einschmeichelnden Lächeln ein missgünstiges und verächtliches Grinsen verbarg. Der Problematik seines Ansehens war sich Nathan denn auch immer wohl bewusst. Ein berühmter Violinist gab einmal eine Soiree im Hause Piccadilly Nr. 107, und als Gastgeber musste Nathan zum Schluss einige Worte des Dankes sagen. «Wunderbare Musik haben Sie gemacht», meinte er, kurz angebunden wie immer. Aber hörte er da nicht ein nur schlecht unterdrücktes Kichern? Nathan blickte sich um. Dann klimperte er mit ein paar Münzen in seiner Tasche. «Das ist meine Musik», schloss er resigniert. «Die Leute lauschen ihr genauso aufmerksam wie der Ihrigen, aber nicht mit dem gleichen Respekt.»

Wenn man von der praktischen Wirkung in der Nachwelt her urteilt, dann befand sich Nathan im Irrtum; denn die nachhaltigste Form des Respekts ist die Erinnerung. Jenes Violinkünstlers gedenken wir heute nur noch als einer Rahmenfigur für eine Rothschild-Anekdote, während

– was Nathan anbelangt — sich nicht nur seine Worte, sondern auch seine Taten als dauerhaft erwiesen haben. Seine britischen Staatsanleihen in Höhe von zwölf Millionen Pfund verbanden die englische Regierung mit seinem Haus, und zwar für Generationen, so sehr, dass das Bankhaus am New Court auch heute noch für die Bank von England der einzige Goldmakler für An- und Verkäufe ist. Nathan war Gründer der Alliance Insurance Company, einer gewaltigen Versicherungsgesellschaft, die heute wie eh und je gedeiht und die unverändert unter dem Einfluss der Londoner Rothschilds steht. Jene Drei-Millionen-Pfund-Anleihe für Brasilien, die einst dieses Land finanziell rettete, hat noch heute ihre Nachwirkungen: Noch im Jahr 1962 hat New Court mehr mit südamerikanischen Anleihen zu tun als jede andere Privatbank. Kühles Selbstvertrauen und blitzschnell handelnder Scharfsinn hat alle Unternehmungen Nathans ausgezeichnet. «Ich bin ein Mann rascher Entschlüsse», sagte er zu Buxton, «und ich habe nie Zeit verschwendet. Ich komme stets auf alles vorbereitet und pflege ein gutes Geschäft auf der Stelle abzuschliessen, denn ich habe mir immer vor Augen gehalten, was ein anderer tun kann, das kann ich auch.»

Tatsache ist freilich, dass kein anderer so leicht zu tun vermochte, was er tun konnte. Die Börse hat nie vor ihm oder nach ihm einen Mann gekannt, der ihm ebenbürtig war. Er war unerschöpflich in seinen Einfällen und Manövern. Wir wissen kaum, wie er das alles geschafft hat. Aber wir wissen, wie er im Fall der Schlacht von Waterloo seiner Konkurrenz ein gigantisches Schnippchen schlug, und wir wissen, dass er oft ähnliche Einfälle hatte.

Nehmen wir an, dass ihm durch die Kuriere seiner Brüder eine Information zugeht, nach der eine Wertsteigerung der Aktie x zu erwarten war. Unauffällig kaufte er dann eine bescheidene Anzahl dieser Aktien an und liess gleichzeitig einer Reihe von Agenten, die insgeheim für ihn arbeiteten, das Stichwort zugehen, ebenfalls von dem Papier je eine gewisse Menge zu kaufen. Dann schlug Nathan plötzlich alles auf einmal los, was er von diesem Wertpapier erworben hatte. Die Masse der Spekulanten, die sich zumeist nach einem Grossen der Börse zu richten pflegt, konzentrierte nun ihr nervöses Interesse auf die x-Aktie. Jetzt stiessen, auf seine Instruktion hin, auch alle Rothschild-Agenten die in ihren Händen befindlichen x-Papiere ab. Panik ergriff die Spekulanten. Aber auch bei den Kennern, die vorher noch skeptisch gewesen waren, machte wieder einmal das Wort die Runde: «Nathan Rothschild hatte doch recht gehabt, als er als erster verkaufte.» Alle verkauften nun ihre

gesamten x-Aktien. Gleichzeitig stand eine Reihe anderer Rothschild-Mittelsmänner bereit und kaufte alle angebotenen x-Aktien zu dem ausserordentlich niedrigen Preis, den sie nun hatten – und rechtzeitig vor Bekanntwerden jener Neuigkeit, die Nathan als erster kannte und die den Wert des Papiers höher denn je zuvor steigen liess.

Das nächste Mal war die Konkurrenz gewitzigt und auf diese Taktik Nathans vorbereitet – nur um daraufhin abermals hereinzufallen, weil Nathan diesmal genau umgekehrt vorging. Man konnte Rothschild weder aufhalten noch verstehen, ja nicht einmal die Gründe begreifen, warum er, der soviel besass, noch mehr haben wollte. Musste vielleicht die Frage lauten: Wie viele gelbe Judenflecke auf wie vielen Kaftanen seiner Ahnen, wie viele Erniedrigungen und Demütigungen in den winkligen Gassen des Frankfurter Ghetto gedachte jener Mann, der soeben vom New Court zur Börse fuhr, auf seine Weise auszulöschen?

Napoleon auf dem Schlachtfeld war keine rätselhaftere Figur als Nathan Rothschild auf der Königlichen Börse. Gleich Napoleon stand er immer unbeweglich in der gleichen unwandelbaren Pose: Er lehnte gegen die («Rothschild-Säule» (die erste rechts, wenn man von Cornhill eintrat), hatte seine schweren Hände tief in die Taschen versenkt – ein Bild schweigender und unbeweglicher Gewissheit unschlagbarer Geschäftstüchtigkeit. Ein anonymen Zeitgenosse hat diese Erscheinung gut beschrieben:

«Man sagt, dass die Augen die Fenster der Seele seien. Im Falle Rothschilds muss man zu dem Schluss kommen, dass entweder keine Scheiben da sind, oder dass dahinter keine Seele wohnt, die heraussehen könnte. Da dringt kein Lichtstrahl von innen nach aussen, noch kann man den Reflex dessen wahrnehmen, was von aussen nach innen dringen könnte. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass es sich hier um einen leeren Popanz handelt, und man fragt sich, wie er denn aufrecht stehen kann, wenn er leer ist. Von Zeit zu Zeit naht irgendeine Gestalt. Er tritt dann zwei Schritte zur Seite, und der neugierige Blick, mehr wissensdurstig, als man sich je einen Blick vorstellen kann, entströmt plötzlich den vorher so starren und bleischweren Augen, ganz so als ob man ein Schwert aus der Scheide fahen liesse. Die ankommende Gestalt, die so wirkt, als ob sie zufällig und nicht verabredet gekommen sei, verharrt einen oder zwei Augenblicke, Blicke werden ausgetauscht, die man nicht zu deuten vermag, deren gewaltige Bedeutung man jedoch spürt. Dann fällt wiederum die Schutzdecke über die Augen, und er verharrt aufs Neue wie ein Steinblock.

Während des Börsenvormittags erscheint eine Reihe solcher Besucher, die alle in gleicher Weise empfangen werden und ebenso verschwinden. Am Schluss verschwindet die unbewegliche Gestalt selbst und lässt den Zuschauer in fassungslosem Staunen zurück ...»

Jene überlegene Ruhe gab Nathan niemals auf. Sie war sein Panzer gegen jene herrschende Schicht, über die er zwar Macht ausübte, der er aber nie als gleichwertig anerkannt angehört hat. Man erzählt sich die Geschichte, dass eines Tages ein aufgeblasener Herzog in Nathans Londoner Bankhaus stürmte, so voller Wut, dass kein Angestellter ihn aufzuhalten wagte. Der hohe Herr drang bis in das Privatbüro Nathans vor und brüllte seine Beschwerde heraus. Nathan, ohne von seinen Geschäftsbüchern aufzublicken, sagte nur: «Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich!»

Der hochgestellte Herr, mit hochrotem Kopf, liess seine ganze Ahnen- und Urahrenreihe aufmarschieren, pochte auf seine glänzenden Verbindungen und schleuderte schliesslich seine mit einer Goldkrone verzierte Visitenkarte auf Nathans Schreibtisch. Dieser warf nur einen kurzen Blick darauf, sagte: «Nehmen Sie sich *zwei* Stühle!» – und arbeitete weiter in seinen Papieren.

b) Beau James

Wenn der typische Hintergrund für das Geschehen im England des 19. Jahrhunderts ein Kontor war, dann war dies für Frankreich der Salon. Wie Nathan Rothschild in England die eindrucksvollste Verkörperung des Wirtschaftslebens wurde, so wuchs der grazile, rothaarige Bruder James zur unübersehbaren Gestalt in der elegantesten Gesellschaft Frankreichs heran.

Der jüngste Sohn Mayers war so früh nach Paris gekommen, dass er die Sprache perfekt beherrschte, ja in ihr brillierte. Rasch entwickelte er sich in eine eigenartige, aber höchst erfolgreiche Mischung von Beau und Geschäftsmann. Sein rotes Haar war stets kokett gelockt, so wie es die neueste Mode vorschrieb. Im Jahr 1817, als er noch keine 26 Jahre alt war und die Goldgeschäfte für Wellington erst wenige Jahre hinter sich hatte, gab er bereits ein Gala-Diner, unter dessen Gästen man den Botschafter Seiner Majestät des Kaisers und Königs von Österreich und Ungarn ebenso bemerkte wie den Prinzen Paul von Württemberg, einen der grossen Lebemänner seiner Zeit. Und vier Jahre später – er war gerade 29 Jahre alt geworden – zog man ihn schon in Betracht für die Würde des österreichischen Generalkonsuls in Paris – ein Amt, das auch einige hochgestellte Herren von altem Adel sehr gern für sich reserviert hätten. Ein Geheimbericht an den österreichischen Kaiser gab den Ausschlag:

«Seine Majestät haben zwar in der über die Ernennung des Londoner Rothschild zum Konsul erlassenen Höchsten Entschliessung ausdrücklich festgesetzt, dass es als Regel zu verbleiben habe, dass keinem Israeliten ein Konsulat verliehen werde; allein wenn die von Seiner Majestät zugunsten des Londoner Rothschild gestattete Ausnahme im höchsten Grade zweckmässig war, so dürfte es dieselbe nicht minder in Hinsicht der Pariser Rothschilds sein. ... James von Rothschild ist ein vielseitig gebildeter junger Mann, steht mit vielen Gliedern des Pariser Polytechnischen Instituts und des Conservatoire des Arts et des Metiers, sowie mit vielen der vorzüglichsten gebildeten französischen Fabrikanten und Handelsleute in engster Verbindung.»

Ritter von Stahl, der namens der Commerzhofkommission dieses Gutachten verfasst hatte, kam zu dem Schluss:

«In kommerzieller und industrieller Beziehung bin ich eben ausser Stande, Seiner Majestät ein zweckmässigeres Individuum ... vorzuschlagen.» Damit hatte es unser «vielseitig gebildeter junger Mann..., der Chef des Pariser Hauses, James von Rothschild» geschafft: er wurde am **ii. August 1821** zum österreichischen Generalkonsul ernannt. Um standesgemäss zu repräsentieren, erwarb er das prächtige Palais Fouche in der Rue Laffitte. Dort, wo einst Napoleons Polizeichef residiert hatte, derselbe, der ihn seinerzeit verhaften lassen wollte, öffneten sich nun die weiten Portale für die kostbarsten Gemälde, die feinsten Skulpturen, die schönsten Möbel und die vornehmsten Gäste. Und der junge Baron konnte sich sogar den Luxus leisten, einen Mann zu engagieren, den König Georg **IV.** von England ihm vergeblich hatte abspenstig machen wollen: den unübertrefflichen, einmaligen, für gewöhnliche Millionäre unerschwinglichen Meisterkoch Careme.

Aber James hielt erst dann wirklich Hof in seinem Palais, als er die ihm würdige Gattin gefunden hatte. Er heiratete seine Nichte Betty Rothschild. Sie wurde der strahlende Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens im Palais Rothschild. Schwarzhaarig und schwarzäugig, war sie eine Dame grossen Stils. In einem berühmten Gemälde hat Ingres ihre Schönheit verewigt. Sie entzückte so grundverschiedene Persönlichkeiten wie Heinrich Heine – der sie mit dem Gedicht «Der Engel» unsterblich gemacht hat – und General Theodule Changarnier, den Chef der Nationalgarde, dessen Entflammtheit für die Baronin zu einigem boshafem Klatsch Anlass gab.

Heine und der Oberkommandierende der Nationalgarde waren nur Glieder in einer nie abreisenden Kette illustrier Gäste bei den Empfängen, Banketten und Bällen, die der gutaussehende James und die schöne Betty in der Rue Laffitte gaben. Rossini erschien fast täglich und komponierte Musikstücke eigens für die Festlichkeiten der Rothschilds. Auch Giaco-

mo Meyerbeer war ein intimer Freund des Hauses, und Honore de Balzac genoss Rothschilds Kaffee in gewaltigen Mengen; der Dichter hatte Rothschild in Aachen kennengelernt und sofort begonnen, sich von ihm Geld zu leihen. Die Rückzahlung erfolgte auf Balzacsche Art: mit einer amüsanten Bankiers-Geschichte, «Roueries d'un Creancier», die James gewidmet war, während er eine andere Geschichte, «L'Enfant Maudit», Betty zueignete. Bei der Beisetzung des grossen Romanciers schritt James unmittelbar hinter dem Sarg.

Die Beziehungen zu George Sand waren eher süss-säuerlich. Bei einem Wohlfahrts-Bazar mied James den Stand, an dem die Schriftstellerin – wie immer in Hosen – Parfüm feilbot. Schliesslich lief sie ihm nach und erklärte, Baron James müsse einfach eine Flasche Parfüm für 5000 Francs erstehen.

Lächelnd erwiderte der Baron: «Was soll ich denn damit anfangen? Geben Sie mir Ihr Autogramm. Das verkaufe ich, und wir teilen den Erlös!» George Sand schrieb ein paar Worte auf ein Blatt Papier, das sie James überreichte: «Ich bestätige, vom Baron Rothschild 10'000 Francs erhalten zu haben zugunsten der armen, unterdrückten Polen.» Darunter fand sich ihr Namenszug.

Heine, der Zeuge dieser Szene war, betrachtete interessiert den Gesichtsausdruck des in die Enge getriebenen Barons. Mit ironischem Mitgefühl legte er dem Freund die Hand auf die Schulter und meinte, dass man am besten schweige, wenn man grossen Kummer habe.

In Wirklichkeit war James gar nicht bekümmert, und er zahlte sogar gern. Denn sein gesellschaftliches Ansehen stieg ja nur, wenn er interessante Beträge interessanten Leuten bei interessanten Gelegenheiten opferte. Er legte es bewusst darauf an, in charmanten Anekdoten genannt zu werden, die in der Welt der Künstler und Dichter spielten. Als Eugene Delacroix ihn einmal fragte, ob er ihn als Bettler porträtieren dürfe, sagte er sofort begeistert zu. Am darauffolgenden Morgen läutete ein in Lumpen gekleideter Mann am Atelier von Delacroix. Ein Schüler öffnete, liess den bejammernswert Aussehenden erst gar nicht ein, sondern gab ihm mitleidig einen Franken und schickte ihn weg. Er vergass den Vorfall sofort – bis am nächsten Tag ein livrierter Diener des Barons ihm folgenden Brief überbrachte:

«Verehrter Herr!

Inliegend gebe ich Ihnen das Kapital, das Sie mir an der Tür von M. Delacroix' Atelier aushändigten, mit Zins und Zinseszins zurück, insgesamt 10'000 Francs.

Der Scheck kann jederzeit in meiner Bank eingelöst werden.

James de Rothschild»

Diese Geschichte steigerte natürlich seine Popularität, und er schadete seinem Prestige nicht, als er die grossen Weingüter von Lafite für vier Millionen Gold-Francis erwarb – eigentlich nur, weil ihr Name an seine Pariser Adresse – Rue Laffitte – erinnerte.

Bei all seinen Scherzen vergass James jedoch nie, dass er der reichste Mann Frankreichs war. Seine Bank, de Rothschild Freres, liess die gesamte Konkurrenz hinter sich. Sein Vermögen wurde auf 600 Millionen Gold-Francis geschätzt, 150 Millionen Francs höher als das, was alle anderen französischen Bankiers zusammen besaßen. Dem König von Portugal liess er 25 Millionen Francs, und die 5 Millionen Francs, die der König der Belgier ihm zur Anlage anvertraut hatte, verdoppelten und vervierfachten sich. Er war einer der Hauptgläubiger des französischen Staates.

Heine schrieb:

«Ich besuche ihn (Baron James Rothschild, Anm. des Übersetzers) am liebsten in den Bureaus seines Comptoirs, wo ich als Philosoph beobachten kann, wie sich das Volk und nicht nur das Volk Gottes, sondern auch alle anderen Völker vor ihm beugen und bücken. Das ist ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es selbst den besten Akrobaten schwerfiele. Ich sah Leute, die, wenn sie dem grossen Baron nahten, zusammenzuckten, als berührten sie eine voltaische Säule. Schon vor der Tür seines Kabinetts ergreift viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einst Moses auf dem Horeb empfunden, als er auf dem heiligen Boden stand. Ganz so wie Moses alsbald seine Schuhe auszog, so würde gewiss mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatkabinett des Herrn v. Rothschild zu betreten wagt, vorher seine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, dass alsdann seine Füsse noch übler riechen und den Herrn Baron dieser Mistduft inkommunizieren dürfte. Jenes Privatkabinett ist in der Tat ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeeres oder des gestirnten Himmels: Wir sehen hier, wie klein der Mensch und wie gross Gott ist! Denn das Geld ist der Gott unserer Zeit und Rothschild ist sein Prophet!»

Heines Worte belegen, wie gegensätzlich die Gedanken und Gefühle des Dichters seinem grosszügigen Freund und Gönner gegenüber waren. Er war sich eben bewusst, dass auch er nur eine der Raritäten im Kuriositäten-Kabinett des grossen Rothschild war. Eines Tages, als James ein Festmahl für eine erlesene Auswahl von Finanzmagnaten gab, war er nur zum Dessert eingeladen, weil man sich von seinem Witz einen amüsanten Ausklang versprach. Die Nachspeise wurde serviert, aber Heine kam nicht. Ein Bote wurde in seine Wohnung geschickt. Er brachte vom ge-

kränkten Dichter folgende Zeilen: «Herr Baron! Ich pflege meinen Kaffee dort zu trinken, wo ich auch meine Mahlzeit einnehme.»

In der gleichen Stimmung hatte er auch geschrieben: «Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonierter Bedienter das Nachtgeschirr desselben über den Korridor, und ein Börsenspekulant, der in demselben Augenblick vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe ... Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, dass er mit der Zeit ein Millionär sein wird.»

Es gab noch schärfere Kritiker: Ludwig Börne, Spross des Frankfurter Ghetto gleich den Rothschilds, weilte wie Heine als politischer Flüchtling in Paris. Beissend und ironisch schrieb er über die «Emporkömmlinge», die in ihrer Jugend wie er die dumpfe Luft der Frankfurter Judengasse atmen müssen: «Wäre es nicht das grösste Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Thron setzte? Man bedenke die Vorteile. Die neue Dynastie würde keine Anleihen machen; denn sie wüsste am besten, wie teuer ihnen das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Untertanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müssten aufhören, die aktiven wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen? Das wird dann alle Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen.»

Nein – so ganz gefehlt hatte Börne mit seiner Satire nicht. Denn tatsächlich sind ja mit Ausnahme von Ludwig XVIII. alle französischen Herrscher nach Napoleon I. von ihren Thronen vertrieben worden. James spielte in ihrer Regierungszeit eine entscheidende Rolle. Aber wann immer einer von ihnen stürzte, berührte es seine Position nicht. Der Salon, den er und Frau Betty unterhielten, war immer *dernier cri*, gleichgültig, wer gerade an der Macht war oder wer danach an die Macht kam.

So fand die Herrschaft Karls x. am 31. Juli 1830 ein jähes Ende, und niemand hätte sich gewundert, wenn es nun auch mit Baron James zu Ende gewesen wäre. War er doch immer wieder der finanzielle Helfer und Berater des gestürzten Monarchen gewesen. Die Bourbonen hatten ihm die Umwandlung einer Reihe von fünfprozentigen Staatsanleihen in dreiprozentige anvertraut, eine Riesentransaktion. Ihm oblag auch die Finanzierung der bourbonischen Partei im Spanischen Bürgerkrieg während der zwanziger Jahre. Die Rosette der Ehrenlegion hatte ihm ein Bourbonen-König angeheftet. Warum sollte er also nicht mit dieser Landplage identifiziert werden?

Alles sah so aus, als sei Rothschild auf den Wechsel des Regimes im Juli 1830 völlig unvorbereitet gewesen. Während seine Konkurrenz ihre Vorsichtsmassnahmen ergriff, veranstaltete er Bälle, auf denen nach wie vor die Vertreter des *ancien régime*, wie die Herzoge von Chartres und von Braunschweig, seine Gäste waren. Und in jenen Sommermorgenstunden, als in den Strassen von Paris die Barrikaden errichtet wurden, der alte König die Flucht ergriff und das Volk dem neuen König zujubelte, schien Rothschild zu schlafen. Der neue König: das war Louis Philippe, der Sohn des berühmten Philippe Egalite der Grossen Revolution. Wie sein Vater schien er ein begeisterter Vertreter liberaler Ideen zu sein, er, ein «Roi Bourgeois», ein Bürgerkönig! Das konnte für den konservativen Rothschild ein böses Erwachen werden!

Aber es kam anders. Einen Monat nach dem Umsturz fand sich eine Abordnung beim «Bürgerkönig» ein, um ihn zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Und wer befand sich – zu allgemeiner Überraschung – unter den Gratulanten? Baron Rothschild. Man bedeutete ihm, nach dem offiziellen Empfang doch noch dazubleiben, und gewährte ihm die Ehre einer langen und vertraulichen Privataudienz! James, der als eingeschworener Anhänger der Bourbonen gegolten hatte, entpuppte sich als langjähriger Freund, als Tischgenosse und Finanzberater der neuen Majestät...

Das Regime des «Roi Bourgeois» entwickelte sich in ein Paradies des Grossbürgertums. Die Sterne des Barons erglänzten heller denn je. Die Bankfirma de Rothschild Freres hatte praktisch ein Monopol auf alle Staatsanleihen wie auf die Betreuung der privaten Investitionen Louis Philippes. Man hörte auch in Fragen der Aussenpolitik auf die Ratschläge der Hofbankiers, und Seine Majestät waren oft und gern Gast bei den Gesellschaften, die Betty mit so unnachahmlichem Geschick zu veranstalten wusste. Ihrem Gatten aber wurde nun bald auch noch das Grosskreuz der Ehrenlegion verliehen.

Achtzehn Jahre später stieg das Volk von Paris abermals auf die Barrikaden. Und während schon die ersten Schüsse der Revolution krachten, hatte Rothschild anscheinend nichts Besseres im Sinn, als Feste zu feiern: Am 23. Februar 1848 war er Gast auf einem Ball, den der österreichische Botschafter veranstaltete. Tags darauf floh der Bürgerkönig. Der Mob plünderte das Palais Royal. Schon schickten sich die Revolutionäre an, das Königsschloss in Neuilly zu zerstören, und Stätten «kapitalistischer Völlerei» wie die Rothschild-Villa in Suresnes waren von Brandstiftern bedroht.

James schickte Gattin und Tochter zur Sicherheit nach London.

Gleichzeitig spendete er dem Innenminister der Revolution, Monsieur Ledry-Rollin, 250'000 Francs «für patriotische Zwecke». Ausserdem schrieb er einen Offenen Brief an die provisorische Regierung, der heute noch im Büro des Barons Guy de Rothschild hängt: 50'000 Francs setzte James für die in den Strassenkämpfen Verwundeten aus. Der Brief stammt vom 25. Februar 1848, dem ersten Tag des neuen Regimens. Ja, er war der alte Zauberer wie eh und je. Er hatte nichts eingebüsst von jener Wendigkeit, Ruhe und Zielsicherheit, mit der er in den Tagen Wellingtons das Gold für Englands Truppen nach Portugal geleitet hatte. Wieder meisterte er die Situation. Nur wenige Wochen gingen ins Land, und Baron James schien selbst den fanatischsten Republikanern unentbehrlich.

Der Redakteur des radikalen «Tocsin des Travailleurs» apostrophiert ihn im August 1848 in einer Mischung von Respekt und Ironie:

«Mein Herr, Sie sind ein Zauberkünstler! Louis Philippe stürzte ..., die konstitutionelle Monarchie und die parlamentarischen Methoden mussten weichen ... Sie aber sind geblieben! Die Bankfürsten liquidieren, ihre Firmen und Kontore schliessen. Selbst die grossen Kapitäne der Industrie und die Leiter der Eisenbahngesellschaften wackeln. Aktionäre, Händler, Fabrikanten und Bankiers sind in Massen ruiniert. Grosse wie Kleine sind zugrunde gerichtet. Nur Sie allein sind von all dem unberührt ... Reichtum schwindet dahin, Ruhm ist erniedrigt, und die alte Herrschaft fällt, aber ... der unserer Zeit gemässe König hat seinen Thron behalten. Damit nicht genug. Sie hätten aus diesem Land fliehen können, in dem nach der Sprache Ihrer Bibel die Berge wie die Widder zittern. Sie bleiben, weil Sie feststellen, dass Ihre Position unabhängig ist von den alten Dynastien, und mutig bieten Sie Ihre Hilfe der jungen Republik... Unerschrocken halten Sie zu Frankreich. Sie sind mehr als ein Staatsmann, Sie sind ein Symbol der Kreditwürdigkeit. Ist es da nicht Zeit, dass die Bank, das mächtige Instrument der Mittelklassen, bei der Gestaltung der Geschicke des Volkes auch offiziell mitwirkt? Sie sind der grosse Geschäftsmann unserer Zeit... Reizt Sie nach der Krone des Geldes nun nicht auch die politische Apotheose?»

Nein, diese Einladung, eine politische Führerrolle zu spielen und Minister zu werden, konnte James aus guten Gründen nicht reizen. Die Minister, und James hätte ohne weiteres einer werden können, sollten nicht lange in Amt und Würden bleiben. Louis Napoleon, der Neffe Napoleons I., jagte sie davon, als er im Dezember 1848 zum französischen Präsidenten gewählt wurde. Vier Jahre später war er bereits Napoleon III., Kaiser der Franzosen, von Gottes Gnaden und nach dem Willen des Volkes.

Diesmal schien James tatsächlich den Anschluss verpasst zu haben.

Mit diesem neuen Herrn verband ihn nichts. Im Gegenteil: Jedermann wusste, wie er und seine Brüder gross geworden waren durch die Niederlage Napoleons I. Und die Bankiers, mit denen sich Louis Napoleon umgab, waren die Rivalen des Baron James.

Der Baron jedoch gab sich nicht geschlagen. Als der Bankier Achille Fould, sein Erzfeind, zum Finanzminister des neuen Napoleon ernannt wurde, soll James lächelnd nur gesagt haben: «Ach, mir scheint, ich wittere ein neues Waterloo.»

Diese Bemerkung war sehr verfrüht. Denn der Kampf, auf den er sich nun einliess, dauerte so lange und war so heftig, dass ihm ein eigenes Kapitel gewidmet werden muss. Am Ende sollte James freilich doch recht behalten: Die Geschichte der Rothschilds bleibt die Geschichte der Waterloos ihrer Gegner.

c) König Salomon

Schon recht früh im 19. Jahrhundert hatte Clemens Fürst Metternich, der Staatskanzler Österreichs, öffentlich seine Bedenken über Bankiers geäussert, die sich in politische Angelegenheiten einmischten. Er meinte: «Das Haus Rothschild spielt in Frankreich eine grössere Rolle als irgendeine fremde Regierung. Dafür gibt es natürlich Gründe, aber sie erscheinen mir weder gut noch befriedigend. Das Geld ist die grosse Triebkraft in Frankreich, und mit der Korruption muss man daher dort ganz offen rechnen. Bei uns findet dies wenig Anklang.»

Diese Worte konnten für die Familie Rothschild wenig Gutes verheissen. Österreich huldigte noch immer einem traditionellen Antisemitismus. Im Gegensatz zu England und Frankreich durften die Juden im Herrschaftsgebiet der Habsburger nirgends Land besitzen; sie konnten weder Anwälte noch Richter, weder Beamte noch Lehrer werden. Heiraten von Juden, in ihrer Zahl ohnehin begrenzt, bedurften behördlicher Erlaubnis. Die Juden mussten eine besondere Kopfsteuer zahlen und sich regelmässig auf einer eigens für sie bestimmten Amtsstelle melden. Wenn der Jude obendrein Ausländer war, wurde ihm nur eine kurzfristige Aufenthaltserlaubnis erteilt. Die österreichische Fremdenpolizei interessierte sich so intensiv für Juden, die nicht Österreicher waren, dass die Familie Rothschild es nicht gewagt hatte, einen Vertreter zum Wiener Kongress zu entsenden. Die Schlacht von Waterloo war geschlagen worden. Aber immer noch gab es keinen Kontakt zwischen einem Rothschild und einem Mitglied des österreichischen Kabinetts.

Aber nach den aufsehenerregenden Ereignissen in Aachen begann sich auch an der Donau das Klima zu ändern. Die Familie manövrierte mit jener klugen Zurückhaltung, die für sie charakteristisch war. Der taktvollste der Brüder, nämlich Salomon, hatte für sich die schwierige Aufgabe reserviert, mit Österreich in Verbindung zu kommen. Er war nicht ein so undurchdringlicher, übellauniger Choleriker wie Nathan, auch nicht ein so den Luxus liebender und aufsehenerregender Beau wie James. Keiner der beiden hätte so wie Salomon im erhabenen Schatten der Hofburg Erfolge erringen können. Von den fünf Söhnen Mayers hatte er am meisten von des Vaters Art. Als ein geborener Höfling brauchte er sich nicht anzustrengen oder zu verstellen, um einschmeichelnde Töne zu finden. Mit den hochmütigsten österreichischen Adelligen verstand er sich so gut, als ob sie und er sich in einem wundersamen Wald von Stammbäumen zusammengefunden hätten. Er war ein Diplomat von Natur.

Kein Aussenminister von Beruf hätte seinen ersten Schritt zur Aufnahme neuer Beziehungen besser planen können. Ganz beiläufig gab Salomon einem österreichischen Diplomaten zu verstehen, das Haus Rothschild gehe mit dem Gedanken um, die Zentrale seiner weltumspannenden Interessen von Frankfurt fort an einen günstigeren Ort zu verlegen. Dies gab Anlass zu einem Geheimbericht, der bald darauf in Wien an höchster Stelle vorgelegt wurde. Der österreichische Finanzminister bat seinen Kollegen im Innenministerium um Stellungnahme. Der antwortete am 26. September 1819, Seine Exzellenz seien sich zweifellos bewusst, dass ausländische Juden sich in Wien nur niederlassen dürften, wenn sie eine besondere befristete Genehmigung erlangten, und dass Ausnahmen nur in Frage kämen, wenn Seine Majestät allerhöchstpersönlich dies wünschten. Andererseits dürften Exzellenz versichert sein, dass man sich nur allzu gut der Vorteile bewusst sei, die sich aus der Ansiedlung einer so hervorragenden Firma innerhalb des Staatsgebietes ergeben würden. Deswegen werde man auch nicht zögern, Seiner Majestät aufs eindringlichste zu empfehlen, die allergnädigste Zustimmung zu erteilen, wenn ein diesbezüglicher Antrag in aller Form gestellt werde.

Die Firma als solche verlegte nicht ihren Sitz. Salomon trat die Reise nach Wien zunächst allein an, wo man ihm die Aufenthaltserlaubnis erteilte in der Hoffnung, dass das gesamte Haus nachfolgen werde. Und obwohl Salomon lediglich eine Einzelfirma für sich allein eröffnete, fand sich doch nie ein Anlass, über das Ausbleiben der anderen Rothschilds enttäuscht zu sein. Denn Salomon wusste, wie man solchen Ent-

täuschungen zuvorkam, noch ehe sie sich recht entwickeln konnten. Und bevor die Regierung sich noch darüber klar werden konnte, was eigentlich vor sich ging, hatte er schon eine österreichische Staatsanleihe in der Höhe von 55 Millionen Gulden herausgebracht, und zwar in einer Weise, wie es noch nie zuvor in Österreich geschehen war.

Die Anleihe wurde in Form einer Lotterie durchgeführt, was ebenso ungewöhnlich wie attraktiv war. Doch dies war erst der Anfang einer ganzen Reihe kluger Schachzüge. Salomon legte zunächst nur einen Teil der Anleihe auf. Von der Höhe des Gesamtbetrages war in der Öffentlichkeit mit keinem Wort die Rede. Ihm lag daran, den Appetit des investierenden Publikums in Wien zu wecken und es nicht von Anfang an zu überfüttern. Darum wandte er Propagandamittel an, die heute noch den Neid jedes Werbefachmanns erwecken könnten. In der Presse erschienen allorts, unauffällig und doch klug lanciert, Artikel über die Vorteile der Sparsamkeit, über die beste Art, sein Geld sicher anzulegen, und über die hohe Rendite, die man bei neuzeitlichen Geldanlagen erzielen könne. Die Obligationen wurden rasch gezeichnet. Und als Salomon den ersten 20 Millionen eine weitere Emission in Höhe von 35 Millionen Gulden folgen liess, da war man zunächst überrascht und eigentlich ärgerlich — aber schliesslich stürzte man sich auch auf die neue Tranche.

Jeder, der diese Staatspapiere gekauft hatte, profitierte davon, nicht zuletzt Salomon selbst. Wie er später einmal angab, hatte er an der Transaktion sechs Millionen Gulden verdient.

Derartige Gewinne mussten notwendigerweise einiges Missfallen erregen, aber schliesslich konnte man diesem Mann auf die Dauer einfach nicht böse sein. Er war so einfach und bescheiden. Da er in Wien kein Haus erwerben durfte, nahm er sich zunächst ein Zimmer im «Römischen Kaiser», einem der guten Hotels in der Kaiserstadt. Dann mietete er noch ein Zimmer dazu, wieder eins, noch eins, eine ganze Etage, und schliesslich — eigentlich fast zufällig — fand er sich als Mieter des ganzen Hauses. Die Gesellschaften, die er dort gab, waren höchst unterhaltsam, und die erlesenen Gäste, die sich dort versammelten, fanden den Gastgeber höchst sympathisch; bald zählte auch der Fürst Metternich zu den Gästen.

In seiner unaufdringlichen Weise sorgte Salomon Rothschild dafür, dass es in seinem Hotel für jeden Unterhaltung, gute Ratschläge und, wenn nötig, auch praktische Hilfe gab. Der Bankier Moritz von Bethmann, der Konkurrent aus den frühen Frankfurter Tagen, kam in den zwanziger Jahren nach Wien und sagte, als er nach Erledigung seiner Geschäfte

wieder abreiste, voll Staunen: «Salomon hat die Zuneigung des Volkes hier errungen, zum Teil durch seine bescheidene Art und zum Teil dadurch, dass er bestrebt ist, überall von Nutzen zu sein. Niemand verlässt ihn, ohne dass er ihm mit Rat oder Tat geholfen hat.»

Die Leute, die Salomon sich so verpflichtete, stellten sich als immer wichtiger und einflussreicher heraus. Im Jahr 1825 trat man an ihn heran, in der delikatesten Liebesaffäre Europas seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Es handelte sich um niemand anders als die Erzherzogin Marie Louise, die Tochter des österreichischen Kaisers und Gattin des nach St. Helena verbannten Napoleon. Vom Wiener Kongress waren ihr die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesprochen worden, und als weiteren Trost hatte Fürst Metternich den höchst charmanten General Adam Albert von Neipperg für den Dienst als Kammerherrn ausgewählt. Der General trug eine schwarze Binde über der rechten Augenhöhle, da er im Krieg durch einen Säbelhieb das Auge verloren hatte. Er war ein attraktiver Mann von besten gesellschaftlichen Formen, und die Erzherzogin freundete sich so sehr mit ihm an, dass am 1. Mai 1817 und dann am 8. August 1819 ein freudiges Ereignis zu registrieren war.

Die Existenz beider Kinder musste selbstverständlich geheimgehalten werden, da Napoleon noch immer auf St. Helena lebte, wo er erst am 5. Mai 1821 die Augen schloss.

Sie mussten viele Monate warten, ehe man offiziell überhaupt von ihnen Kenntnis nahm: Geburtsurkunden wurden nicht ausgefertigt, und ihre Ammen betreuten sie in abgelegenen Räumen des Schlosses. Bis zum September 1821, als Marie Louise in aller Heimlichkeit diemorganatische Ehe mit dem General beschloss, benahm sie sich sogar ihrem kaiserlichen Vater gegenüber so, als gebe es die kleine Albertine und den kleinen Wilhelm Albert überhaupt nicht.

Die beiden waren zwar die illegitimen Kinder einer ehebrecherischen Beziehung, sie waren aber gleichzeitig auch die Enkel Seiner Majestät, des Kaisers von Österreich, und so entschloss sich dieser allergnädigst, für sie den Grafentitel «von Montenuovo» zu schaffen, was die italienische Übersetzung des Namens Neipperg (Neuberg) darstellt. Aber ausser einem Namen brauchten der kleine Graf und die kleine Comtesse von Montenuovo ja auch eine standesgemässe Versorgung, denn das Herzogtum ihrer Mutter, das nicht mehr als eine Art Ehrensold bedeutete, war nicht erblich. Es musste also etwas geschehen, das ebenso diskret wie unanfechtbar sein sollte.

Dank Salomon Rothschild wurde eine solche Lösung gefunden. Er verstand es, für die Montenuovos ein sicheres, erhebliches und legales Erbe herbeizuzaubern, ohne etwas von dem Landbesitz der Mutter zu verkaufen, ohne die Bevölkerung von Parma durch eine Steuererhöhung zu verbittern und ohne die Öffentlichkeit zu alarmieren.

Der prominente Mieter des Hotels «Zum Römischen Kaiser» war mit seiner Armee von Angestellten sofort in Aktion getreten, und er hatte, wie es nun bei ihm einmal üblich war, einen ebenso genialen wie befriedigenden Ausweg gefunden: Marie Louise gab die Erklärung ab, dass sie einen erheblichen Teil ihres Privateinkommens für eine genau aufgeführte Anzahl öffentlicher Baulichkeiten in Parma ausgegeben habe und dass das Land ihr als Entschädigung dafür etwa 10 Millionen Francs aus staatlichen Geldern schulde — eine Summe, die Rothschild sofort gegen Schatzanweisungen zur Verfügung stellte, die er an einen grossen Kreis seiner Kunden in verschiedenen Ländern verkaufte. Er sorgte dafür, dass etwa vier von den zehn Millionen wiederum für öffentliche Zwecke verwendet wurden, und er konnte deshalb ohne weiteres feststellen, «dass durch die gemeinnützigen, das Wohl des Landes befördernden Zwecke, denen diese vier Millionen zugeführt wurden, nach aussen jeder schlechte Eindruck vermieden wurde». Der Rest der Gelder würde den kleinen Montenuovos von ihrer Mutter als Legat zufließen, absolut gesichert gegen jeden, der etwa die Frage nach ihrem Rechtsanspruch oder ihrer etwas heiklen Herkunft aufwerfen sollte.

Salomon schrieb an Metternich: «... Es ist für die Erzherzogin von entscheidender Bedeutung, sich des Kapitals auf eine solche Weise zu versichern, dass nach ihrem Ableben dasselbe ihren rechtmässigen gesetzlichen Erben nicht streitig gemacht werden kann. Darum stelle ich ihr den Erlös von Inhaberpapieren zur Verfügung, die, von meinem Haus emittiert, ständig den Besitzer wechseln.» Eine Waffe, die moderner und schlagkräftiger war als die Gewehre einer grossen Armee, würde für immer verhindern, dass die Staatspapiere oder das dafür erhaltene Geld je von irgendeiner Seite beschlagnahmt werden könnten. Diese Geheimwaffe Rothschilds war das internationale Prestige, das er für die von ihm aufgelegten Staatspapiere geschaffen hatte; keine Regierung würde es in ihrem eigenen Interesse antasten lassen. Denn, so fuhr Rothschild fort, alle Regierungen, die an einem unverletzlichen Creditsystem um ihrer selbst willen interessiert seien, würden ihren Einfluss stets dahingehend geltend machen, jeden Eingriff zu verhindern, und er schloss mit den

Worten: «Ich hege die angenehme Zuversicht: die bewusste Angelegenheit zur vollen Zufriedenheit Ihrer Majestät, der Grossherzogin, sowie Seiner Majestät, des Kaisers und Königs, in Ordnung gebracht und zum erwünschten Ziel geführt zu haben.»

Als es dazu kam, die so erhaltene Barsumme anzulegen, versicherte Metternich der Erzherzogin, er könne garantieren, dass «die Majestät nichts Besseres tun könne, als den Ratschlägen Rothschilds auch darin zu folgen.»

War das derselbe unnahbare Fürst, der einst die Nase gerümpft hatte über die Einmischung der Rothschilds in die politischen Angelegenheiten Frankreichs? Jetzt bemühte sich der Kanzler, der mächtigste Mann des Kontinents, ausserordentlich, dem Herrn aus der Judengasse offiziell nach Möglichkeit nichts mehr abzuschlagen. In dem gleichen Jahr, in dem die Affäre der Marie Louise so zufriedenstellend erledigt worden war, gab Salomon zu verstehen, dass er es gern sehen würde, wenn sein Bevollmächtigter, Leopold Edler von Wertheimstein — jüdischer Abkunft wie er selbst —, einen Orden bekäme. Ein diplomatischer Vorstoss seitens einer Grossmacht hätte keine komplizierteren diplomatischen Ausflüchte Metternichs hervorgerufen.

An den Gatten der Marie Louise, den General Neipperg, schrieb er wie folgt:

«Herr von Rothschild wünscht für seinen ersten Commis einen kleinen «Sankt Georg» (des Konstantin-Ordens) ... Ich finde es eine Taktlosigkeit, für einen Commis einen solchen Orden zu verlangen. Ich rate Ihnen, auf das Ansuchen zu antworten, dass der Konstantin-Orden ein Ritterorden ist; da er eine wahre religiöse Ordensbruderschaft darstellt und nicht nur eine einfache Auszeichnung, und da die (jüdische) Religion Rothschilds Schützling verbietet, den von den Statuten geforderten Eid zu leisten, so könne der Ordenskanzler kein Kreuz verleihen. Versüssen Sie diese Absage mit zahlreichen Ausdrücken des Bedauerns, und die Sache wird erledigt sein. Wenn Sie in diesem Sinne an Herrn Salomon schreiben, bitte ich Sie, mich nicht zu erwähnen, da er sich nicht über Statuten aufregen kann, wohl aber über mich, und ich habe ihn schon früher beleidigt, als ich der Familie Rothschild eine österreichische Ordensauszeichnung abgelehnt habe. Er würde mich für eine Art Kannibalen halten, wenn er dächte, ich stecke wieder dahinter.»

Die Zusammenarbeit zwischen Metternich und Rothschild dauerte fort. Eine Intrige am Totenbett des Kaisers Franz im Jahre 1835 sollte die Bande noch enger knüpfen. Ende Februar dieses Jahres musste der alte Kaiser drei Aderlässe über sich ergehen lassen; dennoch stieg das Fieber, und seine Lungenentzündung wurde immer bedrohlicher. Nicht nur das

Leben eines Mannes, sondern die Zukunft des Kaiserreiches stand während jener Stunden in den dunklen Sälen der Wiener Hofburg auf dem Spiel.

Fürst Metternich war die rechte Hand des sterbenden Kaisers Franz gewesen. Der Thronfolger, Erzherzog Ferdinand, war etwas geistes schwach, und man musste damit rechnen, dass er unter den Einfluss seiner Onkel, der Erzherzoge Josef, Karl und Johann, geraten würde; alle drei Hoheiten aber waren Metternich keineswegs wohlgesinnt. Schon sah es so aus, als würde Graf Kolowrat, der Gegenspieler des Kanzlers, aus dem Geschehen im Sterbezimmer des Kaisers als Sieger hervorgehen. An der Börse liess die plötzliche Unsicherheit über die Nachfolge im Kanzleramt eine Panik entstehen, die die wirtschaftlichen Grundlagen des Metternich-Regimes gefährdete.

Der Kanzler und der Hofbankier konferierten miteinander. Nach dieser Besprechung berief Metternich den Beichtvater des Kaisers, Bischof Wagner, in seine Amtsräume. Hier formulierte man ein Testament, in das der folgende Satz eingefügt wurde: «Als den Mann, welchen ich Meinem Sohn als treuen, seines vollsten Vertrauens würdigen Ratgeber dringend empfehle, bezeichne Ich ...» Der Bischof überbrachte das Dokument dem immer schwächer werdenden Kaiser, der in die Lücke mit eigener Hand den Namen Metternichs einsetzte, bevor er in der Nacht des 2. März 1835 verstarb. Aber nicht nur dies hatte arrangiert werden können. Im Testament war ausserdem angeordnet, dass der Thronfolger Ferdinand nicht auf die Erzherzoge Josef, Karl und Johann hören sollte, sondern sich vielmehr an seinen jüngsten Onkel, Erzherzog Ludwig, halten sollte, der fast genauso schwach, weich und beeinflussbar war wie Ferdinand selbst.

Während Metternich auf diese Weise die Dinge in der Hofburg für sich in Ordnung brachte, eilte Salomon, den man über die jüngsten Entwicklungen informiert hielt, zur Börse, um dort zu verkünden, dass er vollstes Vertrauen in die Fortdauer und Solidität der Regierung habe. Er ging sogar einen Schritt weiter und spannte auch seinen Bruder James in Paris ein. Beide machten ein beispielloses Angebot im Interesse Metternichs, nämlich alle österreichischen Effekten, die irgend jemand abzustossen beabsichtige, zu den höchsten Tageskursen aufzukaufen. Die Börse verstand, dass die Rothschilds an der Fortsetzung der Regierung Metternich unter dem neuen Kaiser nicht zweifelten, und in der Hofburg verstand man, dass Metternich unentbehrlich war.

Metternichs Botschafter berichtete dem Staatskanzler aus Paris, er müsse

zugeben, dass der ausserordentliche Einfluss des Hauses Rothschild sofort erreicht habe, die Panikstimmung zu beseitigen, in die nervöse Gemüter bereits geraten waren.

Freilich, einige Leute blieben nach wie vor nervös. Ein hoher Regierungsbeamter notierte in seinem Tagebuch: «Unser neuer Kaiser ist, wie bekannt, durch Krankheit schwachsinnig und immer bereit, zu unterschreiben, was man ihm vorlegt. Wir haben daher jetzt eine absolute Monarchie ohne Monarchen.»

Aber man hatte einen absoluten Kanzler, und der hiess Fürst Metternich, und sein absoluter Bankier war Rothschild. Niemand konnte ihm den Rang streitig machen. David Parish, der Mode-Bankier Mitteleuropas, auf den die Familie noch in Aachen vor einigen Jahren so sehr gesetzt hatte, ging in Konkurs und ertränkte sich in der Donau. Andere Wiener Bankhäuser, darunter Geymüller & Co., brachen ebenfalls zusammen. Salomon jedoch überlebte sie alle und reüssierte um so mehr.

Eine komplizierte Reihe von Transaktionen hatte ihn in die Lage versetzt, die österreichischen Quecksilber-Bergwerke in Idria zu pachten. Das einzige andere Vorkommen von Quecksilber befand sich in Spanien. War es Zufall, dass Nathan gerade jetzt mit der dortigen Regierung verhandelte? Kuriere eilten hin und her zwischen den Brüdern, und es dauerte nicht lange, bis das Haus Rothschild auch mit Spanien einig war und ein Weltmonopol über ein damals entscheidend wichtiges Metall ausübte.

Salomon war auch der Bankier, der hinter dem österreichischen Lloyd stand, der grossen Dampfschiffahrtsgesellschaft der Donaumonarchie. Er finanzierte die erste grosse mitteleuropäische Eisenbahnlinie, ein ebenso interessantes wie wichtiges Ereignis, von dem ein besonderes Kapitel berichten wird. Bald war er ebenso berühmt wie James und Nathan. Die Anfangsbuchstaben seiner Vornamen — S. M. — waren die gleichen wie die der in Österreich üblichen Abkürzung für «Seine Majestät», und im Volksmund hiess es, dass es nun in Wien zwei regierende Fürsten gebe, Kaiser Ferdinand und König Salomon. Und das war in der Tat mehr als ein Scherzwort, denn unter den Leuten, die das Büro Salomons umlagerten, befand sich so mancher, der von ihm ein gleichsam königliches Handauflegen erbat: «König Salomon» brauchte nur mit seiner Hand ein Wertpapier zu berühren, und schon ging sein Inhaber frohgemut hinweg in der Überzeugung, dass der Wert nun unaufhaltsam steigen werde.

Aber Salomon war noch nicht zufrieden. Schliesslich war er eben doch nur ein Jude in einem ausserordentlich christlichen Österreich; schliess-

lich musste er immer noch in einem Hotel wohnen, wenn er dort auch der einzige Gast war. Seine Brüder lebten längst im Luxus eigener Schlösser, und er, der ebenso reich war wie sie — sollte er Zusehen, dass auch seine Nachkommen noch als Gäste eines Hotels auf Zimmerkellner angewiesen waren?

Durch fast grenzenlose Wohltätigkeit, von der Stiftung ganzer Krankenhäuser bis zur Subventionierung der städtischen Wasserversorgung, aber auch durch Anwendung jeder Pression zwang er schliesslich Wien dazu, ihm das Bürgerrecht zu verleihen und ihm damit die gleiche Rechtsstellung zu geben, die sein Kammerdiener von Geburt an hatte. Endlich konnte er nun das Hotel «Zum Römischen Kaiser» käuflich erwerben. Aber er war ein Rothschild, und sein Reich hatte keinen Platz mehr in einem einzigen Gebäude. Er hatte die Mittel, sich ein Domizil zu erwerben, das es mit dem Schloss jedes Herzogs, Fürsten oder Grafen des Kaiserreichs aufnehmen konnte. Doch zunächst beteiligte er sich an der Pacht des riesigen Bergbau- und Eisenhüttenunternehmens von Witkowitz in Österreich-Schlesien, und dann, mit allerhöchster Genehmigung, kaufte er es. Unter Hitler und noch nach dem zweiten Weltkrieg sollte diese Transaktion zu dramatischen Konsequenzen führen. Aber damals, im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, hatte S. M. sich mit Witkowitz einen wahrhaft fürstlichen Industriebesitz geschaffen, der fast so gross war, aber eben doch nicht so nobel wie die Latifundien der österreichischen Aristokratie.

Und gerade danach stand sein Sinn, nämlich Grossgrundbesitz zu haben wie der Adel. Eines Tages lag auf dem Schreibtisch des Kaisers ein Gesuch Salomon Rothschilds mit der Bitte, ihm den Ankauf eines Rittergutes wenigstens in dem abgelegenen Mähren zu genehmigen. Die Adligen auf den angrenzenden Gütern gerieten ausser sich. Sie protestierten wütend: Ihre uralten, ihre ureigensten Privilegien als Grundbesitzer seien entwertet, wenn sie sie mit einem Juden teilen müssten.

Salomon seufzte nur leise. Es blieb ihm nichts anderes übrig — er musste wieder Umwege gehen wie im Falle des Hotels «Römischer Kaiser». Den Unwillen der blaublütigen Nachbarn vermochte er nach und nach dadurch zu besänftigen, dass er in ihre wohlgepflegten Hände willkommene Gaben fallen liess. Vom Fürsten Esterhazy abwärts bediente sich fast jeder Aristokrat seiner Darlehen. Seinem alten Freund Metternich erwies er sich als nützlicher denn je zuvor. Als dieser zum dritten Male heiratete, führte er in der lebenslustigen Gräfin Melanie Zichy-Ferraris eine dem Bankhaus Rothschild sehr verpflichtete Kundin zum Al-

tar. So entwickelte sich bald ein reger gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem Schloss Johannisburg des Fürsten Metternich und Salomons Haus in Wien, und Fürstin Melanie sprach überall nur von «unserem Salomon», selbst vor des Kaisers Majestät. Die Baronin James de Rothschild sandte der Fürstin Melanie die neuesten Pariser Moden; die Baronin Carl in Neapel schickte wunderbare italienische Stolen, und aus London kamen Aufmerksamkeiten der Rothschilds in Form kostbarer Pflanzen. Vor allem aber waren da die unvergleichlich grosszügigen philanthropischen Unternehmungen Salomons, über die zum Beispiel die Behörden aus Schlesien berichteten, dass die Einrichtungen in Witkowitz «ein Segen und ein Vorbild für das ganze Land» seien. Unaufdringlich, aber doch unübersehbar war Salomon am Werk, an allen Fronten.

Im Jahr 1843 war es dann endlich erreicht: Die letzte Zitadelle der Vorrechte und der Vorurteile fiel. Salomon erhielt die Genehmigung, ländlichen Grundbesitz zu kaufen und seinen Kindern zu vererben. Fast unverzüglich erwarb er vier grosse Herrensitze in Mähren und Schlesien mit Schlössern, Wall und Graben, mit Seen, Parks und Wäldern, mit Schwänen und Pfauen, mit Grotten und Wasserfällen, mit Hundezwinger, Ställen, Gestüten und Wildgehegen. Mit einem Schlag war er einer der grössten unter den Grossgrundbesitzern des Reiches.

Damit aber war der Höhepunkt noch nicht erreicht. Salomon befand sich im Oktober 1845 auf einem Familientag in Frankfurt, als es in Wien zu einem plötzlichen Rückschlag an der Börse kam. Eine Eilnachricht, überbracht durch den österreichischen Gesandten, beschwor ihn, sofort heimzukehren: Der Kanzler halte es im Interesse der Finanzen des Staates für unerlässlich, dass entweder Salomon oder ein Stellvertreter, der ein Angehöriger der Familie Rothschild sein müsse, ständig in Wien anwesend sei. Die persönliche Gegenwart Salomons war für Österreich unentbehrlich geworden!

Zumindest für das Österreich Metternichs. Was sollte jedoch geschehen, wenn einmal die Zeit des absoluten Kanzlers zu Ende ginge? Was würde dann aus dem absoluten Bankier werden?

Im Februar 1848 musste Louis Philippe den Thron Frankreichs aufgeben, was seinem Freund James de Rothschild — wenn auch nur vorübergehend — einiges Unbehagen bereitet hatte. Auch Salomon war über diese Vorgänge nicht glücklich. Der Lärm auf den Barrikaden von Paris hallte durch ganz Europa, so laut, dass er selbst in den vornehmsten Salons von Wien nicht überhört werden konnte. Der Kanzler Seiner Majestät war zwar jetzt 76 Jahre alt, aber an politischer Schwerhörigkeit litt

er nicht, und so sagte er zu dem alten Salomon: «Wenn mich der Teufel holt, holt er auch Sie.» Am 13. März, abends um acht Uhr, war es für Seine Durchlaucht fast soweit. Den ganzen Tag waren die Bürger und Studenten durch die Strassen gezogen und hatten Stroh puppen verbrannt, die den Kanzler darstellen sollten. Metternich trat zurück. Zwanzig Stunden später befand er sich auf der Flucht nach Frankfurt, mit tausend Dukaten bar in der Tasche, die Salomon ihm geliehen, und mit einem Kreditbrief, den Rothschild ihm ausgestellt hatte. Wenige Monate später schlug auch die Schicksalsstunde für den Bankier. Am 6. Oktober drangen Aufständische in das Hotel «Römischer Kaiser» ein, um das nahegelegene Arsenal zu belagern. Salomon floh nach Deutschland. Er ist nie mehr nach Wien zurückgekehrt, auch nicht, als dort wieder Ruhe und Ordnung hergestellt war.

Aber der Teufel hätte ihn nur als Einzelperson erwischen können, nicht aber als Repräsentanten der Familie Rothschild, die er von Anfang bis zu Ende verkörperte. Denn sie existierte in Wien weiter, in der eindrucksvollen Gestalt seines Sohnes Anselm. Grosse Familien gehen nicht so rasch unter wie grosse Persönlichkeiten. Auch der absolute Kanzler hatte Nachkommen; und noch heute schicken die Fürsten Metternich alljährlich eine Kiste Schloss Johannisberger, den besten Rheinwein, den es gibt, an Baron Elie de Rothschild in Paris, und jedes Jahr revanchiert sich Baron Elie mit einer erlesenen Sendung Chateau Lafite, einem der grossen Bordeaux-Weine. Und jedes Jahr besuchen die beiden Familien einander: Die gegenseitige Freundschaft erwies sich als dauerhafter als die gegenseitigen Vorteile.

d) Carl, der Mesusah-Baron

«Rothschild ist eben beim Papst zum Handkuss zugelassen worden und hat sich bei seinem Abschied über den Nachfolger St. Petri mit grossem Wohlwollen und liebenswürdiger Dankbarkeit geäussert ... Andere müssen sich zur Zehe des Heiligen Vaters neigen, aber Rothschild reichte man den Finger.» So schrieb im Jahre 1832 eine boshafte Feder aus Rom. Das Interessante an diesem Ereignis ist nicht so sehr die Tatsache, dass ein Rothschild selbst beim Papst besser behandelt wurde als andere Sterbliche, sondern dass es sich dabei um Carl von Rothschild handelte, der bis dahin noch kaum eine Rolle unter den Brüdern gespielt hatte.

Carl (wir sind ihm bisher unter dem Namen Kalmann begegnet) hatte nur langsam zu der Weltgewandtheit, der Entschiedenheit und dem Tempo von Nathan, James oder Salomon gefunden. Ein stiller Mann, von umständlicher Sprechweise und noch korpulenter, als die Rothschilds ohnehin im Allgemeinen waren, hing er mehr als die anderen Brüder an den Bräuchen seines Glaubens. Im Familienkreise nannte man ihn den «Mesusah-Jungen». Die Mesusah ist eine kleine Metallhülle, in der ein Pergamentröllchen mit Bibelzitat und Gebeten steckt. Sie befindet sich an den Türpfosten vieler jüdischer Häuser; jeder fromme Jude pflegt die Mesusah beim Verlassen des Hauses zu küssen, wenn er sich auf Reisen begibt. Und Carl hatte viel Gelegenheit zu dieser Handlung, da er anfangs viel reisen musste, war er doch lange Zeit der wichtigste Kurier seiner Brüder gewesen. So hatte er bis zum Jahre 1821 keinen festen Sitz und keinen eigenen Aufgabenbereich. Aber dann, als die Familie in ihrer Expansion über immer mehr Korporale verfügte, aber nicht genügend Generale hatte, griffen die Brüder auf ihn zurück. Diese Entwicklung begann mit dem Kongress von Laibach, einem hochpolitischen Treffen ganz im Stil jener Epoche. Alle grossen Herren Europas waren anwesend. Es ging darum, in Neapel die absolutistische und deshalb «legitime» Königsherrschaft der Bourbonen wieder einzusetzen. Die versammelten Monarchen waren sich darüber einig, dass es dazu des Eingreifens einer österreichischen Armee bedurfte, und es verstand sich schon ganz von selbst, dass den Rothschilds die finanzielle Versorgung dieser militärischen Intervention übertragen wurde. Aber welcher Rothschild sollte mit dieser Aufgabe betraut werden? Der in London ansässige Nathan zeigte wenig Neigung für ein so anti-liberales Unternehmen. Ausserdem steckte er tief in Verhandlungen über Anleihen in Höhe von einigen Millionen Pfund Sterling. James in Paris hatte alle Hände voll zu tun, die französischen Bourbonen mit Unsummen von Francs zu stützen. Amschel in Frankfurt war mit der Finanzierung des Wiederaufbaus der deutschen Länder nach den Wirren der napoleonischen Kriege beschäftigt, und Salomon in Wien steckte mitten in der wichtigen Arbeit, seine Lotterieranleihe unterzubringen, wobei ohnehin alle öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war. Er gab Metternich zu verstehen: «Ich halte es für meine Pflicht, alles zu vermeiden, was noch mehr Aufmerksamkeit auf mich lenken könnte, und wenn ich jetzt nach Laibach reise, würde das unnötiges Aufsehen erregen.»

So blieb nur noch ein Bruder, von dem niemand viel wusste und um den sich niemand gross kümmerte. Der österreichische Finanzminister sprach von ihm als einem «*petit frère Rothschild*», obwohl Carl tatsächlich vier Jahre älter war als James. War sich die Familie schon damals bewusst, dass sie ihn mit dieser Aufgabe zur wichtigsten finanziellen Kraft der italienischen Halbinsel machte? Denn dazu entwickelte er sich tatsächlich. Auch der Mesusah-Junge war ein echter Rothschild. Sobald er sich einer Herausforderung gegenüber sah, die eines Rothschilds würdig war, lieferte er auch eine Rothschildische Leistung im besten Sinne der Tradition. In Laibach vereinbarte er schnell und geschickt die wesentlichen Bedingungen der Finanzhilfe: Wien sollte Neapel ein Darlehen gewähren, durch das die Kosten der österreichischen Besatzung bezahlt würden. Er tat damit das, was nun in seiner Familie schon üblich war: eine Krisensituation mit Hilfe von Staatsanleihen zu meistern. Denn Wien würde die für das Darlehen an Neapel nötigen Mittel gegen Obligationen von den Rothschilds bekommen. Aber dieses Mal sollte Carl der Mann sein, der die Aufsicht an Ort und Stelle in der Hand behielt. Er leitete die nötigen Massnahmen ein, schloss aber noch ein kleines Nebengeschäft ab: Bevor der König von Neapel abreiste, musste er sich vom Kaiser von Österreich ein paar tausend Gulden leihen — und Carl war es, der diese delikate Transaktion bewerkstelligte. Damit war er, genau wie seine Brüder, zum Bankier der Monarchen geworden.

Genauso überraschend wie die quicklebendige Energie seiner Brüder erwies sich nun die seinige. Unmittelbar nach dem Kongress von Laibach brach in Norditalien ein Aufruhr los. Das konnten nur Jakobiner sein! Ängstlich unterbrach Seine Neapolitanische Majestät in Florenz seine Reise gen Süden. Carl eilte zu ihm. Für einen Mann seines Umfangs war Carl immer erstaunlich behende und beweglich gewesen. Jetzt aber lösten die Aufregungen, die seine neuen Aufgaben mit sich brachten, seine bis dahin so ungewandte Zunge. Mit neu gewonnener Beredsamkeit versicherte er, dass schon bald österreichische Dragoner den hochverräterischen Aufstand niederwerfen würden. Seine Voraussage bewahrheitete sich. Und er sorgte mit höflicher Bestimmtheit dafür, dass sein zögernder Bourbonne sich weiter gen Süden begab.

Carl war dieselbe Entschlossenheit, als er selbst in Neapel eintraf. Die Situation dort verlangte eine solche Haltung. Jetzt plötzlich hatte sich ein italienisches Finanzkonsortium gebildet, das die Anleihe für das Königreich Neapel billiger beschaffen konnte. Carl, der bis dahin alle Vorarbeit

geleistet hatte, intervenierte beim Kommandierenden General der österreichischen Hilfstruppen. Wie in Laibach vereinbart, blieb es dabei, dass er allein die Anleihe beschaffen würde.

Im Jahre 1827 war die von Carl in Neapel gegründete Bank fest etabliert und sorgte regelmässig für die Zahlungen an die Truppen, die den König an der Macht hielten. Darüber hinaus war er nach innen zum Ratgeber, nach aussen zum Sprecher für den neuen Königshof geworden. Hatte er in Neapel ursprünglich als der finanzielle Vertreter der Österreicher gewirkt, so war er nun zum besten Sachwalter und Verteidiger der finanziellen Interessen Neapels in Wien geworden. Nachdem die Herrschaft des Königs erst einmal ausreichend gefestigt war, brachte er den Fürsten Metternich dazu, die österreichischen Besatzungstruppen aus dem Königreich Neapel abzurufen.

So war es selbstverständlich, dass Carls Bank die bedeutendste im Lande wurde. Jetzt konnte er seine traditionelle Mesusah am Tor eines prächtigen Palastes in der Hafenstadt unterhalb des Vesuvs anbringen. Dort traf sich der Adel des Königreichs bei fürstlicher Bewirtung. Der Herzog von Lucca, Leopold von Sachsen-Coburg (später der erste König von Belgien), aber auch jeder andere in Neapel auf Besuch weilende grosse Herr kam, um mit dem italienischen Rothschild zu tafeln, der nun schon mit den Finanzministerien der meisten italienischen Staaten in Geschäftsverbindung stand — sei es, dass der Grossherzog von Toscana Geld für die Trockenlegung der Sümpfe seines Landes brauchte, sei es, dass das Königreich Sardinien Staatsanleihen ausgab — insgesamt dreizehn für über 22 Millionen Pfund Sterling, sei es, dass der Papst finanzielle Hilfe nötig hatte.

Im letzten Fall bestand Carl sogar darauf, dass ihm vom Vatikan eine Änderung der antijüdischen Haltung zugesagt wurde. In den von ihm abgeschlossenen Anleiheverträgen sprach er nicht vom «Heiligen Stuhl», sondern nur vom «Römischen Staat». Aber man nahm seine Dukaten trotzdem gern, und am 10. Januar 1832 fand das Ereignis statt, von dem zu Anfang dieses Kapitels erzählt wurde: Papst Gregor XVI. empfing Carl Rothschild in Audienz, reichte ihm die Hand zum Kuss und verlieh ihm den Orden des Heiligen Georg.

e) Amschel und die Blumen

Die vier bisher geschilderten Brüder hatten gewisse Eigenschaften gemeinsam: eine wahre Leidenschaft für ihre finanziellen Unternehmungen.

gen und eine sprunghafte, rasch zugreifende Lebendigkeit. Bis zu ihrem Tode besaßen sie die Energie junger Männer — vielmehr: sie waren von ihr besessen. Amschel war anders, schon äusserlich: Er war sehr schlank. Seine Lebensgeschichte lässt einen an die eines Hohenpriesters alter Zeiten denken.

Als der Vater Mayer starb, übernahm Amschel als ältester Sohn nicht nur das Stammhaus in Frankfurt und die Stellung als Familienoberhaupt, sondern auch manche der Eigenarten des Verblichenen. Und er erwies sich dieses Erbes in jeder Beziehung als würdig.

Er harnte in seiner Geburtsstadt aus, obwohl sie bald an Bedeutung durch die grossen Residenzstädte übertroffen wurde, in denen seine Brüder sich niedergelassen hatten, und obwohl die Nachwirkungen mittelalterlicher Judenverfolgungen noch immer wieder in Frankfurt zu spüren waren. Amschel hätte nur einen Finger zu rühren brauchen, und es hätten ihm Paläste in freundlicherer Atmosphäre zur Verfügung gestanden. Aber er blieb, wo er war, und beugte sich geduldig, um die Steine aufzuheben, die man in seine Fenster geschleudert hatte.

Eines Tages tobte eine judenfeindliche Menge vor seinem grossen Haus, das nun nicht mehr in der Judengasse stand. Amschel trat auf den Balkon hinaus: «Liebe Freunde», so sagte er, «ihr wollt Geld vom reichen Juden. Es gibt vierzig Millionen Deutsche. Ich besitze etwa die gleiche Anzahl Dukaten. Es kommt also auf jeden von euch einer, und den werd' ich jedem runterwerfen. Dann geht heim!» Der Pöbel reckte die Hände hoch, um die Dukaten aufzufangen, die Amschel vom Balkon warf, und bald zerstreute sich die Menge.

In einem gewissen Sinne verbrachte Amschel den Rest seines Lebens damit, den Leuten anzuraten, sie sollten friedlich heimgehen. Er wurde der grosse Philantrop und Beschützer der deutschen Juden. Er trug dazu bei, dass die Ketten von den Toren des Ghetto verschwanden, und ihm ist es zu danken, dass schliesslich die Juden freie Bürger der Freien Reichsstadt Frankfurt wurden, unbehindert von den diskriminierenden Erschwerungen, unter denen sie so lange zu leiden gehabt hatten.

Amschel als Ältester war und blieb der erste unter den Rothschilds. Seine Aufgabe war es, um Ehrungen und Ernennungen für seine Brüder einzukommen, dem Kaiser und den Königen zu gratulieren und zu kondolieren, er war es, der das Wort ergriff, wenn einer für alle fünf zu sprechen hatte. Es liegt eine fast poetische Gerechtigkeit darin, dass der älteste Sohn die Tradition der Familie am echtesten verkörperte. Amschel hat nie daran gedacht, seinen Vornamen zu ändern, wie es Jakob getan hatte,

als er sich in einen James verwandelte, und Kalmann, als er Carl wurde. In ihm war die mittelalterliche Überlieferung und der Stolz des Ghettos am stärksten lebendig. Auch als er schon über eine ganze Reihe wohlgeschulter Sekretäre verfügte, liess er es sich nicht nehmen, selbst Briefe zu schreiben, in denen sich auf liebenswürdige Weise die altmodisch verschnörkelte Ausdrucksweise seines Vaters mit der fehlerhaften Orthographie des Ghettos verband. Er beharrte darauf, den «British Commissary General» als den «most High Herr Comishair» anzureden, was sowohl seine Brüder als auch den «Comishair» weidlich amüsierte. Aber trotz aller Höflichkeiten blieb er auch im Formellen sich selbst treu. Später, als er mit Kaisern und Königen zu korrespondieren hatte, musste er sich natürlich der «Schönschreiberlinge» bedienen. Aber als er dem Fürsten Metternich zur Genesung des Kaisers Franz von einer Erkrankung gratulierte, da schloss er: «... und möge es doch auf immer mein Glück sein, in tiefster Ergebenheit mich Euer Hoheit demütigsten und ergebensten Diener nennen zu dürfen» — was sowohl an den Stil wie an die Selbstironie des alten Mayer erinnert.

Amschel setzte auch eine andere Tradition aus der Zeit des Vaters fort: die Verbindung mit dem Hause Hessen. Einst hatte diese darin bestanden, dass der Kurfürst Wilhelm dem alten Mayer seine Gelder anvertraute. Jetzt ging das Geld in der anderen Richtung, und der Sohn Meyers finanzierte den Sohn Wilhelms. Und Seine Hoheit waren gar nicht überrascht, wenn Amschel unangemeldet im Schloss erschien, in einer feierlichen Kleidung, die noch an das Ghetto erinnerte. Am Kurfürstlichen Hofe war man immer darauf vorbereitet, ihn dann zum Essen einzuladen und ihm Gerichte vorzusetzen, die nach den jüdischen Speisegesetzen zubereitet waren; und sehr verwundert berichtet uns ein Chronist, dass der Kurfürst sein Mittagmahl ganz *en famille* mit dem Geschäftsfreund einnahm.

Auch andere deutsche Fürsten streckten Amschel ihre Hand entgegen, zu freundschaftlicher und geschäftlicher Verbindung. Er wurde Schatzmeister des Deutschen Bundes auf der ersten Tagung in Frankfurt. Als der hervorragendste unter allen deutschen Bankiers war er an jeder wichtigen Investition östlich des Rheins und nördlich der Donau irgendwie beteiligt. Der Bau vieler Fabriken, Eisenbahnen und Landstrassen in Deutschland begann mit einem Konto im Hauptbuch Amschel Rothschilds, in seinem Kontor an der Fahrgasse zu Frankfurt am Main. Wie es ihm zukam, lebte er in fürstlichem Stil. Er war mit einer Vielzahl von Titeln und Orden geehrt worden, trug aber in der Regel nur das Or-

densband des Hauses Hessen und hörte es am liebsten, wenn man ihn mit «Herr Baron» anredete. Alle prominenten ausländischen Besucher Frankfurts und vor allem die dort akkreditierten Diplomaten behandelten ihn mit Verehrung und Respekt. Sie strömten zu den Gala-Dinern, die er veranstaltete, und revanchierten sich ihrerseits mit grossen Banketten. Aber Amschel ass nur Koscheres und hatte ohnehin an gesellschaftlichen Veranstaltungen wenig Gefallen. Einer seiner Bekannten beschreibt ihn folgendermassen: «... ein seltsamer Mann, eine Persönlichkeit von ausgesprochen jüdischem Aussehen mit alttestamentarischen Manieren und Gebräuchen. Seinen Hut trägt er zumeist tief zurückgeschoben, und seine Jacke ist offen und hängt nachlässig über seine Schultern ... Wie ein Wüstenscheich sitzt er auf erhöhtem Podium im Kreis seiner Büroangestellten, wobei seine Sekretäre zu seinen Füßen ihre Pulte haben und seine Agenten ruhelos hin- und herlaufen ... Niemand ist es gestattet, unter vier Augen mit ihm über geschäftliche Dinge zu sprechen; alles wird offen im Büro erörtert, ganz so, wie die Fürsten am Rhein in alten Zeiten Hof zu halten pflegten.» Amschel war der erste und der letzte im Büro; Freizeit kannte er kaum. Selbst wenn er ins Theater ging, wurde er häufig herausgerufen, um den Bericht eines soeben eingetroffenen Kuriers entgegenzunehmen. Und oft weckte man ihn nachts, weil Depeschen aus Wien, Paris, London oder Neapel eingelaufen waren, die einer eiligen Antwort bedurften. Für diesen Zweck hatte er unmittelbar neben seinem Bett einen Schreibtisch. Ein Genie in allen geschäftlichen Dingen, reagierte er auf jedes ihm mündlich oder schriftlich zugehende Angebot ohne Zögern und formulierte seine Entscheidung kurz und präzise. War die Entscheidung getroffen, so interessierte ihn die Sache nicht mehr, und er kam nie mehr darauf zurück.

Ganz anders als seine Brüder, konnte Amschel seines Reichtums und seiner Macht nicht froh werden. Einer seiner Zeitgenossen berichtet: «Nie habe ich noch einen Mann so niedergeschlagen gesehen, der sich so aufrichtig an die Brust schlug und so inständig die Gnade des Himmels herabflehte, als es Baron Rothschild am Versöhnungstag in der Synagoge zu tun pflegte. Nicht selten wurde er ohnmächtig im Laufe der langen, inbrünstigen Gebete. Dann brachte man wohlriechende Pflanzen aus seinem Garten, um ihn wieder zu beleben. Jahrelang hat er sich kasteit in der Hoffnung, dass der Himmel ihm Kinder schenken würde. Aber diese Erwartung sollte enttäuscht werden.»

Und hier lag die Quelle seiner Trauer und seiner Melancholie. Seine an

Liebe arme und kinderlose Ehe machte Amschel unglücklich. Von den fünf Zweigen der Rothschilds sollte das Stammhaus in Frankfurt ohne direkte Nachkommenschaft bleiben.

Verzweifelt kämpfte Amschel gegen das Schicksal der Kinderlosigkeit an. Er versuchte es mit Gebeten, und er versuchte es mit Wohltätigkeit. Seine offiziellen Spenden für wohltätige Zwecke — über 20'000 Gulden im Jahr — stellten das Neunfache dessen dar, was das gesamte jährliche Einkommen der sehr wohlhabenden Familie Goethe war. Das Jüdische Krankenhaus in Frankfurt lebte von seinen Spenden ebenso wie die Mehrzahl der armen Familien in der Judengasse.

Aber unabhängig von seinen regelmässigen Spenden für gute Zwecke gab er unablässig Tag für Tag und Stunde für Stunde Geschenke an Notleidende, besonders, wenn er durch die Stadt spazieren ging oder ausritt. Selbst bei Tisch war es nicht anders. Wir haben zahlreiche Berichte seiner Gäste, wie es dabei zuging: Ein Bettelbrief wurde durch das Fenster geworfen. Amschel las ihn, wickelte fast automatisch ein Goldstück in das Papier und warf den Brief mit geübter Hand wieder hinaus. Ein Diener musste nachsehen, ob das wohltätige Wurfgeschoss den Bittsteller auch richtig erreicht hatte.

Keine der unzähligen milden Gaben vermochte jedoch seine kinderlose Gattin zur Mutter zu machen. Um sich von seinem Kummer abzulenken, versuchte Amschel die fremden Sprachen zu erlernen, die seine Brüder sprachen, aber in seinem Gedächtnis blieben nur die altehrwürdigen Gebete der Synagoge haften und die Zahlen in seinen Geschäftsbüchern. Schliesslich bemühte er sich, Entspannung beim Reiten zu finden. Aber er musste feststellen, dass die Leute das Lachen kaum unterdrücken konnten, wenn sie den Baron im altmodischen Kaftan auf einem edlen Vollblut erblickten. So gab er auch diesen Sport wieder auf. Schliesslich blieben ihm nur die Synagoge und, als die einzige grosse weltliche Freude, seine Blumen. Er sorgte dafür, dass sein Garten voll der schönsten und seltensten Pflanzen war und sich darin zierliche Tiere zwischen Bäumen und Sträuchern bewegten. Hier wenigstens konnte er etwas zum Leben und Wachsen bringen, konnte sich am Beobachten von Pflanze und Tier erfreuen. In diesem Garten empfing er auch jenen jungen Preussen, der zwei Jahrzehnte darauf der erste Kanzler eines neuen Deutschlands werden sollte, Otto von Bismarck.

Preussen ernannte Bismarck im Jahr 1851 zum Vertreter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt. Der scharfsichtige und hellhörige Amschel brauchte nicht lange, um ein vielversprechendes Talent zu entdek-

ken. Dieser junge Mann hatte ungefähr das Alter, das sein Sohn haben könnte, wäre ihm vom Himmel ein Kind beschert worden. Bald erhielt der Abgeordnete Preussens eine Einladung. Aber da die Tage des Barons sehr mit Arbeit ausgefüllt waren, erfolgten solche Einladungen immer für ein ziemlich spätes Datum. So war es auch mit der Einladung für Bismarck. Schnoddrig antwortete dieser, er werde gern kommen, wenn er dann noch am Leben sei; und ein Brief, den er seiner Frau schrieb, beweist, wie ihn die Reaktion des berühmten alten Juden freute:

«Diese meine Antwort hat ihn erschüttert, so dass er sie allen Leuten erzählte: «Was soll er nich leben, was soll er doch leben der Mann, ist er doch jung und stark!...» Amschel Rothschild..., der mir gefällt, weil er eben ganz Schacherjude ist und nichts anderes vorstellen will, dabei aber ein streng orthodoxer Jude, der bei seinen Dinern nichts anrührt und nur gekauschertes (Koscheres) isst. Johann, nimm mit dir epps Brot, vor die Rehcher», sagte er zu seinem Diener, als er ging, mir seinen Garten zu zeigen, in dem zahmes Damwild ist. «Herr Baron, die Pflanze koscht mich 2'000 Gulden, uf Ehre 2'000 baare Gulden, lass se Ihne für 1'000, oder wolle Se se habe geschenkt, so soll er se Ihne bringe in Ihr Haus, waiss Gott, ich schätze Se aufrichtig. Herr Baron, Se sind e scheener Mann, e braver Mann.» Dabei ist er ein kleines, magres, eisgraues Männchen..., ein armer Mann in seinem Palast, kinderlos ...»

Bismarck war auf seine Bekanntschaft mit dieser ihm so seltsam erscheinenden jüdischen Persönlichkeit recht stolz; er fügte dem erwähnten Brief an seine Frau zwei Blätter bei, die er im Garten des Barons gepflückt hatte, und bat, sie sorgfältig aufzubewahren.

Es gab natürlich andere junge Leute, denen Amschel weit grössere Aufmerksamkeit schenkte. Mit etwas Trauer, weil ihm der Kindersegen versagt war, und mit viel Liebe sah er die Kinder seiner Brüder heranwachsen. Besonders interessierte er sich für die jungen Rothschilds in dem für die Zukunft der Familie entscheidenden Moment: wenn sie heirateten. Dabei überwachte er genau die Wahrung jener Tradition, die sich für die Eheschliessungen der Rothschilds herausgebildet hatte und gewahrt werden sollte: Die Jungen sollten womöglich andere Rothschilds, auf jeden Fall aber jüdische Bräute heiraten. Den Mädchen hingegen wurde es zuweilen gestattet, christliche Aristokraten zu heiraten. So nahm Nathans Tochter Hannah (gegen anfänglichen Widerstand der Familie) die Werbung des Honourable Henry Fitzroy an, der ein Sohn des Barons Southampton war. Von den Nichten Hannahs heiratete die gleichnamige Hannah Rothschild den späteren Premierminister Earl of Roseberry, Annie Rothschild wurde die Schwiegertochter des Lord Hardwicke, Con-

stance Rothschild heiratete Lord Battersea. Auf dem Kontinent wurde eine von Carls Enkelinnen Herzogin von Gramont, ihre Schwester Fürstin Wagram.

Bis zum Ende seines 81 Jahre währenden Lebens bestand Amschel darauf, dass alle Hochzeiten in Frankfurt zu feiern seien. Es gelang ihm nicht in allen Fällen, das zu erreichen. Eines aber setzte er durch: Alle neuvermählten Rothschilds, aber auch alle nichtjüdischen Aristokraten, die eine Rothschild-Tochter geheiratet hatten, waren einem eigenartigen Brauch unterworfen. Auch wenn die Hochzeit nicht in Frankfurt gefeiert worden war, musste das junge Paar unverzüglich dorthin kommen, möglichst noch in der vollen Pracht der Hochzeitsgewänder. Nach kurzem Aufenthalt im Hause Amschels ging es weiter, zum Ghetto hin, Amschel an der Spitze im besten Kaftan. Die Strassen dort waren zu eng für die riesigen Kutschen. Man musste aussteigen und über das holprige Pflaster zu einem alten verwitterten Haus gehen; den Damen in ihren vornehmen Toiletten fiel es oft schwer, sich durch den engen Eingang zu zwängen.

In diesem schmalen Ghettohaus lebte nämlich noch immer Gudula Rothschild. Es war, als werde sie ewig leben. (Sie starb als 90jährige, als Amschel bereits 75 Jahre alt war.) Niemand, er mochte noch so vornehmen Geblüts sein, konnte in die Familie aufgenommen werden, wenn Frau Gudula ihn nicht gesehen, geprüft und gebilligt hatte. Hier im Hause «Zum Grünen Schild» musste er ihr als neues Familienmitglied seine Aufwartung machen.

Hier hatte sie einst als junge Frau eines mit Münzen handelnden Kaufmanns Essen gekocht, Fussböden gescheuert und Hemden gewaschen, während ihr Mann und ihre fünf Söhne anfangen, legendären Ruhm zu erwerben. Von hier wollte sie nicht fort. Hier, in der mittelalterlichen Dunkelheit des alten Hauses, sanken Herzoginnen vor ihr in den Hofknicks, beugten sich die grossen Herren im Schmuck ihrer bunten Ordensbänder über die pergamenten welke Hand. Und pflichtschuldig bewunderten sie Frau Gudulas Brautkranz, der nun schon über ein halbes Jahrhundert unter einem Glassturz aufbewahrt wurde.

Die alte Dame in ihrem steifen Spitzengewand bewegte sich nur wenig. Ihr Gesicht unter dem «Scheitel» (wie man die Perücke nannte, die fromme jüdische Frauen trugen) zeigte nur selten ein Lächeln, aber ihre Zunge war flink geblieben, ihr Geist rege und voll Humor. Als ein Kavaliereinst bemerkte, dass Frau Rothschild wahrscheinlich alle ihre Gäste überleben werde, da antwortete sie, die Börsensprache ihrer Söhne imitierend: «Warum soll Gott mich mit hundert nehmen, wenn er mich

schon mit vierundneunzig haben kann?» Und als eine andere Hoheit ihren Leibarzt anbot, einen Wundermann, der seine Patienten um zwanzig Jahre verjüngen könne, da erwiderte Frau Gudula: «Die Leute denken immer, dass ich jünger werden will. Das stimmt nicht: Ich möchte älter werden.»

Sobald Amschel dann ein Zeichen gab, entfernte sich die Prozession der Besucher wieder. Frau Gudulas goldene Worte aber erzählte man sich allenthalben in den Salons der grossen Welt weiter. Ihr berühmtestes Bonmot fiel jedoch eines Tages, nachdem gerade eine solche glanzvolle Gesellschaft in ihren Kutschen abefahren war. Eine Nachbarin aus dem Ghetto kam atemlos ins Haus gerannt, besorgt über das Schicksal ihrer Söhne, die das Militärdienstalter erreicht hatten. Sie fragte Frau Rothschild, ob sie von den hohen Herren irgendwelche Neuigkeiten erfahren hätte, ob der Frieden erhalten bleibe oder ob es zu einem Krieg komme. Schlicht und einfach antwortete Gudula: «Es kommt nicht zum Krieg — meine Söhne geben kein Geld dazu her.»

Wie gewöhnlich, behielt sie recht. «Meine Söhne geben kein Geld dafür her» — dieses Wort brachte die unsichtbare Finanzpolitik des 19. Jahrhunderts, auch wenn sie nicht immer den erhofften Erfolg zeitigte, auf die kürzeste Formel.

VI AUFBAU UND KAMPF

I. Friedensfürsten

Der Aufstieg der Rothschilds hatte mit dem Krieg eingesetzt. Nun aber, nachdem sie durch das Wüten des reissenden Tieres zu Reichtum und Ruhm gelangt waren, wollten sie die Bestie gern wieder an der Kette sehen. Krieg und Kriegsgeschrei mochte für junge Hitzköpfe seinen Reiz haben, aber nicht mehr für reife Männer. Das Haus Rothschild war der Bankier von Kaisern und Königen – aller massgebenden Staaten der Alten Welt einschliesslich Russlands und Indiens ebenso wie der Länder in der Neuen Welt. Man hat geschätzt, dass allein das Haus in London während der ersten neunzig Jahre seines Bestehens ausländische Anleihen im Wert von 400 Millionen Pfund Sterling plazierte hat. Und in Paris, Wien, Frankfurt und Neapel war man nicht weniger aktiv. Das Kreditwesen

der gesamten westlichen Welt hatte sein Zentrum in den Gewölben der Rothschilds.

So verstand es sich von selbst, dass die Investitionen der Söhne Gudulas von der Stabilität der Nationen abhängig waren. Im Jahre 1830 schrieb James an Salomon: «Wir haben in französischen Staatspapieren 18 Millionen Francs investiert. Wenn der Frieden erhalten bleibt, dann wird ihr Wert 75% sein, im Kriegsfall jedoch auf 45% fallen...»

Mit solchen Erkenntnissen wurden und blieben die Brüder die konsequentesten Pazifisten, die man sich vorstellen kann. Selbstverständlich ist ungleich mehr Einfluss, Einfallsreichtum und staatsmännisches Talent erforderlich, um den Frieden zu sichern, als zum Krieg zu hetzen. Für diese Friedensmission brauchte die Familie alle verfügbaren Kräfte. Während die Damen sich in Gärten und Parks der Landsitze vergnügten, während die Söhne mit der Aristokratie Europas auf die Jagd ritten, setzten die Männer und Väter alles daran, immer wieder die Wetterwolken drohender Kriege zu zerstreuen, die sich in den Staatskanzleien zusammenbrauten.

In ihrem Bestreben, den Frieden um jeden Preis zu bewahren, half ihnen ihre bewundernswerte, durch keine Interessengegensätze zu erschütternde Solidarität. Jener Familien-Code in deutsch-jüdischem Dialekt, den sie als junge Leute, als sie noch dem Vater halfen, benutzt hatten, wurde noch immer in der Korrespondenz zwischen den fünf Bankhäusern in fünf Ländern benutzt. Wie einst der Landgraf Wilhelm von Hessen «Herr Goldstein» genannt worden war, so hiess nun der Fürst Metternich schlicht und einfach «Onkel». Aus dem Kurierdienst war ein weitgespanntes Netz der Nachrichtenübermittlung geworden, das auf der Erde, zur See und in der Luft gleich gut funktionierte. Waterloo war nur der erste grosse Erfolg dieses Systems gewesen.

Am 13. Februar 1820 wurde vor der Pariser Oper der Herzog von Berry, der Thronerbe Louis' XVIII., ermordet. Unverzüglich gab James die Nachricht nach London, Wien und Frankfurt. Lange bevor es die Regierungen oder die Konkurrenten an der Börse wussten, hatte das Haus Rothschild davon Kenntnis, dass die Hoffnung der Bourbonen zunichte war. Im Jahr 1830 waren es die Brieftauben von James, die früher als alle Zeitungen den Ausbruch der Juli-Revolution meldeten, und Nathan scheint der erste Mann in London gewesen zu sein, der davon Kunde hatte, dass König Louis Philippe an die Macht gelangt war.

Und wie der Wind Brieftauben der Rothschilds trug, so beschwingte er die Segel ihrer Schiffe. Talleyrand schrieb der Schwester des Königs

Louis Philippe: «Das Ministerium in England weiss durch die Rothschilds immer alles zehn bis zwölf Stunden vor Eintreffen der Depeschen des britischen Botschafters. Das kann auch nicht anders sein, weil die Schiffe, welche die Rothschild'schen Kuriere benutzen, dieser Firma gehören, weil sie keine Passagiere befördern und weil sie ohne Rücksicht auf die Wetterverhältnisse segeln.»

Die von den Rothschilds aufgebaute Nachrichtenorganisation war aber auch weit zuverlässiger als die der grossen Mächte. Deshalb bedienten sich verschiedene Länder allmählich der Rothschild'schen Kuriere für staatliche Zwecke. Dabei entwickelte sich eine delikate Situation. Schon im 19. Jahrhundert wurde die Post nicht nur dazu benutzt, Briefe zu befördern, sondern auch dazu, sie zu zensieren. Besonders neugierig war die österreichische Post. Ein detektivisch begabter Postmeister schrieb nach Wien: «Oft bemerkte ich, dass die Rothschild'schen Kuriere, die von Neapel nach Paris reisen, ... alle Depeschen der französischen, englischen und spanischen Botschafter, die in Neapel, Rom und Florenz akkreditiert sind, mit sich nehmen. Ausserdem befördern sie Nachrichten, die zwischen den Höfen von Neapel und Rom und deren Gesandtschaften in Europa ausgetauscht werden ... Diese Kuriere Rothschilds nehmen ihren Weg über Piacenza. Da sich dort eine österreichische Garnison befindet ... könnte es möglich sein, den einen oder anderen dieser Boten zu veranlassen, ihre Depeschen uns zur Durchsicht zu überlassen ...» Die Angelegenheit erschien wichtig genug, dem Kanzler unterbreitet zu werden, der sich dadurch einem äusserst heiklen Dilemma gegenüber sah. Einerseits wäre es ja grossartig, nicht nur fremde Diplomatenpost, sondern vor allem auch die vertraulichen Meinungsäusserungen seiner lieben, undurchdringlichen Freunde, der Rothschilds, zu lesen. Andererseits benutzte der Kanzler oft selbst die Rothschild'schen Eilkuriere in ihren blaugelben Uniformen. So könnten im Fall einer Zensur seine eigenen Geheimnisse einem untergeordneten Postbeamten bekannt werden ...

Nicht umsonst stand Metternich in dem Ruf, der gewitzteste Diplomat Europas zu sein. Er erliess eine Anordnung, dass die Kuriere des Hauses Rothschild, die durch die Lombardei auf dem Weg von Neapel nach Paris reisten, als österreichische Kuriere zu betrachten und zu behandeln seien, wenn sie Depeschen beförderten, die das k. k. Siegel trugen. Soweit sie jedoch Briefschaften bei sich trügen, die nicht als offizielle k. k. Post gekennzeichnet wären, seien diese den üblichen Bestimmungen zu unterwerfen.

Aber wenn Metternich auch ein kluger Fuchs war, die fünf Brüder waren ihm gewachsen. Sie wussten sehr wohl, dass ihre Post zuweilen abgefän-

gen wurde, und sie konnten sich auch sehr gut vorstellen, dass Metternich gewisse Mitteilungen, die an sich schwer glaubhaft waren, akzeptieren würde, wenn er meinte, dass sie nicht für seine Augen bestimmt seien. Als es wieder einmal darum ging, den Frieden zu erhalten, in diesem Fall zwischen Österreich und Frankreich, wurde ein «streng geheimen Familienbrief von Paris nach Wien geschickt, in dem des Langen und Breiten von den Lobeshymnen die Rede war, die der französische König auf den österreichischen Staatskanzler gesungen habe. Für die Beförderung aber hatte man einige Boten, die besonders begabt darin waren, sich mitsamt ihrer Post abfangen zu lassen!

Wenn die Situation es gebot, konnte die Familie aber auch sonderbar schwerfällig sein. Die Kuriere banden zwar die fünf Brüder aufs engste zusammen. Ging ihnen aber eine Forderung zu, die ihnen unangenehm war, wollte etwa ein Staat von ihnen eine Rüstungsanleihe, so wurde aus den sonst so eng zusammenarbeitenden Brüdern eine nur sehr schwer zusammenbringende Gruppe ganz weit entfernter Verwandter mit unbegreiflich schlecht organisierten Verbindungen. So erwiderte Amschel, als Sprecher des Hauses, auf ein derartiges Ersuchen beispielsweise: «Euer Exzellenz werden sich gütigst bewusst sein, dass ich in dieser Sache nur im Einvernehmen mit meinen Brüdern handeln kann, und ich werde mich darum bemühen, sie von Ihrem Auftrag zu informieren.» Unglücklicherweise stellte sich dann freilich heraus, dass Salomon praktisch unerreichbar war, weil er sich irgendwo einer Kur unterzog, dass Carl keine Nachrichten erhalten konnte, da in Italien ein Aufruhr ausgebrochen war, dass James sich auf Reisen befand und dass Nathan mit einem Anfall von Grippe bettlägerig war ...

Die Fünf wussten diese ihre Wandelbarkeit immer wieder mit Erfolg anzuwenden. Ein kleines Beispiel nur für viele: Bismarck entdeckte, dass sein friedlicher, der Gartenpflege hingebener Freund Amschel es wagte, Österreich finanziell gegen Preussen zu unterstützen. Er legte scharfen Protest ein. Schon wurde ihm gemeldet, Amschel sei krank und deshalb nicht zu sprechen. Bismarck gab nicht auf. Er intervenierte bei den anderen Rothschilds. Diese beteuerten, wie sehr sie überrascht, verwirrt, ja vor den Kopf geschlagen seien durch das, was der wohl nicht mehr ganz zurechnungsfähige und senile Amschel angerichtet habe.

Ein anderes Mal schäumte Metternich vor Wut, als er herausbekam, dass Nathan die liberale — also metternichfeindliche — Partei im Spanischen Bürgerkrieg unterstützte. James führte darüber Klage in einem an Salomon gerichteten Schreiben (von dem man wusste, dass es abgefangen

würde!): Nathan sei offensichtlich durch seine allzu radikale Gattin und deren Vater beeinflusst worden; solche Fehlgriffe müssten in Zukunft unterbleiben. Der daraufhin wieder beruhigte Metternich geruhte zu vergeben.

Im Interesse des Friedens war der Familie kein Manöver zu kompliziert. Als sich eine Krise in den Beziehungen zwischen dem halbliberalen Frankreich und dem erzreaktionären Österreich anbahnte, intervenierten die Rothschilds an den meisten europäischen Regierungssitzen für die Aufrechterhaltung des Friedens. Überall hatten sie ja ihre Querverbindungen. Nathan in London stand dem Herzog von Wellington und den massgeblichen Regierungskreisen nahe. Salomon konnte der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens Metternichs sicher sein. James war fast täglicher Gast des französischen Königs, während Carl sich mit den Herrscherhäusern Italiens, von Neapel bis Sardinien, aufs beste verstand. Recht oft geschah es, dass die politische Schlüsselfigur dieses oder jenes Landes seinen Kontrahenten jenseits der Grenze wichtige Gedankengänge vortragen lassen wollte, jedoch ohne sich offiziell geäußert zu haben. In solchen Situationen erwiesen sich die Brüder als geradezu ideale Übermittler, freilich nur, wenn die betreffenden Ideen ihren eigenen friedliebenden Gedanken und Absichten entsprachen. Nach einem Gespräch mit Freunden in Downing Street pflegte Nathan seinem Bruder James gewisse Eindrücke mitzuteilen, die dieser in St. Cloud wiedergeben würde, ganz wie Salomon dafür sorgte, dass auch die Hofburg dasselbe erfuhr ... Dabei handelte es sich an der Oberfläche nur um unverbindliche Familienkorrespondenz des einen Rothschild mit den anderen; tatsächlich aber wussten die Informierten, dass die Ansichten der Brüder identisch waren mit dem geheimen Standpunkt der Regierungen.

So gab eines Tages Nathan seiner Überzeugung Ausdruck, «wenn Frankreich Schritte gegen Österreich unternehmen sollte, würden wir hier in England uns wohl auf die österreichische Seite schlagen. Wenn aber die Österreicher losschlagen sollten, dann würden wir uns mit den Franzosen verbünden». Dieses unverbindliche Familiengeplauder machte an der Seine wie an der Donau gleichermassen tiefen Eindruck und sorgte dafür, dass die Machthaber da wie dort sich es wenigstens auf einige Zeit noch einmal überlegten. Schliesslich wussten die Brüder auch, dass es mit Diplomatie allein nicht immer geschafft werden konnte, sondern dass zuweilen unverhohlene Macht demonstriert werden musste. Im Jahre 1831 hatte es sich der Bürgerkönig Louis Philippe aus liberalistisch-freieitlichen Ideen heraus in den Kopf gesetzt, den neuen, halbrevolutionären Staaten

Italiens Hilfe gegen das Reich der Habsburger leisten zu wollen. Österreich verkündete daraufhin, dass es das Prinzip der Legitimität bis zum letzten verteidigen werde, während Frankreich ebenso überzeugend beteuerte, dass es nichts Heiligeres als die Freiheit der Völker kenne, für die es zu sterben gelte. James in Paris versuchte das einzige, was den Frieden noch retten konnte: Casimir Perier, gleich ihm ein kluger Bankier, musste Ministerpräsident werden! Er schrieb dem Bruder Salomon: «Ich gab Seiner Majestät zu verstehen, dass, wenn er Perier in das Ministerium beruft, sein Kredit wachsen würde ...»

Perier wurde zwar ernannt. Aber österreichische Truppen marschierten in Bologna ein. Die französische Regierung schickte sich unter dem Druck der aufs höchste erregten öffentlichen Meinung an, ihre Entrüstung in sehr gefährlichen Worten auszudrücken. Jetzt musste James Frankreichs Kredit direkt in die Waagschale werfen. «Gestern», so schrieb er an Salomon, «wurde die Note entworfen, die Frankreich nunmehr absenden wird. Im Entwurf enthielt sie den Passus *«evacuez immédiatement Bologna...* doch werde ich dafür sorgen, dass dieser Satz entfällt.»

In der Tat kam es nicht zu diesem heiklen Ultimatum. Frankreich begnügte sich mit einer platonischen Demonstration seiner Empörung, und der Krieg war vermieden.

Bei anderen Gelegenheiten gingen die Rothschilds noch schärfer vor. Im Jahre 1839 wollte Leopold von Belgien für sein eben erst geschaffenes Königreich auch noch die Provinzen Luxemburg und Limburg den Niederlanden mit Gewalt entreißen. Die Brüder waren gewillt, dies um jeden Preis zu verhüten.

«Das belgische Gouvernement», so erklärte Salomon ganz offen, «erhält von uns keinen Groschen, obschon die Anleihe-Verhandlungen seit Monaten schweben. So schwer es mir ankam, fortwährend zu refusieren, so entschädigt mich dafür der Gedanke, dazu beizutragen, dass Belgien nachgibt und der Friede erhalten bleibt.» Belgien gab nach, und Rothschild gewährte die Anleihe.

Einem seiner Adjutanten, der sich um die Finanzierung preussischer Rüstungsausgaben bemühte, erklärte Bismarck, dass das Haus Rothschild stets alles in seiner Macht Stehende tun würde, um den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Diese Tatsache zeige, wie vorsichtig man in den Verhandlungen mit der Familie sein müsse, wenn man an Aufrüstung denke.

2. Lang- und kurzfristig

Bismarck, durchaus nicht ein Mann übertriebener Vorsicht, vermochte schliesslich seine Kriege gegen Österreich und Frankreich zu entfesseln. Aber letzten Endes waren es doch — wie eines der nächsten Kapitel zeigen wird — die Rothschilds, die ihm in dem ihnen eigenen Stil eine Lektion zu erteilen wussten.

Immerhin — Bismarck war den von ihm gewählten Weg von Blut und Eisen gegangen, nicht zuletzt deswegen, weil die Macht der Familie, in solchen Situationen ein wirksames Veto einzulegen, sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts merklich vermindert hatte. Es klingt absurd, aber zum Teil ist auch dies als Konsequenz ihrer Erfolge zu werten. Denn sie hatten es fertiggebracht, die Wirtschaft der verschiedenen Staaten durch ihre Friedens- und Finanzpolitik so wirksam anzuregen, zu stärken und zu festigen, dass diese Staaten in ihrer neu gewonnenen wirtschaftlichen Selbständigkeit und Prosperität nun nicht mehr auf die Hilfe irgendwelcher Bankiers, auch nicht der einflussreichsten, angewiesen waren und darum auch nicht auf sie zu hören brauchten.

Die eigentümliche historische Leistung der Brüder ist, wie jeder Kenner der Börse sehr wohl weiss, folgende: Die kurzfristigen Auswirkungen einer Rothschild'schen Massnahme sind in der Regel genau das Gegenteil dessen, was auf lange Sicht hin erreicht wird und beabsichtigt war. In der Regel war die unmittelbare Wirkung dessen, was die Brüder taten, weder angenehm noch erfreulich und oft für ihre Gegner schlechthin katastrophal. Man konnte auch schwerlich behaupten, dass den fünf Brüdern am allgemeinen Wohl und am sozialen Aufstieg der Massen mehr gelegen war als anderen Bankiers ihrer Zeit. Man hat sie als «Hofjuden der Bourbonen», als «Schatzmeister der Reaktion» und «Wucherer Metternichs» beschimpft, und nicht immer ohne Grund. Dennoch lässt sich nicht bestreiten, dass ihre beispiellose Entschlossenheit und Geschicklichkeit letzten Endes doch sehr positive Ergebnisse zeitigte.

Jene Geschäftstüchtigkeit, die die Triebkraft von Mayers Söhnen war, hatte die Wirkung eines grossen Reinemachens. Veraltete fiskalische Traditionen waren für immer hinweggefegt, mit überholten Methoden des Kredits wurde Schluss gemacht, neue, zeitgemässe Massnahmen traten an ihre Stelle. Mit der Tatsache, dass fünf verschiedene Bankhäuser der Familie Rothschild in fünf verschiedenen Ländern existierten, war die

Grundlage gelegt für neuartige Methoden eines internationalen Geldaustauschs mit Hilfe des Clearing-House-Systems. Der altmodische, umständliche Versand von Goldbarren hin und her wurde durch ein umfassendes System von Gutschriften und Belastungen ersetzt — dies alles nicht nur bei den Rothschilds, sondern auch bei allen Konkurrenten, die Schritt halten wollten.

Den grössten Beitrag zu einer gesünderen internationalen Wirtschaft stellte Nathans neue Methode dar, Anleihen in England aufzulegen. Bis dahin hatten die englischen Kapitalisten gezögert, sich an ausländischen Projekten zu beteiligen, denn man konnte sich nicht dafür erwärmen, seine Dividenden in fremden und unbekanntem, möglicherweise auch unsicheren Währungen zu erhalten. Jetzt machte Nathan dem englischen Publikum — der stärksten Geldquelle für Investitionen im 19. Jahrhundert — ausländische Papiere dadurch attraktiv, dass er die ausländischen Schuldner verpflichtete, Zinsen und Dividenden in einheimischer Pfund-Sterling-Währung zu bezahlen.

Im grossen gesehen haben die Rothschilds (neben Napoleon, der ja der grösste Selfmademan seiner Zeit war) entscheidend dazu beigetragen, dass das feudalistische Zeitalter, die Ära von Titeln und Privilegien, abgelöst wurde durch die neue Epoche des Geldes und der Fähigkeit des einzelnen. In einem der Augenblicke, da Heinrich Heine durch die Qualität von Küche und Keller in der Rue Laffitte zu besonderer Dankbarkeit und poetischen Hochgefühlen hingerissen war, hat er die fünf Brüder als grosse Revolutionäre gefeiert: Hatten sie nicht die letzten Zitadellen der Vorrechte und Vorurteile des Feudalwesens erobert? Hatten sie nicht die erstarrte Vorherrschaft des adligen Grossgrundbesitzes gebrochen? Hatten sie nicht an seiner Stelle das Reich der Investoren errichtet, wo Geld, Kapital und Staatspapiere jederzeit für jeden erreichbar waren? Waren dies nicht die elastischsten, schöpferischsten und noch dazu fairsten Machtmittel, die bislang erfunden worden waren? Und erwiesen sich damit die Rothschilds nicht überhaupt als die führenden Kräfte des Fortschritts in Europa?

Wir brauchen uns nicht von Heines Begeisterung mitreissen zu lassen, um doch eines anzuerkennen: Die Rothschilds leisteten wertvolle Hilfe bei der Abschaffung jenes Absolutismus, der sie ursprünglich als sein Werkzeug benutzt hatte. Wahrscheinlich ohne es zu wollen, haben diese fünf Brüder mehr zum Aufblühen der bürgerlichen Demokratie in Europa beigetragen als irgendwelche anderen fünf Persönlichkeiten ihrer Zeit.

Am Beispiel der Eisenbahnen kann dies leicht bewiesen werden:

Allen anderen voran etablierte diese Familie die Lokomotive in Europa. Natürlich war ihr Hauptmotiv dabei die Chance grosser Gewinne, die die blanken Schienenstränge ihren Eigentümern zu bringen versprochen. Aber diese Gleise bildeten auch das Adernetz des internationalen Handels und der erstarkenden Industrie. Bis dahin war das Reisen fast ausschliesslich den Aristokraten und ihren Soldaten vorbehalten gewesen. Jetzt konnten sich auch Bürger, Arbeiter und Bauern mit einer bis dahin völlig unbekanntem Freizügigkeit von Ort zu Ort bewegen. Aber es bedurfte fast übermenschlicher Anstrengungen der Rothschilds, die Eisenbahnen gegen die Vorurteile, das Misstrauen und den Argwohn des Kontinents durchzusetzen. Kein Unternehmen in der gesamten Geschichte der Familie Rothschild fand so viel Gegnerschaft von so viel Seiten.

3. *Im Wettkampf um die Eisenbahnen*

a) Österreich

Die Eisenbahn ist zuerst in England eingeführt worden. George Stephenson's erste «Dampfwagen» qualmten sozusagen unmittelbar unter der Nase Nathan Rothschilds. Aber als der zu begreifen begann, dass sich unter ihrem Russ Gold verbarg, waren sie nicht mehr zu haben, denn andere Finanziers hatten sich dieses Geschäft schon gesichert. Natürlich war es unter seiner Würde, sich mit einer Minoritätsbeteiligung und einer Minoritätsrolle zu begnügen. So alarmierte er wenigstens die Brüder auf dem Kontinent.

Salomon in Wien verstand sofort die Zeichen der neuen Zeit. Er ging wagemutig ans Werk. Aber in Österreich — gewiss das am wenigsten fortschrittliche Regime jener Tage — war man davon überzeugt, dass Wagen, die nicht von Pferden gezogen wurden, ebenso ins Reich der Utopie gehörten wie der Sozialismus. Um die öffentliche Meinung umzustimmen, entsandte Salomon eine Studienkommission nach England, die aus dem Edlen von Wertheimstein, seinem Prokuristen und Generalbevollmächtigten, und dem Professor Franz Xaver Riepel vom Wiener Polytechnikum bestand, einem der ersten Verteidiger der Eisenbahn in Österreich.

Die beiden kehrten mit einem Bericht zurück, der in technischer wie finanzieller Hinsicht optimistisch, ja begeistert war. Freilich konnten auch sie weder übersehen noch verschweigen, dass es selbst im liberalen England Widerstand gegen die rauchenden Ungetüme gab. In einigen britischen Grafschaften musste ein Postillon stets fünfzig Meter vor der Lo-

komotive herreiten, um die ländliche Bevölkerung mit Rufen und Trompetensignalen vor den nahenden Scheusalen zu warnen. Der Landadel, der seine Pferde so liebte, hielt natürlich die Neuerung für eine schreckliche Plage. Und einer der besten Freunde Nathans, der Herzog von Wellington, meinte lapidar, dass die Eisenbahnen lediglich die niedrigen Klassen ermutigen würden, unnütz herumzureisen.

Salomon las den Studienbericht höchst aufmerksam, musste aber das Projekt zunächst zurückstellen. Denn die Pariser Juli-Revolution des Jahres 1830 hatte eine wirtschaftliche Krise zur Folge, die seine volle Aufmerksamkeit beanspruchte. Aber er wurde sich mehr und mehr klar, dass grosse Gewinne zu erwarten waren, wenn erst einmal eine österreichische Nordbahn Salz aus Galizien und Kohle aus Schlesien mit geringen Kosten nach Wien bringen würde.

1832 hatte sich die Wirtschaftslage wieder beruhigt. Jetzt konnte Salomon losschlagen, mit Macht und im Stillen, wie es seine Art war. Zunächst erwarb er überall im Land die Pferdebahnen (die übrigens ausgerechnet dem Vater von Emile Zola gehörten), um so erst einmal Zugang zum Beförderungswesen zu finden. Dann stellte er zahlreiche Ingenieure an und liess die gesamte vorgesehene Strecke genau vermessen.

Nicht viel später, im April 1835, lag auf dem Schreibtisch des Kaisers Ferdinand II. in der Hofburg ein schwungvolles, poetisches und um das Gemeinwohl höchst besorgtes Dokument. Mit der Anrede «Allerdurchlauchteter Grossmächtigster Kaiser! Allergnädigster Kaiser und Herr!» beginnend, pries es «so unzählige und so augenfällige in Bezug auf die hierdurch beabsichtigte Steigerung des öffentlichen Wohlstandes, Wohlbehagens, Handels auf Schwungs, des Staatseinkommens, Grundeigentums und der innigen Verbindung so entfernter Provinzen, die eine Eisenbahnverbindung von Wien nach Galizien mit sich bringen würde» und erbat für ihre Errichtung das «Allerhöchste Wohlgefallen». Die Petition schloss im Stil der Zeit:

«Es erstirbt in tiefster Unterwürfigkeit
Eurer Majestät
aller unterthänigster
treu gehorsamster
S. M. von Rothschilds

Fürst Metternich befürwortete das Gesuch, und da sein Grossmächtiger Kaiser nicht viel anderes zu tun hatte, als zu unterschreiben, was der

Kanzler für richtig hielt, wurde die Petition huldvoll genehmigt. Am 11. November 1835 erhielt Rothschild die Konzession für den Bau der ersten Eisenbahnlinie von europäischer Bedeutung – von Wien nach Bochnia in Galizien, eine Strecke von fast 100 Kilometern. (Die K. K. Postverwaltung hatte allerdings noch durchgedrückt, dass der Baron ihr eine Entschädigung würde zahlen müssen, falls die eisernen Ungeheuer einen zu grossen Teil des Postgeschäfts an sich reissen sollten.)

Man schätzte die Kosten des Unternehmens auf 12 Millionen Gulden, die Salomon finanzierte. Er legte 12'000 Aktien zu je 1'000 Gulden auf, wobei er 8'000 für sich zeichnete und 4'000 zum öffentlichen Verkauf freigab, wobei streng der Reihe nach bedient wurde, wer sich meldete. Die faszinierende Kombination der zwei Zauberworte «Rothschild» und «Eisenbahn» sorgte dafür, dass man sich in Finanzkreisen um die Aktien riss.

Anders reagierte die breite Öffentlichkeit. Wenn die Eisenbahn schon in dem fortschrittlichen England auf Widerstand gestossen war, dann verursachte sie im rückschrittlichen K. und K. Österreich wahre Ausbrüche von Empörung. Man verdammte Salomon in Grund und Boden dafür, dass er mit den Teufeleien, die ins zwanzigste Jahrhundert passen mochten, in den Frieden eines Staates einbrechen wollte, dessen Ideal das achtzehnte Jahrhundert war. Die Wiener Presse prophezeite Fürchterliches, und Sachverständige bewiesen unwiderlegbar, dass Rothschilds Projekt eine Ausgeburt des Wahnwitzes sei. Denn die Atmungsorgane des menschlichen Körpers könnten eine Geschwindigkeit von mehr als 25 Kilometer in der Stunde nicht ertragen. Die Lungen würden bersten, die grossen Adern verhängnisvoll verlagert werden. Den Reisenden werde das Blut aus Augen und Nase, Ohren und Mund fliessen. In jedem Tunnel von mehr als 50 Meter Länge müssten die Reisenden in allen Wagen ersticken, und der Zug werde am Ausgang herausrasen wie eine Kutsche, der die Pferde durchgegangen sind. Niemand sollte einen Dampfswagen besteigen, ohne sich von seinem Hausarzt begleiten zu lassen, der notfalls beim Lokomotivführer eine sorgende Hand an die Bremse legen könne. Auch eine Vielzahl von Ärzten warnte mit Nachdruck, zumeist auf den Titelseiten der Zeitungen. Neurologische «Sachverständige» liessen Kasandrarufer ertönen: Das menschliche Nervensystem, ohnehin durch neuromodische Reize überbeansprucht, müsse vollkommen zusammenbrechen, wenn man es noch der Anspannung einer Reise in der Eisenbahn unterwerfe. Die Menschen würden Amok laufen. Es sei anzunehmen, dass die Geschwindigkeit dieser Maschinen die Männer zum Selbstmord

treiben werde und die Frauen zu sexueller Raserei. Aus England, so hiess es, habe man Berichte, nach denen ahnungslose Zuschauer unrettbar dem Wahnsinn verfallen seien durch den Anblick dieser dahinjagenden rauchenden Eisenschlangen. Sollte es wirklich Rothschild gestattet werden, solche Greuel im lebensfrohen Wien zu entfesseln?

Es gelangten aber auch noch andere Berichte aus England nach Wien, Berichte finanzieller Natur. Sie stammten von den ersten Eisenbahn-Gesellschaften und stellten eine keineswegs unangenehme Lektüre dar. Salomons Konkurrenz in Österreich, insbesondere das Bankhaus Sina, fand diese Geschäftsberichte sogar ungemein appetitanregend. Deshalb sah Sina es nur allzu gern, dass in der öffentlichen Diskussion Rothschild als Prügelknabe erhalten musste, während er in aller Stille eine Konzession auf eine Südbahn von Wien zur Adria beantragte und diese auch erhielt.

So sah sich Salomon von zwei verschiedenen Seiten her angegriffen, und seine Situation war recht schwierig. Die sonst so guten Beziehungen, die er zur Wiener Presse unterhielt, nützten dieses Mal gar nichts, denn seine journalistischen Freunde wagten es einfach nicht, sich gegen den Volkszorn zu stellen. Und bei Fürst Metternich fand Salomon zwar die denkbar beste Unterstützung, aber Sina repräsentierte ebenfalls Macht und Einfluss, und es gab keine Möglichkeit, eine der Konkurrenz auf dem ordentlichen Verwaltungsweg erteilte Lizenz aufzuheben. Mehr noch: Als Salomon eine Konzession für eine nordöstlich verlaufende Anschlussstrecke seiner eigenen Linie beantragte, sah er sich gezwungen, mit Sina in regelrechten Wettbewerb zu treten. Aber ein Rothschild verfügte meistens nicht nur über mehr Geld als die Konkurrenz, sondern auch über mehr Einfälle und Ideen. Um aus der Sackgasse herauszukommen, sorgte Salomon dafür, dass wieder eines seiner schwungvollen Gesuche auf dem Schreibtisch des kaiserlichen Herrn landete. Abgefasst in der Form eines vorläufigen, aber zu den schönsten Hoffnungen Anlass gebenden Berichts über die Fortschritte «des grossen Nationalwerkes, nämlich der Wien-Bochnia- Eisenbahn», gipfelte es in einer meisterhaft formulierten Bitte:

«Der unterthänigst treu gehorsamst Gefertigte glaubt nun noch einen ehrerbietigen Schritt wagen zu müssen, welcher darin besteht: Euer Majestät ehrfurchtvollst zu bitten, dass Aller-Höchst Dieselbe zu erlauben geruhen mögen, der Wien-Bochnia-Eisenbahn den denkwürdigen Namen Kaiser-Ferdinand-Nordbahn beilegen zu dürfen.»

Gleichzeitig erhielt Fürst Metternich einen Brief: Gemeinsam mit Seiner

Durchlaucht dem Fürsten selbst und unter seiner Führung mögen, so bat Rothschild, Seine Exzellenz der Finanzminister Graf von Mittrowsky und Seine Exzellenz der Staats- und Konferenz-Minister Graf von Kollowrat das Protektorat über die Eisenbahn übernehmen.

Wie stets, so konnte man auch dieses Mal auf Metternich bauen: Der Staatskanzler und die übrigen Exzellenzen übernahmen das Protektorat «über die grossartige und wichtige Unternehmung», und der Finanzminister empfahl dem Kaiser sehr nachdrücklich, Rothschilds Gesuch zu bewilligen, wobei er wie folgt argumentierte: «Dieses Werk von einer Grossartigkeit, wie kein anderes bisher in Europa – mit allem, was sich noch weiter daraus entwickeln wird —, bleibt ein ewiges Denkmal des ersten Jahres der Regierung Eurer Majestät.»

Am 9. April 1836 erging ein kaiserlicher Erlass, durch den huldvollst verkündet wurde, Rothschilds Linie dürfe von nun an den Namen «Kaiser-Ferdinand-Nordbahn» tragen. Rothschild war es gelungen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Die österreichische Regierung hatte sich mit dem Schicksal und dem Wohlergehen seines — und nicht Sinas — Projekt identifiziert, und das ruhmreiche Haus der Habsburger hatte geruht, den «Wahnwitz» der Eisenbahn mit dem ganzen Gewicht seines Namens gutzuheissen. Angesichts dieser überwältigend günstigen Auspizien brach die Opposition zusammen. Die Schlacht schien gewonnen; es blieb die Aufgabe, den Bau durchzuführen.

Dieser Sache widmete sich Salomon nun selbst. Zwei Wochen nachdem der Kaiser der Bahn seinen Namen gegeben hatte, berief Rothschild die erste Generalversammlung der Aktionäre ein. Er erklärte sich bereit, die ihm persönlich erteilte Konzession uneingeschränkt an die Gesellschaft abzutreten. Es wurde ein provisorischer Aufsichtsrat gebildet, man genehmigte Voranschläge, Pläne und dergleichen mehr. Aber dann hiess es plötzlich, Rothschild sei ein Schwindler und Hochstapler.

Inner- und ausserhalb der Gesellschaft machte sich neue, unerwartete Gegnerschaft bemerkbar. Insgeheim von Sina geschürt, arbeitete sie mit einer Denkschrift, die von Hand zu Hand ging. Jetzt griff man nicht die Idee der Eisenbahn als solche an (schliesslich wollte ja Sina selbst eine Linie bauen), aber es wurde unterstellt, dass hier Missbrauch getrieben werde mit erlauchten Namen. Vor allem wurden massive Vorwürfe gegen alle erhoben, die mit der Planung der Nordbahn zu tun hatten. Es seien dabei schwerste Fehler unterlaufen, wie man in höchst wissenschaftlich-technischer Formulierung nachzuweisen suchte: Eindrucks-

voll klingende Bedenken über zu hohe Steigungen, über die Beziehungen zwischen der Krümmung der Kurven und der Zugleistung der Lokomotive wurden vorgebracht. Die Denkschrift schloss mit der Behauptung, es sei ein Skandal, dass Rothschild völlig unfähige Leute beauftragt habe, derlei Probleme zu lösen. Insbesondere aber wartete man mit Zahlen auf, die beweisen sollten, dass die wirtschaftliche Zukunft einer Nordbahn nur katastrophal sein könne.

Die Denkschrift erregte so viel unliebsames Aufsehen, dass selbst der Hof sie nicht zu ignorieren vermochte. Der sonst so passive Monarch wurde unruhig. Er richtete ein «Allerhöchstes Reskript» an Metternich: Was denn an den vielfachen nachteiligen Gerüchten über die Wien-Bochnia-Eisenbahn, die seinen Namen trage, sei. Der Kanzler solle ihm berichten, ob es Schwierigkeiten beim Fortschritt der Bauarbeiten gegeben habe und welcher Art diese seien. Jetzt bewies Salomon Rothschild, dass er wie eh und je seinen Gegnern nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Unverzüglich gewann er Franz Xaver Riepel, Professor am Polytechnischen Institut, der sich ja in England persönlich über Werden und Wesen der Eisenbahnen informiert hatte, für ein umfassendes Gegengutachten. Riepel unterzog sich dieser Aufgabe gern und widerlegte schlagend alle technischen und wirtschaftlichen Einwände Punkt für Punkt. Dann holte der siegesgewisse Rothschild zu einem Meisterschlag aus. Er bot allen Aktionären an, ihre Aktien zum vollen Preis zurückzukaufen und damit wieder all jene Rechte, die er freiwillig aufgegeben hatte, mit seinem Namen zu verknüpfen. Denn er sei bereit, als Alleinbesitzer und einziger Aufsichtsrat das Unternehmen fortzuführen, falls ihm die Generalversammlung nicht ihr volles Vertrauen aussprechen und die Genehmigung zum sofortigen Bau der Bahn erteilen sollte.

Die Schlacht wurde gewonnen. Man erteilte ihm die Genehmigung. Man sprach ihm das Vertrauen aus. Von 83 stimmberechtigten Aktionären gaben 76 ihr Votum für Rothschild ab. Die Opponenten mussten aus dem provisorischen Aufsichtsrat ausscheiden. Salomon, der sich in diesen Kämpfen als meisterhafter Stratege und als glänzender Diplomat erwies, konnte schliesslich noch den besorgten Brief Seiner Allerhöchsten Majestät in einen Pluspunkt für die Nordbahn umbuchen und ihn der Öffentlichkeit als ein Zeichen besonders warmer Anteilnahme des Landesvaters für die Eisenbahn präsentieren, die er mit seinem Namen ausgezeichnet hatte. Das Haus Rothschild dankte ganz offiziell für diesen weiteren Beweis Seiner Majestät allerhöchster Sorge um das Gedeihen der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn.

So hatte Salomon die öffentliche Meinung zugunsten der Nordbahn gewonnen. Die bedeutendsten Ingenieure im Staatsdienst — darunter der Hofbaurat Francesconi — wurden beurlaubt, um an dem so lange hinausgezögerten Bau mitwirken zu können. Mit beachtlicher Geschwindigkeit wurde die Strecke fertiggestellt, wenn sich auch die ursprünglichen Vorschläge — wie das bei derartigen Berechnungen oft der Fall ist — als zu niedrig erwiesen. Österreich war zum Pionier des Eisenbahnbaus auf dem europäischen Festland geworden: Am 7. Juli 1839 konnte die erste Teilstrecke der Bahn — von Wien nach Brünn — in Betrieb genommen werden. Vielleicht wäre der Jubel der festlichen Menge etwas gedämpft worden, hätte sie geahnt, dass der nächste Tag schon einen Zusammenstoß bringen würde, erfreulicherweise nur unbedeutend, aber immerhin das erste Eisenbahnglück auf dem Kontinent... Die Eisenbahnpassagiere wurden — entgegen allen Prognosen der ärztlichen Sachverständigen — keine Amokläufer, wohl aber die Eisenbahnaktien: Ihr Kurs schoss, nach einigem anfänglichen Schwanken, rapid in die Höhe.

b) Frankreich

Der österreichische Spross des Hauses Rothschild hatte mit dem Bau der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn einen wichtigen Beitrag zum allgemeinen Fortschritt und zu seinem eigenen Wohlstand geleistet. Sein Bruder in Frankreich wollte ihm darin nicht nachstehen. James Rothschild baute schon im Jahre 1837 die Eisenbahn von Paris nach St. Germain und im Jahre 1839 die Strecke von der Hauptstadt nach Versailles. Nach diesen ersten beiden Erfolgen machte er sich daran, die «Chemin de Fer du Nord» ins Leben zu rufen, die Paris mit den Industriegebieten im Norden des Landes verbinden sollte – ein für jene Zeit gigantisches Vorhaben. Es begann ganz ähnlich wie in der Donaumonarchie. Auch in Frankreich gab es «Experten», die mit Gutachten und Schlagzeilen voller pessimistischer Voraussagen aufwarten konnten. Sie prophezeiten nicht nur all die gesundheitlichen Schäden, vor denen man in England und Österreich gewarnt hatte, sondern malten weitere Greuel aus: Glühende Funken werden Wälder und Felder in Brand stecken. Der Lärm wird die Bauern aus dem Frieden ihrer Häuser vertreiben. Das Vieh wird toll werden. Rauch und Russ werden Wiesen, Blumen und Gebüsch vernichten. Kurz: Die Eisenbahn wird — so behaupteten die «Sachverständigen» — Frankreich in eine Wüstenei verwandeln.

In Österreich hatte schliesslich die Regierung gegen dieses Geschrei Stellung genommen. In Frankreich war es anders. Schon im Jahre 1835 war dem französischen Parlament der Vorschlag unterbreitet worden, eine staatseigene «Dampfwagenbahn» zu bauen; man hatte die Anregung als utopisch, ja lächerlich, verworfen. Doch nun drang Rothschild mit Nachdruck auf Genehmigung einer Konzession für ein privates Eisenbahn-Unternehmen. Der Ministerpräsident des Königs, Monsieur Thiers, gab zwar nach, aber er war kein Metternich. Er sagte: «Man muss diese Bahn den Parisern wie ein Spielzeug geben. Aber sie wird niemals einen Reisenden oder auch nur ein Gepäckstück transportieren.»

Da waren aber noch andere Kräfte, mit denen sich James auseinandersetzen hatte — zwar nicht so hochgestellte Persönlichkeiten, aber darum nicht minder gefährliche, wie es z.B. ein gewisser Jules Mires war, ein Bursche ganz besonderer Begabung. Seine Karriere begann in Bordeaux, wo er ein Skandalblatt herausgab, dessen Sensation die zahlreichen Todesanzeigen waren. Das wäre noch nichts Besonderes gewesen. Aber bei jeder Todesanzeige veröffentlichte Mires auch die Namen des behandelnden Arztes, dem es nicht gelungen war, seinen Patienten zu heilen. Was blieb den Medizinem von Bordeaux anderes übrig, als Mires den Mund zu stopfen? Als reicher Mann kam Mires nach Paris. Wieder gab er ein Skandalblatt heraus. Doch jetzt nahm er sich die Eisenbahn vor. Das «Journal des Chemins de Fer» brachte nichts als wüste Geschichten von Eisenbahnunfällen, Eisenbahnbetrügereien und Eisenbahngreueln. Und je wilder sich sein Blatt gebärdete, desto reicher wurde Mires, der sich von Fall zu Fall sein Stillschweigen abkaufen liess.

«Beau James» liess sich weder durch die Nadelstiche noch das Geschrei stören. Er arbeitete in jenem grossen Stil, der für ihn charakteristisch war. Die Aktien der «Chemin de Fer du Nord», im Wert von 150 Millionen Francs, wurden in Umlauf gebracht. Minister, Abgeordnete und Journalisten erhielten Aktien für insgesamt 7,5 Millionen Francs kostenlos und ohne jedes Aufsehen. Schlagartig gingen diesen Repräsentanten der öffentlichen Wohlfahrt die Augen auf — jetzt erkannten sie die Segnungen, welche die Rothschild'schen Eisenbahnen bringen würden. Der Bau ging schnell voran, und am 15. Juni 1846 versammelten sich die Vertreter der Krone, des Parlaments und auch der Presse, um Baron James zur Eröffnung seiner Nordbahn zu beglückwünschen.

Doch damit waren die Schwierigkeiten noch lange nicht zu Ende. Die Lokomotivführer, Pioniere dieses neuen Berufs, machten Fehler. Drei Wochen nach der Einweihung der Eisenbahn nahm ein Zug eine Kurve

allzu schnell: 37 Menschen fielen diesem ersten grossen Eisenbahnglück zum Opfer. Die Katastrophe erregte grösstes Aufsehen. Gegen Rothschild, als den Präsidenten der Bahn, brach ein antisemitischer Verleumdungsfeldzug los. Eines der giftigsten Geschosse war eine Broschüre, die unter dem Titel «Die Geschichte Rothschilds I., Königs der Juden» weite Verbreitung fand. Eine «Antwort von Rothschild dem Ersten, König der Juden, an Satan den Letzten, König der Verleumder», die daraufhin erschien, leistete den Rothschilds eine zweifelhafte Hilfe. Das Interessante an der letztgenannten Veröffentlichung ist, dass sie ohne Rothschilds Auftrag und Kenntnis geschrieben war in der Hoffnung auf Rothschilds Dankbarkeit. Als aber der Autor an ihn herantrat, zahlte er ihm keinen roten Sous. Er hatte keine Veranlassung und keine Lust, sich mit der Flugschrift zu identifizieren. Wenn er schon bestechen wollte, dann wusste er, wie es — noblesse oblige — in grossem Stil zu geschehen hatte. Kleinliche Verleumdungen und Gegenverleumdungen dieser Art widerten ihn an. Ausserdem lagen die Schienen, und die Ursachen für die Schwierigkeiten wurden eine nach der anderen behoben. Die Nordbahn konnte sich auf Grund ihrer Leistungen dem Urteil der Öffentlichkeit stellen. Der grosse Versuch wurde zum grossen Erfolg. Die «Chemin de Fer du Nord» stärkte den Nationalstolz und das Nationalvermögen in Frankreich nicht weniger als jene Nordbahn in Österreich, die den Namen des Kaisers Ferdinand trug. Genau wie sein österreichischer Bruder, hatte der französische Rothschild sich durch die Eisenbahn eine grosse neue Einnahmequelle gesichert und gleichzeitig der industriellen Revolution einen gewaltigen Auftrieb verschafft. Aber es gab schliesslich nicht nur die Möglichkeit, Eisenbahnen in *nördlicher* Richtung laufen zu lassen. Es gab noch drei andere Himmelsrichtungen — und eine ganze Reihe von Leuten, die sich für intelligent und wagemutig genug hielten, um es mit den Rothschilds aufzunehmen. Als Ergebnis des erbitterten Wettbewerbs auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus entstand ein internationales Konkurrenz-Kartell, das fast überall den Rothschild-Banken in den verschiedenen Ländern den Krieg erklärte. Dieser mächtige neue Feind bedeutete eine ernste Gefährdung für die bisher unbesiegbaren Rothschilds. Und ein anderer, noch rascher zupackender Feind hatte inzwischen bewiesen, dass sie sich von anderen Sterblichen nicht unterschieden: Als der internationale Finanz-Angriff begann, war der grösste der Rothschilds nicht mehr unter den Lebenden, um Seite an Seite mit den Brüdern dem neuen Feind entgegenzutreten.

4 Er ist tot

Mitte Juni 1836 wurden die Bürger von Frankfurt Zeuge eines Festes, wie man es bis dahin nicht erlebt hatte: Die grösste Familie der Stadt feierte ihre grossartigste Hochzeit. Lionel Rothschild, der älteste Sohn Nathans, ging den Bund der Ehe mit Charlotte Rothschild ein, der ältesten Tochter seines Onkels Carl.

Aus London und aus Neapel trafen Kolonnen von Kutschen und Karossen ein, die kein Ende nehmen wollten. Sie brachten die Eltern der Brautleute, brachten die Aussteuer und Berge von Geschenken. Aus Paris kam James mit einem Prunk und Pomp wie bisher nur regierende Fürsten. Rossini gehörte zu seinem «Gefolge». Die Kutsche, die Salomon aus Wien nach Frankfurt brachte, glich mehr einem Schloss als einem Verkehrsmittel. Amschel präsierte, und Gudula — die nun 83jährige Stammutter, die noch lange nicht das Ende ihres Erdendaseins erreicht hatte — verliess ausnahmsweise ihr schmales Ghettohaus, um die Feierlichkeit durch ihre Anwesenheit zu verschönen. Es ist fraglich, ob ein Kaiser oder Kanzler jener Tage vermocht hätte, den Reichtum und den Glanz der hier versammelten Familie in den Schatten zu stellen.

Aber selbst diese Familie musste sich einer höheren Macht beugen, die mitten während der Feierlichkeiten Nathan, dem wichtigsten aller Rothschilds, gebot, von dieser Erde abzutreten. Mit einem Furunkel begann es. Am Hochzeitstag wurde die Entzündung beunruhigend. Nathan verbat sich nachdrücklich jede Hilfeleistung; er bestand darauf, bei der Trauung an der Seite seines Sohnes zu stehen, während der Rabbiner das junge Paar segnete. Beim Festmahl bemerkte Lionel, wie der hoch fiebernde Vater in heftigem Schüttelfrost erschauerte. Rasch wurde der Leidende zu Bett gebracht. Am nächsten Tag lag er in Fieberphantasien und delirierte. Frankfurter Ärzte wurden konsultiert. Kuriere eilten nach England, um Nathans Hausarzt zu holen, den berühmten Benjamin Travers. Er kam — aber zu spät. Die Sepsis hatte sich bereits im ganzen Körper ausgebreitet. Als die Stunde des Todes nahte, erwachte Nathan noch einmal zu voller Klarheit. Er versammelte seine Kinder um sein Lager und gab seine letzten Anweisungen in dem gleichen, kühlen Selbstvertrauen, das ihn ein Leben lang ausgezeichnet hatte. Salomon berichtete an Metternich am 10. August 1836 — zwei Wochen nach dem Ableben seines Bruders —, sein seliger Bruder habe seinen Söhnen gesagt, die

Welt werde jetzt versuchen, ihnen ihr Geld abzunehmen, und daher sei es notwendig, vorsichtiger zu sein als bisher. Er habe dabei bemerkt, ob ein Sohn 50'000 £ mehr oder weniger besitze, sei gleichgültig. Nicht gleichgültig aber sei es, sondern entscheidend, dass alle einig seien und zusammenhielten: «Als er die letzten religiösen Zeremonien, wie bei uns üblich, empfing, sagte er: «Ich habe es eigentlich nicht nötig, so viel zu beten: glaubt mir, ich habe nach meiner Überzeugung gehandelt und nicht gesündigt.» Als Salomons Tochter Betty Abschied von ihm nahm, sagte er zu ihr in echt britischer Art: «Good night for ever.» So starb Nathan Rothschild in den Nachmittagsstunden des 28. Juli 1836, noch nicht sechzig Jahre alt. Gegen Mitternacht wurden die Brieftauben aufgelassen, die in alle Kontore und zu den Agenten der Rothschilds in allen Ländern die knappe Kunde trugen: Il est mort — Er ist tot... Diese drei Worte liessen ganz Europa aufhorchen. Selbst die altehrwürdige «Times» von London schrieb in Superlativen:

«Der Tod des Nathan Mayer Rothschild ist seit langer Zeit eines der wichtigsten Ereignisse für unsere Stadt, vielleicht für ganz Europa... Unternehmungen wie die seinen hat es bisher in Europa noch nie gegeben ... Wie alle seine Brüder war Mr. Rothschild geadelt worden und hätte sich gleich ihnen Baron nennen können. Dies tat er nicht. Er führte bis zum Ende mit berechtigtem Stolz den Namen, unter dem er eine Position errungen hatte, die ihm kein Titel hätte verschaffen können ...»

Die Beerdigungsfeierlichkeiten in London waren königlich in Stil und Ausmass. Ein Sonderschiff brachte die Leiche die Themse herauf. Es war typisch, dass der Tote nicht in seinem Wohnhaus aufgebahrt wurde, sondern in New Court, in der Bank. Bei dem Leichenzug von der orthodoxen Synagoge zum East-End-Friedhof waren die Strassen schwarz von Menschen. Noch nie hatten so viele Menschen und darunter so viele Prominente am Leichenbegräbnis einer Privatperson teilgenommen. Psalmen-singende Kinder aus einem jüdischen Waisenhaus, das der Verblichene reich beschenkt hatte, gingen vor dem Sarg her. Hinter diesem schritten die Söhne und Brüder, während die Frauen nach jüdischem Brauch im verdunkelten Haus warteten. Der Familie folgten die führenden Persönlichkeiten der Weltstadt, der Lord-Mayor, die Sheriffs und Aldermen, viele Angehörige des Adels und die diplomatischen Vertreter von Österreich, Preussen, Russland, Neapel sowie all der anderen Staaten des Kontinents, mit denen das Haus Rothschild in Verbindung stand.

Sein Grabstein kündigt nichts von Reichtum, Ehrungen oder Titeln. Die Inschrift lautet:

Nathan Mayer Rothschild, geboren in Frankfurt am Main am 16. September 1777 (diese Jahreszahl des hebräischen Kalenders entspricht dem Jahre 1777) als dritter Sohn des Mayer Amschel Rothschild, eines in ganz Europa bekannten und verehrten Mannes, dessen Vorbild er nachstrebte.

Wie im Leben, so war dieser grösste aller Rothschilds auch im Tode nicht mehr als ein Glied der Familie. Im Leben wie im Tod blieb er Diener jenes dynastischen Prinzips, das sein Vater, der Patriarch, aufgestellt hatte. Gleich ihm, hatte auch er testamentarisch verfügt, dass die Söhne als Partner Zusammenhalten und um jeden Preis und mit allen Mitteln die Einheit bewahren sollten. Und wie es im Letzten Willen Mayers bestimmt worden war, so legte auch er fest, dass allein seine Söhne Erben der Firma sein und dass die Töchter und Schwiegersöhne keinerlei Anteil an den Geschäften der Söhne haben sollten. Doch hatte Nathan jeder seiner Töchter, die schon zu seinen Lebzeiten ihre Mitgift und stattliche Geldgeschenke erhalten hatten, testamentarisch 100'000 Pfund vermacht.

Ganz wie Vater Mayer, so vermied es Nathan, im Testament Angaben über die Einzelheiten seines Vermögens zu machen. Nicht nur die Fortdauer des Familienvermögens, sondern auch der private Charakter dieses Vermögens sollte gewahrt bleiben: Deshalb bestimmte er:

«... Die Testamentsvollstrecker sowie alle namentlich nicht genannten Verwandten in London oder Frankfurt ersuche ich, sich einzig und allein auf die Ausführung meines Letzten Willens zu beschränken und — da es nicht ihres Amtes ist — keine Auskünfte und keine Vorlegung von Geschäftsbüchern oder Berichten irgendwelcher Art zu begehren.»

In einem Brief berichtet Salomon, wie sich Nathans Söhne geschworen haben, das Vorbild der Zusammengehörigkeit und Zuneigung, das ihnen vom Vater und dessen Brüdern gegeben worden war, lebendig zu erhalten: «... es wird in keinerlei Beziehung irgendeine Änderung erfolgen.» Manche Änderung erwies sich freilich als unvermeidlich. Wenn auch die Familienbande womöglich noch enger geknüpft wurden, so unterlagen doch die Ziele dem natürlichen Wandel. In den ersten vierzig Jahren des 19. Jahrhunderts waren die Rothschilds die grossen Eroberer gewesen. Von da an und bis zum heutigen Tag sind sie grosse Herren gewesen und geblieben. Drei der Brüder Nathans gehörten zu den Eroberern. Ihre Stärke lag mehr im Erringen als im Bewahren des Besitzes. James, der

vierte und jüngste Bruder, erwies sich als Brücke zwischen den Generationen: Er, nur zehn Jahre älter als sein ältester Neffe, war beides: Eroberer sowohl als Bewahrer. Stillschweigend, aber wohl kaum zufällig, fiel nun ihm die führende Rolle innerhalb der Familienrunde zu.

Der Zufall wollte, dass er kurz vor Nathans Tod in Paris einen Palast errichtet hatte, der seiner neuen Rolle, die Familie Rothschild zu repräsentieren, würdig war. Dazu schrieb Heinrich Heine am 1. März 1836:

«Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: die erste Vorstellung von Meyerbeers langersehnten «Hugenotten» gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten grossen Ball in seinem neuen Hotel... Da ich ihn erst um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als dass ich Ihnen von dem Schauplatze des Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Palaste, und von dem Publikum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatten könnte. Dieses Publikum bestand, wie bei allen Rothschildischen Soireen, in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch grosse Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren können. Was jenen Palast mit seinen Dekorationen betrifft, so ist hier alles vereinigt, was nur der Geist des 16ten Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19ten Jahrhunderts bezahlen konnte... Seit zwei Jahren ward an diesem Palast und seiner Dekoration beständig gearbeitet... Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft.»

Hätte der Baron je den Wunsch oder die Absicht gehegt, zu vergessen, dass das Ghetto ihn geboren und geprägt hat, dann hätte die Welt ihm die Chance des Vergessens nicht gewährt. Die drängenden Kräfte, die sein Werden und Wesen entscheidend beeinflusst hatten, blieben in anderen Persönlichkeiten am Werk. Aus seiner eigenen Umwelt stiegen Kräfte auf, die aufs neue bewiesen, dass selbst für einen Rothschild das Leben kein sorgenfreies Fest ist, sondern oft zum Irrgarten bedrohlichster Art werden kann.

5. Raub ohnegleichen

Es ist eine alte Erfahrung, dass grosse Kämpfer stets auch grosse Widersacher auf den Plan rufen. James aber schuf sich diese Feinde nicht nur — er beschäftigte sie sogar. Der Chef des französischen Hauses hatte, wie Heine einmal treffend bemerkte, die hohe Begabung, Talente zu entdecken und zu nutzen. Aber wie es manchem geht, der es trefflich versteht, andere für sich einzuspinnen, übersah Rothschild eine entschei-

dende Tatsache: Dass es weit einfacher ist, die Fähigkeiten eines anderen zu kaufen als dessen Loyalität, und dass daher eines Tages diese Fähigkeiten nicht in Ehrlichkeit und Treue umgesetzt werden, sondern in Verrat. Innerhalb eines Jahrzehnts musste James es erleben, dass er von zwei solchen Verrätern im eigenen Lager auf die übelste Weise hintergangen wurde.

Was der erste tat, bedeutete für das Haus zwar keine ernsthafte Bedrohung, war aber besonders niederträchtig. Unter James' Schützlingen befand sich ein schlanker junger Mann namens Carpentier, den er besonders protegierte. Sein Zahlengedächtnis war schlechthin phänomenal, er war ebenso liebenswürdig wie humorvoll und tüchtig, so dass er bald zum Ersten Buchhalter der «Chemin de Fer du Nord» aufrückte und zum engeren Kreis des Barons gehörte. James nahm den hoffnungsvollen jungen Mann auch auf seinen Reisen mit und lud ihn gelegentlich ins Palais Rothschild ein. Überall — sei es am Schreibtisch, im Salon oder während einer langweiligen Reise — bewährte Carpentier sich, gleich glänzend in Erscheinung wie in Leistung. Nichts machte ihm Mühe: das Erstellen einer Bilanz so wenig wie das brillante Erzählen einer Anekdote.

Im September 1856 erbat er eines Nachmittags vier Tage Urlaub, die ihm von James sofort gewährt wurden. Sie verabschiedeten sich in einer freundschaftlichen Unterhaltung, deren Inhalt überliefert wurde, weil sie nur allzu rasch historische Bedeutung gewinnen sollte.

In bester Stimmung erwähnte James, es sei ihm soeben gelungen, die Konzession für eine Zweiglinie seiner Eisenbahn zu erhalten, und fuhr scherzend fort: «Wenn diese Nachricht morgen bekannt wird, wird jeder sagen, dass Rothschild schon wieder um hundert Millionen reicher geworden ist.»

«Herr Baron», meinte Carpentier daraufhin in der für ihn so charakteristischen Fähigkeit, auf Scherze des Chefs respektvoll einzugehen: «Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Von diesen einhundert Phantasie-Millionen sollten Sie mir wenigstens dreissig abtreten.» James lachte und schenkte ihm spontan seine schwergoldene Uhrkette als Andenken an diesen Tag. Carpentier bedankte sich überschwänglich und ging auf Urlaub.

Aber er kam nicht zurück. Zunächst fiel dies kaum auf. Dann kam jedoch der Zahltag. Schon fanden sich die Angestellten des Hauses ein, um ihr Gehalt entgegenzunehmen. Da erst dachte man daran, dass Carpentier ja der einzige Angestellte der Firma war, der die Schlüssel zum Kassenschrank besass. Man schickte einen Boten in die Wohnung des Chef-

Buchhalters. Doch diese war leer. Dann wandte man sich an den Bruder des Verschwundenen. Dieser wusste von nichts, erzählte aber, sein Bruder habe ihm mit der Post eine goldene Uhrkette geschickt. Es war die Uhrkette des Barons — ein sinniges Abschiedsgeschenk!

Jetzt musste man den Baron selbst in Kenntnis setzen, denn nur er besass die Duplikatschlüssel. James kam und öffnete den Tresor bereits in böser Ahnung: Der gesamte Kassenbestand der Firma — etwa sechs Millionen Francs — war verschwunden.

James, so berichteten später seine Angestellten, erbleichte, fasste sich aber schnell. Er diktierte eine kurze Mitteilung für die Öffentlichkeit, zwei Zeilen nur — die Firma sei bestohlen worden —, und ordnete an, dass die Presse darüber hinaus keinerlei weitere Informationen erhalten solle.

Doch das Schlimmste kam erst. James liess alle Angestellten zusammenrufen. Dabei stellte sich heraus, dass fünf weitere Buchhalter ebenfalls verschwunden waren. Und mit ihnen eine Fülle von Dokumenten. Jetzt wurde dem Baron klar, dass er es hier mit einem von langer Hand vorbereiteten Plan zu tun hatte. Die Beute der Flüchtigen musste weit über die vermissten sechs Millionen hinausgehen. Tagelange Nachforschungen ergaben, dass Carpentier ein wahrer Meister der Buchfälschung und der Unterschlagung war. Der Schützling des Barons hatte sich nicht mit den sechs Millionen Bargeld begnügt, sondern auf raffinierteste Weise Aktien gestohlen!

Die Aktien wurden in Paketen zu je tausend Stück aufbewahrt. Carpentier und seine Spiessgesellen hatten aus jedem Bündel zwei- bis dreihundert Aktien entfernt, und zwar jeweils aus der Mitte des Pakets, so dass die Anfangs- und Endnummern unberührt blieben und ein Fehlen nur durch Nachzählen entdeckt werden konnte. Nachdem alle Pakete auf diese Weise dünner geworden waren, hatte die Bande über eine lange Zeit hinweg die gestohlenen Papiere in kleinen Mengen abgestossen — mit dem Erfolg, dass keinerlei Aufsehen erregt und keinerlei Druck auf die Preise ausgeübt wurde.

Der Schaden war gigantisch: Aktien im Wert von etwa 25 Millionen Francs waren Gaunern in die Hände gefallen. Rechnete man die 6 Millionen bares Geld hinzu, so hatte Carpentier insgesamt gut und gern die 30 Millionen beiseitegebracht, die er in seinem letzten Gespräch mit James scheinbar scherzend gefordert hatte. Der liebenswürdige, anstellige junge Mann stellte damit alle Räuber und Schwindler seiner Zeit weit in den Schatten.

Was sollte James tun? Ihm blieb nur ein Weg: Gemeinsam mit der Polizei eine ganze Armee von Privatdetektiven auf die Verbrecherjagd zu schicken. Kosten spielten keine Rolle. Aber Carpentier hatte seine Flucht genauso scharfsinnig und sorgfältig vorbereitet wie den Raubzug selbst. Ein Jahr zuvor schon hatte er alle Vorbereitungen getroffen, natürlich wiederum mit Geldern der Firma Rothschild. Zunächst war von der Bande für zwei Millionen Francs ein Ozeandampfer angekauft worden, dann unter Decknamen ein Haus irgendwo in den Vereinigten Staaten. Als die Zeit reif war — im September 1856 — kam Carpentier um seinen «viertägigen Urlaub» ein. Er nahm das Bargeld mit und reiste nach Liverpool. Hier warteten bereits seine Komplizen mit dem für die Flucht erworbenen Schiff. Die Maschinen liefen auf vollen Touren, und von der Reling lächelte ihm schon seine Geliebte zu, eine gewisse Mademoiselle Georgette. Carpentier zog sich in seine Luxuskabine zurück — Champagner auf dem Tisch und Georgette auf dem Schoss. Der Dampfer legte ab — man hat von Carpentier nie wieder gehört. James trug den gesamten finanziellen Schaden aus eigenen Mitteln. Kein zweiter Mann in ganz Frankreich hätte mit gleicher Nonchalance den Verlust von 30 Millionen Francs verwinden können, ohne seine Reserven ernstlich anzufassen. Was für den Baron schlimmer war als die Höhe des Verlustes, war der Zeitpunkt des Ereignisses. Denn gerade damals sah sich das Haus Rothschild in einen verzweifelten Kampf verwickelt — wiederum mit einem Gegner, den sich James selbst herangezogen hatte. Zum erstenmal in der Geschichte des Hauses Rothschild ging es dabei auf Leben und Tod. Die Existenz der Pariser Firma stand auf dem Spiel.

6. Duell der Titanen

Der zweite Gegenspieler war weit ehrgeiziger und weit gefährlicher als Carpentier. Zunächst hatte auch er sich als sehr nützlich erwiesen. Jacob Emile Pereire war ein Jude portugiesischer Herkunft, der gemeinsam mit seinem Bruder Isaac seine Laufbahn als Journalist begonnen hatte. In den frühen dreissiger Jahren schrieb er eine Reihe von Artikeln über soziale Reformen, über neue Entwicklungen in der Technik, wie es die Eisenbahnen waren, und über Finanzprobleme. Das erste Eisenbahnprojekt des Barons war ja Gegenstand heftiger reaktionärer Angriffe gewesen. Deshalb stellte «Beau James» jeden in seine Dienste, der ihm bei der Abwehr dieser Angriffe helfen konnte, allen voran Monsieur Pereire, der nicht nur

ein unerschöpflicher journalistischer Quell fortschrittlicher Ideen zu sein schien: Während des Baues der Strecke Paris-St.Germain bewies er darüber hinaus, dass er von der geschäftlichen Seite der Sache ebenfalls viel verstand.

So kam es, dass James ihm die gesamte Leitung des Baus anvertraute, als er die Strecke Paris-Versailles in Angriff nahm. Die Linie, die auf dem rechten Seine-Ufer lag, wurde wiederum ein eindrucksvoller Erfolg. Aber inzwischen waren die Tage des Monopols vorbei. Achille Fould, ebenfalls ein grosser Finanzier, baute ebenfalls eine Eisenbahn von Paris nach Versailles – auf dem linken Seine-Ufer, weshalb Spötter Heinrich Heine von Rothschild als dem «Oberrabbiner des rechten Ufers» und von Monsieur Fould als dem des «linken Ufers» sprach, als sich die Öffentlichkeit mit dem Wettstreit der Titanen befasste. Aber auch Emile Pereire, der jetzt als Generalbevollmächtigter des Baron James beim Bau der grossen Nordbahn fungierte, hielt die Zeit für gekommen, mit der Konkurrenz auf dem linken Ufer der Seine zu liebäugeln. Es lohnte sich schon, dorthinüber zu schießen, besonders, wenn man auf lange Sicht die veränderte politische Situation ins Kalkül zu ziehen wusste. Die dreissiger Jahre gehörten der Vergangenheit an, und die vierziger gingen zu Ende, und mit ihnen die Tage König Louis Philipps, der mit Rothschild so intim war. Immer mächtiger wuchs am politischen Horizont die Gestalt Louis Napoleons empor. Nach der Flucht des Bürgerkönigs im Jahre 1848 wurde er Staatspräsident. Mit Louis Napoleon war nicht Rothschild gut Freund, sondern Achille Fould. Rothschilds Rivale hatte auf den neuen Herrscher Frankreichs schon in den Jahren des Abenteuerns, des Abwartens und des Aufstiegs gesetzt und ihm immer wieder mit Geld ausgeholfen. Jetzt war er sein engster finanzieller Berater. Und am 31. Oktober 1849 ernannte der Präsident ihn zum Finanzminister der Republik.

Nicht lange danach sassen Louis Napoleon, James Rothschild und Emile Pereire in ein und demselben blumengeschmückten Eisenbahnzug beieinander, anlässlich der feierlichen Eröffnung der Nebenstrecke der Nordbahn nach St. Quentin. «Vive l'empereur!» rief das Volk (und in der Tat sollte der Präsident sich bald zum Kaiser machen), manche riefen auch: «Vive Rothschild!» Aber nur Napoleon und Pereire lächelten. James blickte verschlossen, ja grimmig vor sich hin, denn er wusste inzwischen, dass sein Vertrauensmann, sein Generalbevollmächtigter, der damit Napoleon so frohgemut dem Volk zuwinkte, Verrat im Herzen trug. Pereire war zum Feind übergelaufen.

Genauer gesagt: Pereire *war* der Feind, der bösartigste, der entschlossenste und der mächtigste, mit dem sich die Familie seit ihren Anfängen bis zu Hitlers Zeiten auseinandersetzen hatte. Pereire war alles andere denn ein Meisterdieb wie Carpentier, und er begnügte sich auch keinesfalls damit, lediglich seine Chefs zu wechseln. Er wurde Foulds gleichberechtigter Partner und bald noch mehr. Als erstes gründeten beide eine neue, mächtige Gesellschaft, deren eindeutiger Zweck es war, den Riesen Rothschild niederzuwerfen. Fould brachte in die Firma seinen Reichtum und seine Stellung als Finanzminister ein, Pereire, unterstützt von seinem Bruder, sein unerschöpfliches Reservoir an Ideen und seine zielbewusste Energie. Seine reichen Erfahrungen — von den fortschrittlichen Thesen seiner journalistischen Zeit bis zu den Kenntnissen, die er sich als gelehriger Schüler bei James angeeignet hatte — wusste er jetzt trefflich zu nutzen.

Sein Meisterplan — die neue Firma — war eine seltsam raffinierte Synthese von sozialistischen Reformplänen und kapitalistischer Organisation. Warum, so tönte Foulds Propaganda, sollten nur einige wenige der Nation Kredit geben? Warum sollte hier keine Demokratisierung stattfinden? Hatten nicht auch der Bäcker oder Schuster an der Ecke das gute Recht, dem Vaterland einige Tausend Francs zu leihen, ganz so wie Rothschild mit seinen Millionen? Warum sollte man nicht eine grosse Volksbank ins Leben rufen, die in der Lage wäre, eine Unzahl kleiner Rinnsale zusammenfließen zu lassen in ein riesiges Reservoir, dessen gewaltige Kräfte und Gewinne dann dem Allgemeinwohl und nicht mehr allein einem eigensüchtigen einzelnen dienen würden?

Am 2. Dezember 1852 wurde Louis Napoleon Kaiser. Etwa gleichzeitig wurde Pereires Idee einer Volksbank Wirklichkeit. Wie ein Blitz schlug die Nachricht von der Gründung ein: Dieses Unternehmen — es nannte sich Credit Mobilier — legte nicht weniger als 120'000 Anteile auf, jeden zu nur 500 Francs, so dass nicht nur der Metzger und der Bäcker sie erwerben konnten, sondern auch ihre Gesellen und Lehrlinge, wenn sie nur etwas sparsam gewesen waren. Das war die demokratische Seite des Projekts. Um es auch für die Aristokraten schmackhaft zu machen, schmückten Namen wie die der Fürstin von Leuchtenberg und des Herzogs von Galliera die Liste der Gründer. Da Fould Finanzminister war, konnte er selbst nicht mitunterzeichnen, aber er stand mit seiner ganzen Macht hinter dem Projekt. Pereire sass am Steuer. Er konnte sich rühmen, eine politisch und geschäftlich höchst attraktive Profit-Maschine in Gang gesetzt zu haben.

Die Aktien der Credit Mobilier hielten nur eine knappe halbe Stunde lang ihren Emissionspreis von 500 Francs. Dann begannen sie zu steigen, und am Ende des ersten Verkaufstages waren sie auf 1'100 geklettert; am Ende der ersten Woche stand ihr Kurs auf 1'600. In der Geschichte der Pariser Börse hatte es seit den Tagen des Aufstiegs von James Rothschild eine solche Sensation nicht mehr gegeben. In die Bank strömte das Geld aus den Sparstrümpfen der Nation, und über ihr strahlte die Huld Napoleons m.

James wusste, dass es nun galt, schnell zu handeln. Er fuhr nach Wien, wo Salomon sich beeilte, ihm eine Audienz bei Kaiser Franz Joseph zu verschaffen. Der Monarch übergab ihm, seinem Generalkonsul in Paris, einen sehr liebenswürdigen Brief an Louis Napoleon. Zwischen den Zeilen konnte man lesen, dass Rothschild — im Gegensatz zu Pereire — eine europäische Wirtschaftsmacht ersten Ranges sei, die sich vor allem des Wohlwollens der grossen *legitimen* Herrscher erfreue, und dass man dieser Zusammenhänge eingedenk sein solle, wenn man selbst als Kaiser sich auf das Legitimitätsprinzip stütze.

Dieser Hinweis, so deutlich er war, blieb wirkungslos. Immer mehr flossen alle Finanzgeschäfte des Staates dem Credit Mobilier zu. Baron James versuchte, weitere Trümpfe auszuspielen. Die Salons wurden zum Kriegsschauplatz.

Eine junge Andalusierin, Eugenie de Montijo, war jetzt immer häufiger auf den Empfängen und Soireen im Palais Rothschild zu sehen. Zunächst begriff niemand, warum und weshalb. Gewiss — sie war sehr schön, und in der Gesellschaft wollte man wissen, Napoleon habe sich erfolglos bemüht, sie zu erobern. Aber mit ihrer Vergangenheit war nicht viel Staat zu machen. Die Mutter hatte sich bei einer Palastintrige in Madrid auf die falsche Seite geschlagen und ihre Stellung als Hofdame der spanischen Königin verloren. Eugenie selbst war erst im Jahr 1850 in Paris aufgetaucht; man konnte kaum behaupten, dass ihr gesellschaftlicher Ruhm vorausgeeilt wäre. Warum also hatte es sich dann Baron Rothschild in den Kopf gesetzt, sie zum Mittelpunkt seiner Gesellschaften zu machen?

Die Antwort liess nicht lange auf sich warten: In einer geheimen Kabinettsitzung gab Napoleon in am 31. Dezember 1852 bekannt, er beabsichtige, Eugenie de Montijo zu heiraten. Denn er hatte keine Lust, sich von den alten *legitimen* Herrscherhäusern, die es ihm unmöglich machten, eine standesgemässe Prinzessin heimzuführen, wie ein Parvenü behandeln zu lassen. Er schloss: «Wenn ich schon keine politische Heirat eingehen kann, so will ich mir wenigstens das Vergnügen einer *marriage d'inclination* leisten können.»

Eine Liebesheirat also? Die Minister wollten es nicht glauben. Diese Ankündigung konnte nichts anderes sein als ein Schrecksschuss, gerichtet gegen jene ausländischen Diplomaten, die seine dynastischen Heiratspläne durchkreuzt hatten. Diese Eugenie Wie-hiess-sie-nur, dieser Emporkömmling zweifelhafter Herkunft sollte Kaiserin werden?! Einfach lächerlich! Und wie bezeichnend, dass ausgerechnet Rothschild, dieser Inbegriff eines Parvenü, sie unter seine Fittiche genommen hatte. Nein – «Tout-Paris» war überzeugt: Das konnte nur eine Finte sein! Denn anders war es gar nicht zu verstehen, dass Seine Majestät in der Öffentlichkeit nicht das geringste über ihre angeblichen Absichten verlauten liessen.

Von Pereire gefördert und finanziert, bildete sich vor allem aus den älteren Familien der Gesellschaft eine scharf gegen Eugenie gerichtete Partei. James Rothschild stand an der Spitze derjenigen, die sich für Eugenie engagierten. Die Front des Krieges zwischen Rothschild und dem Crédit Mobilier verlief nunmehr mitten durch die Salons des Zweiten Kaiserreichs. Zur offenen Feldschlacht kam es auf dem Ball in den Tuileries am 12. Januar 1853.

Im Marschallsaal, der nur der höchsten Prominenz vorbehalten war, geschah es. Wie man es bereits gewohnt war, geleitete Baron James das Fräulein von Montijo in den Saal, ein Sohn führte ihre Mutter. Der junge Rothschild bemühte sich, für beide Damen noch freie Plätze zu finden. So kam es, dass zu gleicher Zeit Eugenie und die Gattin eines ihr feindlichen Ministers demselben Sofa zustrebten. Während friedliche Walzertöne durch den Saal schwebten, entluden sich jäh die angesammelten Explosivstoffe. Eugenie war ein klein wenig schneller gewesen. Schon wollte sie sich niederlassen, als die Frau des Ministers laut und scharf verkündete, diese Plätze hier seien nur Damen ihres Standes vorbehalten. Die Spanierin errötete, während die Frau Minister sich schadenfroh niederliess. Die Rothschilds wussten nicht, was sie gegen soviel brüskierende Unhöflichkeit tun sollten.

Doch nun erfolgte das Unerwartete: Kaiser Napoleon hatte den Vorfall aus der Ferne beobachtet. Sofort verliess er die Gruppe, deren Mittelpunkt er gewesen war. Ohne sich um Protokoll und Hofzeremoniell zu kümmern, eilte er dorthin, wo die Schlacht entbrannt war, und geleitete die Damen Montijo zu jenen Taburets, die für die Angehörigen der Allerhöchsten Familie reserviert waren. Immer noch erklang der Walzer. Aber die Tänzer hielten inne. Und als die Konversation wieder stockend in Fluss kam, wusste die Welt, wer die Schlacht der Kabalen gewonnen hatte.

Schon kurze Zeit später erliess der Kaiser eine Botschaft an das französi-

sche Volk, dass er Eugenie als die Frau erwählt habe, «die ich liebe und verehere».

Doch Rothschilds Sieg war ein Pyrrhussieg. James mochte gedacht haben, dass er die Börsenattacken des Credit Mobilier mit seinem Gegenangriff in Salon und Boudoir abgefangen hatte. Es kam anders. Gerade jener 30. Januar 1853, an dem die Verlobung des Kaisers mit Eugenie in aller Feierlichkeit begangen wurde, brachte dem Baron eine besonders schwere Demütigung.

Abermals bewährten sich Rothschilds Feinde als Meister in der Kunst der Intrige. Pereire beobachtete nicht nur die Börse sehr genau, sondern gleich aufmerksam selbst die kleinsten Kleinigkeiten innerhalb der grossen Gesellschaft von Paris. Mit besonderem Interesse hatte er das Geklänkel verfolgt, das sich zwischen James Rothschild und dem neuen österreichischen Gesandten, Graf Hübner, entwickelt hatte. Der Graf verfügte nicht über die Mittel seines Vorgängers; Baron James, nach wie vor österreichischer Generalkonsul in Paris, führte ein unvergleichlich glanzvolleres Haus als der Graf. Hübner versuchte vergeblich, Rothschild als einen Untergebenen zu behandeln. Unmissverständlich gab James zu verstehen, es sei doch wohl an der Zeit, dass Österreich durch einen Grandseigneur in Paris vertreten werde und nicht durch einen aufgebläsen kleinen Mann, der nicht einmal standesgemäss zu repräsentieren vermöge. Hübner schäumte vor Wut.

Jetzt war Pereires Stunde gekommen. Er goss Öl ins Feuer. Auf der Liste der Gäste für die feierliche Verlobung Napoleons mit Eugenie in der Kathedrale von Notre-Dame stand selbstverständlich auch der Name des Barons Rothschild. Die Einladung ging, wie das Protokoll es vorschrieb, der österreichischen Botschaft zu. Doch diese unterliess es, sie an Baron James weiterzuleiten. Alles, was Rang und Namen besass, darunter das gesamte diplomatische Corps, war bei der Zeremonie anwesend, mit einer einzigen und ganz ungewöhnlich auffallenden Ausnahme: Baron James de Rothschild fehlte! Blitzschnell führte Pereire einen Streich nach dem andern. Der eben errungene Triumph sollte sogleich den nächsten Sieg nach sich ziehen. Schon sah er sich als massgebliche Finanzmacht Frankreichs, vom Rhein bis zu den Pyrenäen. Doch er war zu klug, um nicht zu wissen, dass man zwar James' Pläne durchkreuzen konnte, dass man ihn damit aber noch lange nicht am Boden hatte. Das Haus Rothschild war ein Riesenbau, tief verankert in fünf Ländern. Wenn man es vernichten wollte, dann musste der Angriff international vorgetrieben werden.

Dass Baron James de Rothschild bei der Feierlichkeit in Notre-Dame ge-

fehlt hatte, war international kommentiert worden. Die Botschafter, Minister und Konsuln stützten. Sollten die Rothschilds doch nicht so unangreifbar und unbesiegbar sein? In dieser Atmosphäre hielt Pereire die Zeit für gekommen, auch jenseits der Grenzen zuzuschlagen.

Im Januar 1853 setzte der Credit Mobilier, kaum zwei Monate alt, den Hebel an, um zunächst dem italienischen Aussenposten der Rothschilds den Garaus zu machen. Das aufsteigende Königreich Sardinien hatte bereits eine Anleihe von James erhalten und schickte sich an, eine zweite aufzunehmen. Jetzt brachte Pereire einige bösertige Andeutungen über den Niedergang der Familie in Umlauf: «Haben Sie schon gehört, wer nicht nach Notre-Dame kommen durfte ...?» Und zugleich unterbreitete der jugendfrische Credit Mobilier in aller Stille dem Königreich Sardinien seine Angebote. Möglicherweise hätte er Erfolg gehabt. Aber Fould war so unvorsichtig gewesen, in einer persönlichen Auseinandersetzung mit Rothschild zu prahlen, dass sich am Mittelmeer grosse Dinge anbahnten.

James war sehr hellhörig geworden. Schon eilte sein Sohn Alphonse nach Italien. Jetzt ging der Kampf im hellen Licht des Tages weiter. Der junge Rothschild verliess die Walsstatt als Sieger, hatte sich diesen Sieg aber etwas kosten lassen müssen. Der Ministerpräsident Graf Camillo Cavour schrieb am 2. März 1853 einem Bekannten: «Sie werden verstehen, dass uns die Rivalität (zwischen Pereire und Rothschild) einige Millionen eingebracht hat.»

Sardinien war jedoch nur die Probe aufs Exempel gewesen. Ja, alle Staaten Italiens zusammen waren «kleine Fische» im Vergleich zu dem, worum es nunmehr im Ringen zwischen Pereire und Rothschild ging. Der nächste Schlag, zu dem der Credit Mobilier ausholte, zielte auf Österreich.

Wieder einmal war der Zeitpunkt mit bewundernswerter Schlaueit ausgeklügelt. Mit dem Sturz von Metternich hatte die Familie ihren mächtigsten Freund verloren. Der alte Salomon war nun schon 79 Jahre alt und liess die Zügel schleifen. Da es ihm nicht behagte, nach Wien, das er in den Revolutionswirren verlassen hatte, zurückzukehren, glaubte er, das Wiener Haus von Frankfurt und Paris aus leiten zu können. Vor allem aber: Die Wut, die der österreichische Gesandte in Paris, jener Graf Hübner, auf Baron James de Rothschild hatte, war durch einen neuen Affront zu Siedehitze gesteigert worden. Und diese Situation verstand Pereire für sich zu nutzen.

Was war geschehen? Am Hof Napoleon III. hatte James direkten Ein-

fluss noch nicht gewinnen können. Aber er fand wenigstens Gehör bei Eugenie. So berichtete sie dem Kaiser von der Intrige, deren Opfer Baron Rothschild bei den Verlobungsfeierlichkeiten in Notre Dame geworden war. Schon beim nächsten Hofball, am 3. März, ging der Kaiser auf James zu und sagte ihm, wie leid es ihm getan habe, dass er bei der Zeremonie in Notre-Dame nicht zugegen gewesen sei. Er schüttelte ihm die Hand, plauderte sehr angeregt mit ihm und übersah dabei unmissverständlich den österreichischen Gesandten Graf Hübner. Das war ein tödlicher Affront! Und das war Wasser auf Pereires Mühle! Er wusste zwar sehr genau, dass der arme, aber adelsstolze Herr solche Geldleute, wie Pereire selbst einer war, zutiefst verachtete. Bisher hatte man ja auch nur gelegentlich gegen Rothschild zusammengearbeitet. Nach dem aber, was man ihm jetzt angetan hatte, war der Graf zu allem bereit. Jetzt war die Zeit gekommen, ein festes Bündnis zu schliessen gegen diese Erzkapitalisten, diese Rothschilds!

Pereire und Hübner führten lange vertrauliche Gespräche. Pereire bekam dabei heraus, was er schon lange vermutet hatte: In Wien sollte ein ganz grosses Eisenbahngeschäft zum Abschluss kommen. Österreich besass nun bereits ein grosses Netz von Bahnen, das sich – mit Ausnahme der Nordbahn Salomons und der südlichen Linie Sinas – in den Händen des Staates befand. Aber die Regierung hatte wieder einmal Finanzsorgen, und um sie zu beheben, dachte man daran, die Staatsbahnen zu verkaufen. Wer diese Bahnen in die Hand bekam, konnte unter Umständen den Verkehr und dann vielleicht auch den Handel in ganz Mitteleuropa beherrschen. Pereire hatte aber auch Neuigkeiten für Hübner: Sein Credit Mobilier war nicht abgeneigt, der Sina-Gruppe hilfreich zur Seite zu stehen, wenn diese die österreichischen Bahnen erwerben wollte.

Fieberhaft wurde zwischen Pereire in Paris und Sina in Wien verhandelt. Die Rothschilds waren sich der Bedrohung sehr wohl bewusst. Sie versuchten, mit eigenen Angeboten der Gefahr entgegenzuarbeiten. Sie wiesen darauf hin, dass Österreich schliesslich ihnen die erste Bahn verdankte. Umsonst. Metternich, der alte Rothschild-Protector, war zwar nach Wien zurückgekehrt, aber nicht zur Macht, und es stand ihm kein willensloser Kaiser mehr zu Diensten. Die Gruppe Pereire-Hübner-Sina drängte energisch nach vorn. Unter der Anleitung des Grafen Hübner nahm ein wichtiger Bevollmächtigter der Sina-Gruppe seine Tätigkeit in Paris auf, so geheim, dass nicht einmal James etwas merkte, und so tüchtig, dass sogar das Kaiserhaus in das fein gesponnene Netz verstrickt wurde. Im Verwaltungsrat des Unternehmens, das die Angebote auf die

österreichischen Bahnen machte, sass neben den Brüdern Pereire, Achille Fould und Baron Georg Sina auch der Herzog von Morny, ein Halbbruder Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich.

Der Neujahrstag 1855 wurde für Pereire zum Tag des Triumphs. Seine Gruppe kaufte einen grossen Teil der Staatsbahnen für eine sehr hohe, aber doch noch günstige Summe. Der Geldgeber, der Credit Mobilier, hatte damit einen wertvollen Stützpunkt in Österreich erobert.

Pereire versäumte auch nicht eine Sekunde, diesen Stützpunkt weiter zur Alleinherrschaft auszubauen. Er leitete Verhandlungen ein, um auch die restlichen Linien an sich zu reissen – die Südbahn, die von Wien nach Triest führte, und die Lombardisch-Venetische Bahn. Und an der Börse ging er mit massiven Angriffen gegen die Rothschildschen Bahnen vor. Getrennt kauften seine Mittelsmänner grosse Mengen der gegnerischen Papiere auf, um sie dann gemeinsam zu veräussern, wodurch schlagartig der Preis sinken musste. Das war eine alte und erprobte Methode der Rothschilds. Aber diesmal schien sich aller Scharfsinn und alle Schlagkraft auf der Gegenseite zu konzentrieren.

Es wurde ein schwarzes Jahr, dieses Jahr 1855. Es bewies, dass die Rothschilds nicht nur genauso verwundbar waren wie andere Menschen, sondern auch ebenso sterblich: Während der bitteren zwölf Monate folgten drei Brüder Nathan ins Grab. Carl starb in Neapel, dann Salomon, der Chef des heiss umkämpften Wiener Hauses, und schliesslich Amshel in Frankfurt. Die Brüder, die zusammen gearbeitet und gekämpft hatten, sanken fast wie ein Mann dahin. Die Kantoren rezitierten das Kaddisch und andere Sterbesänge, und die Witwen verhängten nach altem Brauch die Spiegel – während der Monate, in denen der Feind glaubte, die Rothschilds schon in die Knie gezwungen zu haben.

Allein übrig blieb James in Paris – und eine Schar von Erben. Das Jahr 1855 ist in der Familiengeschichte ein Jahr der Totenfeiern, aber auch ein Jahr der Erneuerung. Denn es bewies, was die Welt fast schon vergessen hatte: Dass die Stärke der Rothschilds nicht so sehr in ihren strahlenden Fähigkeiten lag, sondern dass ihre grösste Kraftquelle ihre eherne Kontinuität war (und ist). Der Patriarch Mayer hatte sich eine grossartige Waffe geschmiedet: seine Söhne, die fünf Brüder. Auch die Brüder konnten nun diese Waffe weitergeben, die sich nach ihrem Tod als die schlagkräftigste erweisen sollte – diese Waffe: *ihre* Söhne.

Pereire war ein raffinierter Bursche. Er verstand sehr viel von den Praktiken und Methoden der Rothschilds, hatte sie ihnen abgeguckt und vor-

züglich kopiert. Aber eines hatte er ausser Acht gelassen: die Söhne. Insbesondere hatte er Anselm, den Sohn Salomons, unterschätzt. War es vielleicht gar Tarnung, wenn Anselm einen so wenig überzeugenden Eindruck machte? Als er das Haus in Wien übernahm, war er schon über fünfzig Jahre alt. Er hatte bis dahin ein Kronprinzendasein geführt und in Wien, Paris, Kopenhagen oder Berlin sein Leben genossen, bis sich schliesslich in Frankfurt der alte strenggläubige Onkel Amschel seiner annahm und Anselm, nun zum österreichischen Konsul ernannt, wenigstens etwas zu tun bekam. Wie aber sollte ein derart unbedeutender Mann sich dem unaufhaltsamen Vormarsch eines Pereire in den Weg stellen können? Pereire war mit seinem Credit Mobilier zum vorherrschenden Finanzier des französischen Kaiserreiches geworden, der damals, in den fünfziger Jahren, stärksten Macht des europäischen Festlands. Pereire hatte James in die Enge getrieben, er hatte die Konzession für den Bau von Eisenbahnen in Russland erhalten, hatte die meisten Bahnen in Österreich erworben, und es sah ganz so aus, als würden ihm die restlichen ebenfalls wie reife Früchte in den Schoss fallen. Um seinen Triumph zu krönen, ging Pereire nun daran, eine eigene Bank in Wien zu eröffnen, ganz nach dem erfolgreichen Vorbild des Credit Mobilier. Hatte er richtig kalkuliert?

Gerade in Wien sollte er seine erste schwere Enttäuschung erleben. Als das Projekt der Bankgründung den zuständigen Wiener Ministerien unterbreitet wurde, gaben sie zu verstehen, dass ein solches Unternehmen in Österreich bereits existiere: Es gab in Wien schon eine «Volksbank»! Und diese Bank konnte sich ebenfalls höchst prominenter Förderer erfreuen, darunter die Fürsten Auersperg, Schwarzenberg und Fürstenberg. Ihr Name erinnerte sogar deutlich an den der Pariser Konkurrenz: «Creditanstalt für Handel und Gewerbe». Ins Leben gerufen und zunächst finanziert hatte diese Creditanstalt derselbe Mann, der sie nun leitete – Anselm von Rothschild.

Unversehens hatte dieser bis dahin von niemandem beachtete Spross der Rothschilds zugeschlagen, so klug berechnend, so rasch und so hart wie jeder seiner Ahnen. Seine Creditanstalt hatte nicht weniger als 500 000 Aktien aufgelegt (Pereires Credit Mobilier seinerzeit nur 120'000), jede zu 200 Gulden. Die Creditanstalt war an der Börse nicht weniger erfolgreich, als es der Credit Mobilier gewesen war – in kurzer Zeit verdoppelte sich der Wert der Aktien –, aber sie wurde sehr viel klüger und vorsichtiger geführt. Nie war sie, wie Pereires Gründung, auf Gedeih und Verderb den Spekulanten ausgeliefert.

Im Augenblick schien sich Pereire allerdings weniger für die Börse als für Eisenbahnen zu interessieren. Plötzlich ging Rothschild aber auch hier zum Gegenangriff über. Rothschild – das hiess jetzt aber nicht mehr nur Anselm. Die Söhne traten in Aktion! Lionel hatte die Nachfolge Nathans angetreten, und der älteste Sohn von James, Alphonse, hatte die Zügel in Frankreich ergriffen. Die drei Vettern hielten so fest zusammen wie einst die fünf Brüder, und alle drei spielten sie ihre Rolle in der Leitung der Creditanstalt. Anfang 1856 unterbreitete das neue Triumvirat dem Hof ein Angebot, so aufregend, dass der Finanzminister nicht widerstehen konnte: Für insgesamt einhundert Millionen Lire (an die zweihundert Millionen DM) kauften sie die Lombardisch-Venetische Eisenbahn.

Mit diesem Schlag hatten die Rothschilds gleichgezogen. Aber es ging weiter: Jetzt begannen ihre Vertrauensleute an allen wichtigen Börsen Europas den Angriff auf den Credit Mobilier. Während Pereire alle Hände voll zu tun hatte, um die Position an der Börse zu verteidigen, versetzten ihm die drei völlig überraschend bereits den nächsten Schlag: Anselm, Lionel und Alphonse erwarben die Konzession für die österreichische Südbahn, die mit den alten Rothschildischen Eisenbahnen und der Lombardisch-Venetischen Bahn zu einem imponierenden Verkehrsnetz zusammengefasst wurde.

Aber auch Pereire war noch nicht am Ende seiner Möglichkeiten. Der Credit Mobilier verfügte nach wie vor über erhebliche Reserven. Im internationalen Kreditgeschäft vermochte er die Familie noch immer zu unterbieten, wie sich im Jahre 1859 zeigte, als die Rothschilds nahe daran waren, eine Staatsanleihe für Sardinien zu plazieren. Aber der Credit Mobilier kam ihnen mit seinen Angeboten und allerlei Winkelzügen zuvor. Der Premierminister Cavour sagte damals: «Wenn wir uns nach der Scheidung von Rothschild mit den Herren Pereire verheiraten, werden wir, glaube ich, sehr gut miteinander auskommen.» Wie sich dann herausstellte, war die Anleihe von Sardinien selbst aufgelegt worden, ohne Bankiers. Noch einmal hatte der Credit Mobilier den Rothschilds in Italien einen Riegel vorschieben können.

Doch Pereires Kräfte und Reserven schwanden dahin. Diese verwünschten Rothschild-Söhne feuerten ganze Salven gegen ihn ab. Ihre Kanonen donnerten an der finanziellen und industriellen Front. Aber sie betätigten sich auch als Scharfschützen auf dem Gebiet der Diplomatie: Im Jahre 1859 wurde Graf Hübner plötzlich abgelöst. Neuer österreichischer Botschafter in Paris wurde Fürst Richard Metternich, der Sohn des grossen Freundes der Familie Rothschild.

Der Credit Mobilier musste sich von den Fronten in Österreich und Italien auf sein Hauptquartier in Frankreich zurückziehen. Die Rothschilds stiessen hart nach. Unerbittlich lodeten sie ihn auf gefährliches Gelände, und zwar mit überlegener Taktik: In erbittertem Ringen drückten sie die Kurse solider Investitionen durch niedrige Angebote. Wenn es sich aber um problematische Papiere handelte, dann machten sie ihrem Konkurrenten durch geschickte Scheinmanöver Appetit und zogen sich erst im letzten Augenblick zurück. Die Finanzierung des von vornherein zum Untergang verurteilten Kaiserreichs Mexiko unter Maximilian war einer dieser giftigen Brocken, die man in den Mund des Gegners fallen liess. Pereire schluckte, fluchte, aber er musste den bitteren Brocken hinunterwürgen ...

Im Jahr 1860 standen die Aktien des Credit Mobilier auf 800, was sich recht kümmerlich ausnahm gegenüber den 1'600, zu denen sie einst notiert worden waren; immerhin lag der Kurs noch über dem der Emission. Um das Vertrauen nicht zu erschüttern, zahlte man hohe Dividenden – aber aus den Kapitalreserven und nicht aus laufenden Gewinnen. Die Rothschilds stiessen weiter nach.

1861 zeigten sich die Vorboten von Pereires endgültigem Zusammenbruch. Sein Verbündeter, Jules Mire, stürzte. Dieser hochbegabte Schwindler, reich geworden mit seinen Skandalblättern über Ärzte und Eisenbahnen, war im Lauf der Zeit über Mätzchen dieser Art hinausgewachsen. Er gehörte nun zu den Beratern des Kaisers Napoleon III., und durch eine klug arrangierte Heirat seiner Tochter war er zum Schwiegervater des Fürsten Polignac geworden. In enger geschäftlicher Verbindung stand er mit dem Herzog von Morny, Napoleons Halbbruder, und durch diesen mit dem Credit Mobilier. Die Rothschilds beschlossen, zunächst den Fall Mires zu bereinigen. Die Pariser Sensationspresse, deren sich Mires noch zu bedienen suchte, konnte nichts für ihn und seine höchst zweifelhaften Kapitalanlagen tun, als die Börse misstrauisch und nervös wurde und Aktionäre mit insgesamt einer Milliarde Francs aus seinen Aktien aussteigen wollten. Wegen Betrugs wurde Mires von der Polizei verhaftet.

Der Fall Mires bedeutete eine schwere Schädigung für die Kreditwürdigkeit des französischen Kaisertums, die ohnehin seit Jahren zu wünschen übrig liess – eigentlich seit dem Tag, an dem man es für richtig gehalten hatte, Baron James auszuschalten. Napoleon III. begann, sich seine Finanzberater sehr genau anzusehen, mit dem Erfolg, dass Achille Fould, sein Finanzminister und die Hauptstütze des Credit Mobilier in der Regierung, zurücktreten musste.

Ein Jahr darauf sass er allerdings schon wieder im Ministerium. Pereire eilte zu ihm, in der Hoffnung, dass seine Glückstage aufs Neue angebrochen seien. Er verlangte von seinem Freund ein Monopol auf alle Staatskredite. Doch nur allzu rasch musste er feststellen, dass Fould nicht mehr sein Freund war. Der Herr Minister gab sich sehr kühl, sehr zugeknöpft und war sehr beschäftigt. Und genau in diesem Augenblick stieg der Kurs der Staatsanleihen, der bisher betrüblich schlecht gewesen war, plötzlich, und zwar durch anonyme Käufe. Aber schliesslich gab es in Frankreich ja nur eine Macht, die ein darniederliegendes Papier wieder hochbringen konnte: die Rothschilds.

Sollte es wirklich möglich sein, dass die Rothschilds halfen? Dass sie mit Fould konspirierten? Zwölf Jahre waren vergangen, seit Pereire die Familie verraten hatte und zu Fould übergelaufen war. Liess jetzt Fould den Verräter fallen? War jetzt er von Pereire zu den Rothschilds übergelaufen? Und konnte der Kaiser selbst, der so lange Pereires Alliierter gewesen war, zu den Feinden hinüberwechseln?

Er konnte es, und er tat es – mit Pauken und Trompeten. Am 17. Februar 1862 stattete Kaiser Napoleon in dem Baron de Rothschild seinen Staatsbesuch ab. Das spektakuläre Ereignis spielte sich auf Schloss Ferrières ab, dem neuen Herrnsitz von James.

Als der Kaiser eintraf, hisste man auf den vier Türmen des Schlosses seine Standarten gemeinsam mit den Farben der Familie. Umgeben von einer Schar livrierter Lakaien, stand der alte James de Rothschild auf einem schweren grünen Teppich, in den goldene Bienen eingewebt waren, und begrüßte den Monarchen. Dann führte er Seine Majestät durch die Renaissance-Galerien mit den herrlichen Van Dycks, Velasquez', Giorgiones, Rubens' und all den anderen Schätzen.

Einem Brauch des Hauses Rothschild folgend, wurde Napoleon, wie jedes Staatsoberhaupt, das Gast der Familie war, gebeten, im Garten eine junge Zeder zu pflanzen. Nachdem der Kaiser dies getan hatte, speiste er von Sevres-Porzellan, das von Boucher bemalt war, und lauschte Kompositionen, die Rossini eigens für diesen Festtag geschaffen hatte. Dann begab man sich in die weiten Wälder der Rothschilds auf die Jagd. Allein im Laufe dieses einen Nachmittags wurden 1'231 Stück Wild erlegt. Als die Gäste in das Chateau zurückkehrten, empfing sie der Chor der Pariser Oper mit einem Jagdlied. Ein Büfett bot erlesenste Genüsse. Als der Kaiser am späten Abend Abschied nahm, fuhr er bis zu den Grenzen des Besitzes durch ein Spalier von Fackelträgern.

An der Festlichkeit hatten auch der britische und der österreichische Botschafter teilgenommen, der Innen- und Aussenminister des Kaisers sowie sein Finanzminister Achille Fould.

Pereire hingegen stand um diese Zeit schon vor dem Untersuchungsrichter. Die Bäcker, Metzger und Schuster und all die anderen kleinen Leute, für deren Tausend-Franc-Scheine die Bank gegründet worden war, hatten das Vertrauen verloren. Sie riefen nach dem Kadi. Die Katastrophe der mexikanischen Anleihe war nun mit ihren ganzen Auswirkungen in Frankreich spürbar geworden. Aber noch schien eine letzte Rettungsmöglichkeit zu existieren: Pereire und sein Bruder richteten einen verzweifelten Hilferuf an ihren früheren Freund und Protektor, an Kaiser Napoleon.

«Ich werde», so liess sich das kaiserliche Orakel vernehmen, «alles Mir mögliche tun, um Ihnen zu helfen, denn das Reich ist Ihnen zutiefst verpflichtet. Aber Ich kann Mich weder dem Lauf der Gerechtigkeit in den Weg stellen noch mit ihr selbst in Konflikt geraten.»

Das war eine wenig tröstliche Nachricht. Im Dezember 1866 standen die Aktien des Credit Mobilier auf 600. Als die Gesellschaft im April 1867 einen Verlust von acht Millionen Francs zugeben musste, fielen sie auf 350, und im Oktober stürzten sie auf den Tiefpunkt von 140. Damit war der endgültige Zusammenbruch des Credit Mobilier nicht mehr aufzuhalten.

Emile Pereire, der grosse Stern am Firmament der Börse, sank wieder in das Dunkel, aus dem er aufgetaucht war. Er war nicht weniger tüchtig gewesen als die Familie Rothschild, und er hatte ebenso gute Verbindungen wie sie. Aber ihm standen weder ihre grossen Reserven zur Verfügung, noch besass er ihren untrügerischen Instinkt, der es ihnen möglich machte, sehr genau zu unterscheiden zwischen einem vorsichtig kalkulierten Risiko und einer unverantwortlich gewagten Spekulation. Wieder einmal musste Achille Fould zurücktreten, diesmal endgültig, im Januar 1867; im Oktober des gleichen Jahres starb er.

Was Napoleon in. betraf, so gab er bald darauf wieder einmal einen Ball in den Tuileries. James sagte nachdenklich: «Ihr könnt mir glauben!», während wieder einmal das Orchester einen schicksalsträchtigen Walzer spielte – «Ohne Frieden kein Kaiserreich».

Sein «*Pas de paix, pas d'empire*» sollte sich als richtige Voraussage erweisen. James allerdings, der am 15. November 1868 als 76-jähriger starb, hat nicht mehr erlebt, wie sich die Prophezeiung erfüllte: Zwei Jahre später liess sich Napoleon auf das unglückselige Abenteuer des Krieges mit Bismarcks Preussen ein und wurde bei Sedan gefangenge-

nommen. Die Franzosen setzten ihren Kaiser ab. Als Gefangener bewohnte Napoleon nun Schloss Wilhelmshöhe – das gleiche Schloss Wilhelmshöhe, von dem der kometenhafte Aufstieg Mayer Rothschilds und seiner Söhne seinen Ausgang genommen hatte. Ihr Erfolg aber hatte sich als dauerhafter erwiesen als der des Kaisers und seines Bankiers Pereire.

VII DIE NÄCHSTE GENERATION

I. *In der grossen Gesellschaft*

a) Anselm

Der lange sich hinziehende Kampf gegen den Credit Mobilier hatte eine andere Entwicklung innerhalb der Familie in den Hintergrund treten lassen: Die Rothschilds waren allmählich in Palästen heimisch geworden. Die fünf Gründer waren (wie es oft bei Gründern der Fall ist) wilde Draufgänger gewesen. Auch die Söhne der Gründer konnten, wenn man sie herausforderte, wacker zuschlagen. Aber dies war weniger typisch für sie als die Tatsache, dass jeder von ihnen ein Mann von Welt war. Jede Generation der Rothschilds hat die ihnen gestellte Aufgabe kompromisslos gelöst. Die Junioren der Familie erreichten – ebenso wie die ihnen folgende dritte Generation – ein Höchstmass an gesellschaftlicher Stellung mit der gleichen Schwungkraft, mit der die Dynastie ihren Reichtum erworben hatte.

In Österreich, wo die «grosse Gesellschaft» sich noch immer am schroffsten gegen die Juden abschloss, war der gesellschaftliche Aufstieg der Rothschilds am auffallendsten. Salomons Sohn Anselm wurde Chef des Wiener Zweiges im Jahre 1855, kurz nachdem Franz Joseph die Herrschaft über das Reich der Habsburger übernommen hatte. Der junge Kaiser, eine starke, sehr auf ihr Gottesgnadentum bedachte Persönlichkeit, war kein Unterschriftenautomat. Er wollte weder einen absoluten Kanzler, wie es Metternich, noch einen absoluten Bankier, wie es der alte Salomon Rothschild gewesen war.

Anselms Kontor konnte deshalb nicht mehr an all den Drähten ziehen, deren sein Vater sich so gut zu bedienen verstanden hatte, wenn es um eine Verbindung mit der Hofburg ging. Aber Anselm fand seine eigenen Mittel und Wege. Er tat es weniger direkt, mit leichter Hand, in Glace-

handschuhen – im Endeffekt jedoch mit nicht geringerem Erfolg. Sein Vater war noch ein Hofjude gewesen; er war ein jüdischer Hofmann geworden. In einem Brief, den Anselm gelegentlich der Rückkehr des Kaisers Franz Joseph von einer langen Reise dem Innenminister schrieb, zeigte er mit grosser und eleganter Geste, dass er wie ein Edelmann mit dem anderen zu verkehren wusste: «Nach längerer Abwesenheit ... zieht der allverehrte Landesvater in seine Residenz ein, alle Herzen schlagen ihm entgegen ... An dem allgemeinen Jubel den tiefgefühltesten Antheil nehmend, wünsche ich, ... mein Scherflein beizutragen zur Linderung der Noth von Wien's Hülfbedürftigen und bitte, Euer Exzellenz zu diesem Zweck anliegende 5'000 Gulden überreichen zu dürfen, die Euer Exzellenz nach dero Gutachten verteilen mögen.» Man spürt deutlich den ganzen Unterschied zwischen der Unterwürfigkeit des Vaters und der leicht hingeworfenen Eleganz der Sätze im Schreiben des Sohnes. Der alte Salomon musste sich trotz all seines Reichtums und all seines Einflusses sehr anstrengen, um das Bürgerrecht der Stadt Wien zu erhalten. Sein Sohn Anselm war im Goldenen Buch der Stadt als Ehrenbürger verzeichnet und wurde 1861 Mitglied des österreichischen Reichsrats. Der Dialekt des Ghetto war bei ihm noch nicht in Vergessenheit geraten, aber seine Umgangssprache war das «Schönbrunner Deutsch», jenes leichte, musikalische, tänzerisch beschwingte Wienerisch, das vom österreichischen Adel gepflegt wurde und das sich von den anderen deutschen Dialekten unterscheidet wie Seide von Leinen.

Anselms Paläste waren ebenso grossartig wie seine Stiftungen für wohlthätige Zwecke. Doch verstand er auch, ebenso scharf wie witzig Vergeltung zu üben, wenn Standesdünkel ihm die Anerkennung versagen wollte. Ein Klub in der Nähe von Wien hatte auf Grund antisemitischer Ressentiments ihm die Aufnahme verweigert. Anselms Reaktion war verblüffend: Er liess für das nahe gelegene Dorf ein Rieselfeld anlegen, und zwar so, dass es mit Sicherheit Augen und Nasen der Herren des Klubs stark beeindruckend musste. Prompt sandte man ihm eine Mitgliedskarte für den Klub. Aber der Ausbau des so störenden Rieselfeldes wurde unermüdlich fortgesetzt, die Mitgliedskarte ebenso prompt zurückgegeben – jedoch nicht ohne vorher mit köstlichem Pariser Parfüm ebenfalls in eine duftende Demonstration verwandelt worden zu sein.

b) Lionel und seine Brüder

Am temperamentvollsten und zugleich auf die verschiedenste Weise ge-

lang in England der Einbruch in die «High Society». Freilich ging es auch dort nicht über Nacht. Nathan war so plötzlich gestorben und ausserdem so verhältnismässig früh im Zuge des Aufstiegs der Familie, dass die Erben in London zunächst einmal ihre geschäftlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen hatten, bevor sie an die Tore des Tempels der grossen Gesellschaft klopfen konnten.

Als Nathans ältester Sohn übernahm Lionel die Führung am New Court. Aber an der Börse sah man eher seine Agenten als den jungen Rothschild selbst. Die «Rothschild-Säule» stand einsam und verlassen. Deshalb und weil er sich, wie die meisten hochgestellten Engländer seiner Zeit, in einem gewissen Masse (und zwar an der Universität Göttingen) Bildung erworben hatte, weil er sich ausserdem sehr englisch und sehr vornehm gab, fasste die Konkurrenz Mut. Der gefürchtete Nathan hatte sich von derlei Dingen niemals ablenken lassen. Man begann zu hoffen, dass die wilden Rothschilds nunmehr zahm geworden waren. Musste dies nicht eine Chance für die Konkurrenz bedeuten?

Auf diese Frage gab es sehr bald eine schlüssige Antwort. Unter den Aufgaben, die Lionel als dem Erben zugefallen waren, befand sich der Abschluss einer geplanten Regierungsanleihe in Höhe von 20 Millionen Pfund; der Betrag sollte in den britischen Kolonien an die bisherigen Besitzer von Sklaven als Entschädigung gezahlt werden, denn die berühmte «Abolition Act», die Sklavenbefreiung, war Wirklichkeit geworden. Der neue Herr am New Court erledigte diese Angelegenheit mit vollendetem Geschick. Mit gleicher Eleganz brachte er die 8 Millionen Pfund auf, welche die britische Regierung 1847 zur Bekämpfung der Hungersnot in Irland benötigte. Und im Jahr 1854 legte er jene Anleihe im Wert von 16 Millionen Pfund auf, die Grossbritannien gestattete, den Krimkrieg zu führen.

Alle diese Transaktionen hatten einen gewissen politischen Beigeschmack, und Lionel bewies, dass er ein ebenso feines politisches Fingerspitzengefühl besass wie sein Vater. Im ersten Fall lag der Nachdruck auf dem «eindeutig liberalen, sklavereifeindlichen Standpunkt» des Parlaments. Die Anleihe zugunsten des hungernden Irland konnte als grosse charitative Massnahme gelten, und das um so mehr, als Lionel hierbei auf jeden Gewinn seines Hauses verzichtete. Und die Anleihe zur Finanzierung des Krimkriegs schliesslich bedeutete eine ganz bewusste und einmalige Abweichung von der traditionellen kriegsfeindlichen Einstellung des Hauses Rothschild. Da es gegen das antisemitische Regime des Zaren ging, liessen die Rothschilds zeitweilig ihre pazifistischen Bedenken fallen.

Es gab selbstverständlich auch andere Geschäfte, die lediglich um des Verdienstes willen getätigt wurden. Zahlreiche der achtzehn Regierungsanleihen (im Gesamtwert von 400 Millionen Pfund Sterling!), mit deren Emission Lionel im Laufe der Zeit beauftragt wurde, fallen in diese Kategorie. Das Haus am New Court spielte auch eine entscheidende Rolle bei der Festigung des Einflusses der Rothschilds auf die europäischen Quecksilberminen. Es griff nach Südafrika hinüber, wo Cecil Rhodes die Grundsteine für ein Königreich der Diamanten zu legen begann, und investierte erhebliche Gelder in überseeischen Kupferhütten und Nitrat-Unternehmen. Die neue Generation wandte sich immer mehr von der Methode ab, Gewinne aus Geschäften in der Arena der Politik zu ziehen; die Entwicklung zielte stattdessen auf eine rein wirtschaftliche und daher weniger exponierte Betätigung. In den besten Kreisen der Gesellschaft machte man Geschichte nicht dadurch, dass man sich selbst engagierte, sondern liess dies andere für sich tun und vergnügte sich selbst währenddessen auf der Jagd.

Alles dies wusste Lionel sehr genau. Er verstand es, Herrsdien durch Würde zu mildern. Sein jüngerer Bruder Anthony galt als einer der tollsten Herrenreiter Englands; er wurde von der Königin geadelt. Der jüngste der Brüder, der wiederum den Namen Mayer trug, züchtete Vollblut, war prominentes Mitglied des Jockey-Clubs und der erste Rothschild, der im Derby siegte. Und um die ganze Skala aristokratischer Lebensweise auszufüllen, trat zu den drei Brüdern – dem Patrizier-Bankier, dem Baronet und dem Sportsmann – noch ein vierter, Nathaniel: Körperlich durch die Folgen eines Jagdunfalls behindert, lebte er als Ästhet und Freund der schönen Künste in Paris. Hier sammelte er Kunstschatze, war Hausherr eines führenden Salons, und da es ihm Spass machte, über eine eigene Weinmarke zu verfügen, erwarb er die weltberühmten Weinberge von Mouton, in der Nähe von Bordeaux. Jeder der drei in England ansässigen Brüder spielte seine eigene Rolle im Gepränge des Englands der Königin Viktoria. Um mit Lionel zu beginnen, muss zunächst Gunnersbury Park erwähnt werden. Nathan Rothschild hatte das vor den Toren der Grossstadt gelegene Gut im Jahre 1835, noch kurz vor seinem Tode, als eine Stätte der Erholung gekauft; es war früher Wohnsitz von Prinzessin Amelia gewesen, der Tochter Georgs II. Aber berühmt wurde der Landsitz erst, nachdem ihn Lionel, der ihn geerbt hatte, im Laufe der Jahre so glanzvoll ausbaute, dass es – sah man einmal von den Besitzungen der Königin ab – nichts Vergleichbares in England gab. Gunnersbury hatte Seen mit vielen Schwänen, hier stand eine herrliche italieni-

sche Villa inmitten von Pergolen und Blütenspalieren. Wundervoll beleuchtete Spazierwege führten durch riesige Blumenbeete, angelegt in Form grosser Körbe und eingefasst mit Heliotrop und Kletterrosen. Ausserdem konnte man einen ausgedehnten japanischen Garten durchwandern, mit Riesenbambus, kleinen Bächen, Steinbrücken, Palmen und Tempeln. Als der Botschafter des Mikado seinen ersten Besuch dort abstattete, soll er gesagt haben: «Wunderbar! In ganz Japan haben wir nichts dergleichen.»

Die Empfänge und Diners, die Lionel zu geben pflegte, entsprachen dem äusseren Rahmen. Nach einem dieser Essen schrieb Disraeli: «Das Bankett konnte an Grossartigkeit und Geschmack von niemandem übertroffen werden, auch nicht in Schloss Windsor oder im Buckingham-Palast.»

Eine *fete champêtre*, im Juni 1845 zu Ehren des Herzogs und der Herzogin von Cambridge sowie der Herzogin von Gloucester begangen, war der unbestrittene Höhepunkt der Saison. Königliche und andere Prinzen, Herzoge, Fürsten, Diplomaten und die Notabeln der City waren erschienen, ausserdem weitere fünfhundert prominente Gäste. Man speiste in Zelten, die überall im riesigen Park errichtet waren, lustwandelte im Schein von Tausenden bunter Lampions und lauschte den Primadonnen, Virtuosen und Orchestern, die die schönste Musik aus fünf Hauptstädten Europas darboten.

Nach der Revolution von 1848 liessen sich die höchsten Spitzen der französischen Aristokratie, so die Herzogin von Orleans, der Herzog von Chartres und der Graf von Paris, die Bitternis des Exils in Gunnersbury Park versüssen. (In der Geschichte der Rothschilds scheint sich alles zu wiederholen; einige Monate bevor diese Zeilen niedergeschrieben wurden, weilte die jetzige Gräfin von Paris bei einem grossen Gartenfest, das die Baronin Edouard de Rothschild gab.) Auch der Kardinal Wiseman folgte gern Lionels Einladungen nach Gunnersbury, um damit, wie es hiess, zu demonstrieren, dass er nicht die Praxis des Kirchenstaates billige, der noch immer die Juden in Ghettos einsperrte. Anlässlich eines Besuchs in Gunnersbury wurde der Kardinal zum Anlass des einzigen Ausbruchs religiöser Vorurteile, der sich je in diesem jüdischen Besitz ereignete: Ein protestantischer Gast weigerte sich, an der gleichen Tafel Platz zu nehmen, an der der katholische Würdenträger sass.

Im Jahre 1857 wurde auf Gunnersbury die Hochzeit von Lionels ältester Tochter, Leonora, gefeiert. Ein Zeitgenosse berichtet, dass die Braut «wunderschöne, feucht schimmernde, mandelförmige Augen und einen

Teint wie eine Teerose» besass. Man verglich Leonora mit den berühmtesten Schönheiten des Königreichs, mit der Herzogin von Manchester, mit Lady Constance Grosvenor und Mrs. Bulkely. Vom Standpunkt der Familie aus war der Bräutigam der einzige Mann, würdig, ihr den Brautschleier zu reichen: ihr Onkel Alphonse, der zukünftige Chef des französischen Zweigs der Familie. Beim Frühstück am Hochzeitstag spielte die Kapelle des Leibgarderegiments auf. Alles, was zur High Society gehörte, nahm an der Trauungszeremonie teil. Unter dem traditionellen Trauhimmel, den die Brüder der Braut hielten, wurde Leonora de Rothschild Baronin Alphonse de Rothschild. Als erster erhob der französische Botschafter sein Glas zum Toast auf die junge Frau, und nach ihm taten das gleiche ein ehemaliger und ein zukünftiger Premierminister des britischen Empires: Lord John Russell und Benjamin Disraeli. Mit der ihm eigenen poetischen Beredsamkeit sagte Disraeli: «Unter diesem Dach sind die Spitzen des Hauses Rothschild vereint. Ein Name, der Weltruhm in jeder Hauptstadt Europas, ja in jedem Winkel des Erdballs genießt, eine Familie, die nicht so sehr ihres Wohlstandes wegen geachtet wird als vielmehr wegen ihrer Ehre, ihrer Lauterkeit und ihres Gemeinsinns.»

Acht Jahre später heiratete Lionel's zweite Tochter, Evelina. Wiederum hatte der Vater den einzig möglichen jungen Mann als Partner erkoren, ihren Vetter Ferdinand von Rothschild, Sohn des Chefs der Firma in Österreich. Unter den vierzehn Brautjungfern sah man junge Damen aus den erlauchtesten Familien: eine Montgomery, eine Lennox, eine Beauclerk. Der Erste Lord der Admiralität brachte den ersten Toast auf die Rothschilds aus, und wie Jahre vorher pries Disraeli, wie immer geistreich, die gastgebende Familie.

Diese Hochzeit zeichnete sich durch einige pikante Details aus. Nathans älteste Tochter, die Mutter des Bräutigams Ferdinand, war für immer in ihre englische Heimat zurückgekehrt, denn Anselm, ihr Mann, der Chef des österreichischen Hauses, war nicht nur auf neue Eisenbahnlinien aus, sondern auch auf immer neue Freundinnen. Das eheliche Zerwürfnis vermochte jedoch nicht, die Geschlossenheit der Familie zu beeinträchtigen, wofür die Anwesenheit aller österreichischen Rothschilds Zeugnis ablegte. Aber auch der österreichische Botschafter war erschienen.

Ein weiteres Beispiel für die Unbekümmertheit der Familie lieferte ein Vorfall, der noch von Generationen britischer Juden mit Schmunzeln nacherzählt wurde: Benjamin Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield, war ein getaufter Jude, und so konnte der Vater der Braut es sich nicht

verkneifen, den prominenten Gast aufzuziehen, als der Kantor die Segenssprüche anstimmen sollte. So laut, dass die ganze Hochzeitsrunde es hören musste, fragte der Schwiegervater den künftigen Premierminister: «Ben, hier sind so viele Christen anwesend, dass der Kantor gern wissen möchte, ob er die Gebete nur lesen oder sie singen soll wie in der Synagoge.» – «Ach», antwortete Disraeli, «lass sie ihn doch bitte singen. Ich hör' so gern die lieben alten Melodien.»

Nicht minder bemerkenswert an dieser zweiten Hochzeit war aber auch ihr Schauplatz: Sie fand nicht in Gunnersbury Park statt, sondern im Hause Piccadilly Nr. 148. Hier hatte Lionel sich ein neues Palais errichtet. Es lag in unmittelbarer Nachbarschaft von Apsley-House, wo der Herzog von Wellington wohnte, und war bald ebenso berühmt. Sechs Stockwerke hoch, war es ein Wunderbau der viktorianischen Zeit: Herrlich das Treppenhaus aus weissem Marmor, überwältigend gross der Ballsaal, riesenhaft die kostbaren, bestickten Atlasvorhänge, in Marmor, Gold und Purpur strahlend die Salons und Speiseräume. Jeder Stuhl demonstrierte, wie ein Witzwort der Zeit es sagte, «goldeckte Sicherheit». Die Einrichtung war unbeschreiblich luxuriös. Da gab es ein silbernes Tafelservice von Garrard, das insgesamt an die 300 Kilo wog, da gab es das berühmte apfelgrüne Service aus Sevres-Porzellan, zum Teil von Lebel bemalt (ein gleiches Service war das Hochzeitsgeschenk der Familie Rothschild für die jetzige Königin Elisabeth). Vom obersten Stockwerk hatte man einen einzigartigen Ausblick auf den Hyde-Park und den Green-Park sowie auf den eisernen Gartenstuhl des Herzogs von Wellington, den dieser auf das Dach seines Hauses hatte stellen lassen, um von dort aus Zusehen zu können, wenn die Truppen vorbeimarschierten, ohne selbst gesehen zu werden.

Disraeli hat einmal gemeint, «nirgends in London isst man so gut» wie im gastfreien Hause Lionels. Und dort haben sich auch einige der Ereignisse im Leben dieses Genies abgespielt, die entscheidende Bedeutung erlangten.

Eines Abends bat ihn die Baronin Rothschild: «Mr. Disraeli, möchten Sie bitte so nett sein, Mrs. Wyndham Lewis zu Tisch zu führen?» Worauf sie zur Antwort bekam: «Ach, jede andere lieber als diese unerträgliche Person!» Aber er gehorchte, nicht nur bei dieser Gesellschaft, sondern bei vielen folgenden im Hause Rothschild, und als Mrs. Lewis frei wurde, heiratete er sie und gewann in ihr die unentbehrliche Stütze für seine lange und zu den höchsten Höhen führende Karriere.

Einen denkwürdigen Höhepunkt erreichte diese Karriere während einer seiner zahlreichen Mahlzeiten im Hause Rothschild. Es war an einem Sonntag, am 14. November 1875. Damals war er bereits einige Jahre englischer Regierungschef. Während des Essens brachte ein livrierter Diener auf silbernem Tablett ein Telegramm für Lionel. Als Lionel den Brieföffner in die Hand nahm, begann ein Geschehen von gleicher Dramatik wie jenes Kapitel der Familiengeschichte, das die Überschrift «Waterloo» trägt.

Die Nachricht stammte von einem Pariser Vertrauten des Barons. Rothschild überflog sie und fasste dann den Inhalt mit wenigen Worten für seinen hohen Gast zusammen. Der nahezu bankrotte Khedive von Ägypten habe seine Suezkanal-Aktien der französischen Regierung angeboten, sich jedoch mit ihr bisher noch nicht über den Preis einigen können.

Rothschild und Disraeli blickten einander an. Jeder wusste vom anderen, dass er das gleiche dachte: «Der Suezkanal – das war der strategische Schlüssel für den Weg nach Indien und zu den Reichtümern der Welt. Schon seit langem hatte Grossbritannien die Hand auf ihn legen wollen, aber nie war es der Regierung Ihrer Majestät gelungen, den Khediven auch nur verhandlungswillig zu machen. Jetzt aber war er offensichtlich in so verzweifelter Situation, dass er bereit war, seine 177'000 Anteile am Suezkanal an denjenigen zu veräussern, der als erster den geforderten Preis zahlen würde.

Schliesslich fragte der Premierminister lediglich: «Wieviel?»

Diese Frage leitete Lionel sofort telegrafisch nach Paris weiter. Der Braten wurde kalt, denn keiner der Herren zeigte Appetit. Auch das Dessert ging unberührt zurück, obwohl Lionel süsse Früchte sonst überaus gern ass. Mit dem Kognak endlich kam die Antwort: 100 Millionen Francs oder 4 Millionen Pfund in Gold.

«Wir akzeptieren», sagte der Premierminister.

Baron Lionel reagierte nur mit einem langgezogenen «Ali!» Für ihn war die Spannung, die für die Welt erst beginnen sollte, bereits vorbei.

Am darauffolgenden Montagmorgen wurde in Downing Street die Information, die man am Tag zuvor durch Rothschild erhalten hatte, aus anderer Quelle bestätigt. Disraeli war sich mit seinem Kabinett darüber einig, dass England das Eisen schmieden musste, solange es heiss war. Es galt die Chance wahrzunehmen, bevor andere Länder Kenntnis von der Forderung des Khediven bekamen. Grösste Geschwindigkeit war genauso wichtig wie strikteste Geheimhaltung. Aber die Sache hatte ihre

Schwierigkeiten: Das Unterhaus befand sich in Ferien und konnte deswegen die Summe nicht bewilligen. Auch an die Bank von England konnte sich Disraeli nicht wenden, um von ihr in aller Eile das Geld zu bekommen, denn es war der Bank gesetzlich untersagt, der Regierung während der Parlamentsferien Anleihen zu gewähren. Die Bank von England wäre zudem gar nicht in der Lage gewesen, eine so gewaltige Summe flüssig zu machen, ohne damit den gesamten Geldmarkt in Unordnung zu bringen. Und die übrigen Grossbanken hätten ihre Präsidenten frühestens erst dann zu so gigantischen Zahlungen ermächtigen können, wenn sich ihre Aufsichtsräte in umständlichen Sitzungen dazu geäußert hätten.

In einem Brief an die Königin Viktoria gestand Disraeli: «Es bleibt uns kaum noch Zeit zum Atmen!»

Aus all dem ergab sich notwendigerweise jener einzige Schritt, der sich in Baron Lionel's erwartungsvollem «Ah!» angedeutet hatte. Disraeli berief nochmals sein Kabinett, erhielt dessen Zustimmung, öffnete rasch die Tür, sprach nur das eine, vorher vereinbarte Wort «Yes», und schon sprang sein Sekretär in eine bereitstehende Kutsche und eilte in das Büro am New Court. Dort wartete an dem gleichen Schreibtisch, an dem heute Edmund de Rothschild sitzt, dessen Urgrossvater Lionel und ass mit Behagen süsse Muskateller- Trauben. Er liess sich dabei auch nicht dadurch stören, dass man ihm mitteilte, die britische Regierung benötige bis spätestens morgen 4 Millionen Pfund.

Lionel brauchte zwei Sekunden, um noch schnell eine Beere zu verzehren, und erwiderte kurz: «Soll sie haben», und damit war die Geschichte für ihn erledigt.

Achtundvierzig Stunden später konnte die erstaunte Welt in der Londoner «Times» lesen, dass die Firma N. M. Rothschild & Sons dem Khediven 4 Millionen Pfund gutgeschrieben habe und dass dafür alle seine Suezkanal-Aktien in den Besitz der Regierung Ihrer Majestät übergegangen waren. Damit hatte England, das bisher nur einen kleinen Teil der Aktien besass, die bestimmende Majorität erworben. Jetzt kontrollierte Grossbritannien die Schlagader des Welthandels.

Jubelnd berichtete Disraeli am 24. November 1875 der Königin: «Alles ist erledigt. Der Kanal gehört Ihnen, Majestät. Wir sind der französischen Regierung zugekommen. Vier Millionen Pfund! Und bar auf den Tisch! Nur eine einzige Firma konnte das leisten – die Rothschilds.»

Der Wert der Anteile, die für jene 4 Millionen erworben worden waren, wurde 1935 auf 93 Millionen Pfund geschätzt, und die Dividenden, die

England erhielt, waren fast von Anbeginn an wesentlich höher als die 3% Zinsen, die Lionel berechnete. Im Geschäftsjahr 1936/37 verdiente England am Suezkanal 2'248'437 Pfund; das stellt eine Verzinsung von 56½% des ursprünglichen Kaufpreises dar! Disraeli zeigte sich auf seine Art erkenntlich. Schon vor jenem Ereignis hatte er sich bei der Familie so revanchiert, wie nur er es konnte: In seinem erfolgreichen Roman «Coningsby» zeichnete er in den «Sidonias» das Bild einer jüdischen Familie, die reich, mächtig, bewundert, intelligent und – leicht zu identifizieren war. Ihre Angehörigen trugen sogar (und das war wohl das höchste Kompliment, das der Autor zollen konnte) Wesenszüge, die ihm selbst eigen waren.

c) Landsitze

Lionel's Haus Piccadilly Nr. 148 war nicht der einzige Rothschild-Besitz, wo ein Premierminister dinieren konnte. Ganz in der Nähe, am Piccadilly 143, besass Ferdinand Rothschild sein Palais im Louis-Seize-Stil mit einem herrlichen weissen Ballsaal, und auf Nummer 142 residierte nicht minder grossartig seine Schwester. Mayer hatte das Haus Nr. 107 bezogen, jenes alte Westendgebäude, das noch vom Stammvater Nathan erworben und bewohnt worden war. Nicht weit entfernt, am Grosvenor Place, hatte Nathans zweiter Sohn Anthony seine fürstlichen Gemächer, und ganz in der Nähe am Seamore Place und Hamilton Place, begannen sich Lionel's Söhne ebenso komfortabel einzurichten. Bald nannte man die ganze Gegend «Rothschild Row» – ein wahrhaft phantastisches Gegenstück zur Frankfurter Judengasse.

Schon Nathans Gattin hatte in der idyllischen Einsamkeit des grünen Buckinghamshire begonnen, einen Rothschild'schen Landsitz zu schaffen. Als gute jüdische Familienmutter war sie davon überzeugt, dass sich ihre armen Söhne im Russ der City überarbeiteten, und so erwarb sie im Tal von Aylesbury Grund und Boden für eine Jagd. Ihr jüngster Sohn Mayer begeisterte sich sofort für dieses Idyll und sicherte sich die Dienste des gleichen Joseph Paxton, der für Prinz Albert den Glaspalast auf dem Londoner Ausstellungsgelände errichtet hatte. Paxton erbaute für Mayer eine Supervilla im anglonormannischen Stil, der ihr Besitzer den Namen Mentmore Towers gab. Er richtete das Schloss mit kostbaren Intarsien-Möbeln, Gobelins, Vasen, Teppichen und anderen Kunstschätzen ein, die der Stolz so manchen Museums gewesen wären. Und rund um das Schloss lagen Gärten, Parks, Wiesen, Weiden, Rennställe und

ein Gestüt. Lady Eastlake hat von Mentmore Towers gesagt: «Selbst die Medici auf der Höhe ihres Ruhmes haben so nicht gewohnt.»

So wurde Mayer eigentlich mehr auf Wunsch seiner besorgten Mutter nicht ein blasser Asphalt- und Schreibtischtyp, sondern ein lebensfroher Baron, der wie kaum ein zweiter in England Meister war in allen ritterlichen Künsten, im Jagen, Reiten und Schiessen, und zudem ein denkbar gastfreies Haus führte. In Mentmore Towers brillierte Delane, der Chefredakteur der Londoner «Times», mit seinen geistreichen Attacken gegen die eben genannte Lady Eastlake, eine der berühmtesten Blaustrümpfe ihrer Zeit, die nicht minder geistreich zu antworten wusste. Der Premierminister Gladstone goss Öl auf die Wogen, Matthew Arnold machte seine Zwischenrufe, und William Makepeace Thackeray sass meist schweigend und höflich lächelnd daneben, um nur manchmal ein Bonmot beizusteuern. Eines davon wurde so berühmt, dass man es Talleyrand zuschrieb, der es angeblich bei einem Diner der französischen Rothschilds erfunden habe. Tatsächlich stammt es jedoch von Thackeray. Als Lady Eastlake sich wieder einmal über die Damenmode ausliess, sagte der Dichter: «Die Garderobe der Damen ähnelt allzuoft einem Wintertag. Sie fängt zu spät an und hört zu früh auf.» Auf einem anderen Landsitz der Rothschilds hat Thackeray sehr viel romantischere Worte gefunden. Mayers älterer Bruder, Baron Anthony, hatte sich ein Landhaus in Aston Clinton erbaut, nicht weit von Aylesbury, und es ebenso reich, aber weit geschmackvoller eingerichtet als sein Bruder. Hier waren die Grossen der Zeit oft und gern zu Gast: Robert Browning, Lord Tennyson, Gladstone und Disraeli, die sich gegenseitig abwechselnden Premierminister, Matthew Arnold und Thackeray. So brauchten Baron Anthonys Töchter nur im Herrenzimmer ihres Vaters den klugen Gesprächen zu lauschen, um den denkbar besten Unterricht in der zeitgenössischen Literatur und Politik Englands zu geniessen.

Um auf die romantischen Worte zurückzukommen, Thackerays Verehrung für die Baroness Anthony in Aston Clinton stand in nichts jener nach, die Heine für die Gattin des Barons James in Paris empfunden hatte. Thackeray hat von ihr in seinen «Pendennis» folgende berühmte Schilderung gegeben: «Gestern sah ich eine jüdische Dame mit ihrem Kind auf dem Schoss. Von ihrem Gesicht strahlte ein so liebevoller Schein auf das Kind, dass man meinen konnte, sie wären beide von einer Gloriele umstrahlt. Ich gebe gerne zu, ich hätte vor ihr niederknien und in ihr die göttliche Güte verehren mögen.»

Eine Mutter zu haben, die ein Dichter besungen hat, ist für die Tochter zweifellos reizvoll. Aber einem jungen Mädchen sind Geschenke noch lieber. Doch was kann man einer Rothschild-Tochter schenken? Constance, die ältere Tochter Anthonys, spielte gern Lehrerin. Also verehrte ihr der Papa – eine Schule. Darüber vermerkte Constance, gerade sechzehn Jahre alt geworden, in ihrem Tagebuch: «Mein Vater fragte mich, was ich zu meinem Geburtstag haben wolle. Ohne Zögern antwortete ich: «Eine Schule.» Mein Wunsch wurde erfüllt. Ich durfte den Grundstein für das neue Schulgebäude legen.»

Alle Pracht von Mentmore Towers und Aston Clinton wurde noch weit in den Schatten gestellt durch Tring Manor, Lionel's Landsitz. Da er ja schon das Haus Piccadilly Nr. 148 und vor den Toren der Stadt Gunnedbury Park besass, zog er sich erst als alter Herr aufs Land zurück. Aber als er sich dazu entschloss, geschah dies mit einer Grossartigkeit, wie sie dem ältesten Sohn Nathans und seinem Haupterben anstand. Er erwarb Tring Estate in Hertfordshire, einen Besitz von 3 500 Morgen, der an die Ländereien seiner Verwandten in der Grafschaft Buckinghamshire grenzte. Dafür legte er (ohne Einrichtung und Kunstschätze!) eine Viertelmillion Pfund an, und das aus guten Gründen. Denn Tring Manor war eine der schönsten Schöpfungen des 17. Jahrhunderts; der Bau stammte von Sir Christopher Wren, dem Architekten der St. Pauls-Kathedrale, und König Karl II. hatte das Schloss seiner Herzensdame Nell Gwynn zum Geschenk gemacht. Dort hatte sie, die einstige Orangenverkäuferin von der Drury Lane, als «Madame Pompadour» des Inselreiches Hof gehalten, getanz und getafelt.

Hier, wo noch immer das Monogramm N. G. von allen Gesimsen und Zimmerdecken herab grüsste, hielt nun Lionel seine ländlichen Feste ab. Der neue Eigentümer schätzte allerdings diese Erinnerungen an eine nicht sehr rühmliche Vergangenheit nur recht wenig. Er hatte viel Sinn für Würde; deshalb nahm er auch den Titel eines Barons an, den sein Vater abgelehnt hatte, und veranlasste seine Brüder, das gleiche zu tun. Auch den deutschen Familiennamen *von* Rothschild verwandelte er in das französische *de* Rothschild. Der alte Nathan hatte sich noch ohne jedes Adelsprädikat beerdigen lassen, aber sein Sohn fand doch eine Möglichkeit, ihm noch postum seinen Adel zu bestätigen. Auf den Grabstein seiner Mutter liess er einmeisseln: «Baroness Hannah de Rothschild, Witwe des verstorbenen Barons Nathan Mayer de Rothschild.»

Ein Mann wie Lionel pflegte, wie nicht anders zu erwarten, um seinen Kamin weniger die Künstler zu versammeln, die man in den Häusern

seiner Brüder begrüssen konnte, als vielmehr Persönlichkeiten von der Art eines Disraeli und Gladstone, Politiker also, und dazu die Magnaten der Industrie und der Börse. Aber zuweilen war es, als spuke immer noch etwas aus der leichtlebigen Zeit der Nell Gwynn durch den steifen Pomp der viktorianischen Zeit. Sassen da eines Tages bei einem Herrendiner in Tring Manor zwei Minister nebeneinander. Der eine hatte eine mächtige Glatze, der andere auch, aber das sah man nicht, denn er trug eine Perücke, die üppigen Haarwuchs vortäuschte. Ein Bediensteter hatte das Pech, sich mit einem Knopf seiner Livree in der Perücke zu verfangen, die auf den Boden fiel. Bestürzt hob der Diener sie auf und stülpte sie auf die erste beste Glatze, die er vor sich hatte – leider auf die falsche: Zum grössten Vergnügen der ganzen Tischgesellschaft hatte plötzlich die kahle Exzellenz die schönsten Haare, und die andere war ebenso plötzlich glatzköpfig geworden. – Ausser Tring Manor erwarb Baron Lionel auch die Landsitze Haiton und Ascott Wing. Vom Leben auf all diesen Gütern erzählen heute noch viele Geschichten und Anekdoten. Unter der sorgfältigen Pflege der Rothschilds gediehen die reichen Herden besser als je zuvor, und auch das Wild erfreute sich bester Pflege. Die Rebhuhnjagden bei Anthony Rothschild waren ebenso berühmt wie die auf Rotwild in den Wäldern von Mentmore.

Eines freilich bedrückte den altansässigen Landadel. Bestand nicht die Gefahr, dass diese Rothschilds den gut christlichen Charakter von Buckinghamshire veränderten? Sollten sich etwa die anglikanischen Gefilde in ein neues Judäa verwandeln? Aber die reichen Andersgläubigen bewiesen sehr bald, dass nichts zu befürchten war. Kirchen wurden renoviert, neue Orgeln eingebaut, und die Pfarrherren lebten besser als je zuvor unter christlichen Kirchenpatronen. Wenn der Bischof von Oxford auf seiner Firmungsreise in diese Gegend kam, verstand es sich von selbst, dass er und sein ganzes Gefolge in Aston Clinton zu Gaste waren. Die ganze Überlegenheit der Rothschilds machte sich jedoch nicht nur in solchen noblen Gesten gegenüber der herrschenden Religion geltend, sondern im Verlauf eines faszinierenden Geschehens, bei dem sie den genau entgegengesetzten Weg beschritten: Diese Familie, die dem mosaischen Glauben ihrer Väter treu geblieben war, erklimmte die höchsten Sprossen der gesellschaftlichen Stufenleiter in einer christlichen Welt, gerade weil sie jüdischer war als die meisten Juden.

2. «König der Juden»

Der gleiche Lionel, der so grossen Wert daraufgelegt hatte, dass sich auch die anderen Mitglieder seines Familienzweigs Baron nannten, vergass sofort alle angelsächsische Würde, wenn es um Dinge des Glaubens ging. Kam das Laubhüttenfest heran, dann brachte er selbst die Palmenzweige im Haus am New Court an, und wann immer ein Rabbiner in London heiratete, konnte das Hochzeitspaar mit Freuden feststellen, dass auch ein Geschenk von Rothschild eingetroffen war, meist eine ganze Wagenladung voll. Bei jedem jüdischen Neujahrsfest erhielten die Synagogen Londons grosse Körbe mit Blumen und Früchten, denen ein Kärtchen beilag: «Mit den besten Wünschen von N. M. Rothschild & Sons». Das Haus am New Court blieb natürlich an Samstagen geschlossen. Und immer noch benutzte man bei Depeschen gern hebräische Ausdrücke als eine Art Code. Als eines Tages einer der Agenten Lionels in Erfahrung gebracht hatte, dass bei einem Krieg in Südamerika der Waffenstillstand bevorstand, kabelte er: «Herr Scholem trifft bald ein», wobei «Scholem» für das hebräische Wort «Schalom» stand, was «Friede» bedeutet. Auch die Baronin Lionel war fromm; sie gab einen Band hebräischer Gebete und Betrachtungen heraus, die sie zusammengetragen hatte.

Der Baron selbst ging noch viel weiter. Wir werden noch erfahren, wie hartnäckig er den scheinbar völlig aussichtslosen Kampf um die volle Gleichberechtigung der Juden im britischen Parlament führte. Und als er endlich allen Schwarzsehern zum Trotz im Unterhaus einen entscheidenden Sieg für die Emanzipation der Juden errungen hatte, da humpelte er, durch Gicht schon halb verkrüppelt, auf die Tribüne der Neuen Synagoge und rief aus: «Ja, wir sind emanzipiert. Aber wenn die Emanzipation auf Kosten unseres Glaubens kommen sollte, dann wäre sie ein Fluch und nicht ein Segen!»

Damit folgte er eigentlich nur einer Tradition der Familie. Sein Onkel Salomon in Wien zum Beispiel, der noch der Generation der Gründer angehört hatte, hatte stets beim Spielenlassen seiner Beziehungen sehr genau gewusst, wieviel Druck man mit welchem Takt auf welche Regierungsstelle ausüben durfte. Aber wenn es sich darum handelte, seinen Glaubensgenossen zu helfen, dann war seine Hilfsbereitschaft ohne Mass und Ziel. So hatte eines Tages ein Jude namens Moses Roquirol

eine Herde wertvoller Merinoschafe nach Wien gebracht und sich an Rothschild gewandt, wie er diese wohl am besten veräußern könne. Salomon erschien die Sache so dringend, dass er sich gar nicht erst auf branchenkundige Freunde verlassen wollte, sondern direkt an den Kanzler Metternich schrieb: «Ich nehme mir die Freiheit, Eure Durchlaucht gehorsamst zu bitten, diesem Mann Hochdero alles vermögende Fürsprache angedeihen zu lassen, wenn, wie es wohl nicht zu bezweifeln ist, sich hierzu in den Salons Eurer Durchlaucht im Verein alles dessen, was die Hauptstadt an Glanz bietet, günstige Veranlassung ergibt, denn ich bin überzeugt, dass auf diese Weise allein das Vorhaben des Herrn Roquirol mit gutem Erfolg gekrönt werden wird.»

Es ist nicht ganz leicht, sich vorzustellen, wie sich der Fürst in seinem Salon bei der dort versammelten Creme der Gesellschaft um den Verkauf einer Schafherde bemüht hat. Aber es ist auch nicht leicht, sich zu vergegenwärtigen, dass Nathan mitten im kraftvollen Vorwärtsdrängen bei der Eroberung neuer Märkte plötzlich innehalten würde, um mit Nachdruck zu betonen, dass er keinerlei Wechsel zugunsten irgendeiner deutschen Stadt diskontieren würde, die den Juden ihre vertraglich verbürgten Rechte vorenthielt. Nun – genau dies tat Nathan Mayer im Jahre 1820. Zwei Jahre später war James Rothschild in das grosse Eisenbahnduell mit Achille Fould verstrickt. Aber auch er unterbrach diesen Streit sofort, um gegen Judenverfolgungen in Syrien zu protestieren.

Heine schrieb darüber: «Monsieur Fould, der Oberrabbiner der Rive Gauche» (Foulds Bahn verlief auf dem linken Seineufer), «hielt in der Abgeordnetenversammlung eine ausgezeichnete Rede mit der Ruhe eines Weisen, während seine Glaubensgenossen in Syrien gefoltert wurden. Wir müssen den Oberrabbiner der Rive Droite» (Rothschild, dessen Bahn auf dem rechten Ufer lag) «dafür loben, dass er einen edleren Geist in seinem Mitgefühl für das Haus Israel zeigte.»

Als Carl von Rothschild im Jahre 1850 mit dem Kirchenstaat eine Anleihe abschloss, drang er bei Seiner Heiligkeit darauf, das Ghetto in Rom abzuschaffen. Und als Österreich den Juden 1853 neue Beschränkungen auferlegte, indem es ihnen den Erwerb von Grundbesitz verbot (wobei allerdings die Privilegien einiger Familien, z.B. der Rothschilds, unangetastet blieben), beschloss die Familie sofort gemeinsame Massnahmen der Häuser in Paris und London (mit stillschweigendem Einverständnis des Wiener Hauses). James begab sich persönlich in die österreichische Botschaft und wurde so massiv, dass der Vertreter Habsburgs – es war damals der nicht sonderlich judenfreundliche Graf Hübner – sich veran-

lasst sah, Wien zu empfehlen «die Kinder Israel etwas zu besänftigen», denn James sei «mit einem Wort, ausser sich».

Über die gleiche Angelegenheit berichtete Bismarck, damals noch Vertreter Preussens beim Bundestag in Frankfurt, nach Berlin: «Dass unter Umständen auch andere als rein kaufmännische Rücksichten für das Verhalten der Herren von Rothschild bei Finanzoperationen massgebend sind, dafür glaube ich den Beweis in dem günstigen Erfolg zu finden, mit welchem Österreich sich die Gelddienste dieses Hauses dienstbar gemacht hat, indem ich überzeugt bin, dass neben den finanziellen Vorteilen, welche die österreichischen Finanzoperationen dem Hause Rothschild bieten, auch der Einfluss, den die kaiserliche Regierung auf die Behandlung der Judenfrage in Frankfurt auszuüben imstande war, mitgewirkt hat.»

Bismarck wusste damals wahrscheinlich gar nicht, wie recht er hatte. Einige Zeit später beschloss man in Berlin, den Neffen Amschels und künftigen Chef des Frankfurter Hauses, Mayer Carl Rothschild, auszuzeichnen. Der König von Preussen ernannte ihn zum Hofbankier und verlieh ihm den Roten Adler-Orden III. Klasse. Aber es war ein ganz besonderer Roter Adler, ein jüdischer sozusagen. Dieser Orden hatte nämlich nicht die übliche Form des Ordens, ein Kreuz, sondern man hatte eigens für den Baron Rothschild eine ovale Form gewählt. Anscheinend hielt es Preussen nicht für angemessen, einen Juden mit einem Kreuz zu dekorieren, selbst wenn es sich um eine Auszeichnung handelte und nicht um ein religiöses Symbol.

Der Baron machte Bismarck gegenüber aus seinen Gefühlen kein Hehl: War es nicht seltsam, einen Mann zu ehren und ihn gleichzeitig zu diskriminieren? Aber in Berlin schien man nicht zu begreifen. Im Jahre 1857 verlieh die preussische Regierung dem Baron Mayer von Rothschild abermals einen Orden, diesmal den Roten Adler II. Klasse, aber wiederum in der Form eines Ovals. Es schien fast, als habe man einen neuen Orden «Zum Gelben Stern» erfunden. Auf jeden Fall aber hielt man in Berlin diesen Rothschild offenbar für eine zwar aussergewöhnlich wichtige, aber doch nicht ganz gleichberechtigte Persönlichkeit.

Jetzt zeigte der Baron unverblümt, was er von diesen Ovalen hielt. Er tat einfach so, als habe er den Orden überhaupt nicht erhalten. Immer neue Ausreden fand er, jede schlechter als die vorhergegangene, um den Orden nicht anzulegen, und hielt mit seinem Unwillen nicht hinter dem Berg.

Endlich begann es Berlin zu dämmern. Bismarck erhielt Auftrag, zu be-

richten, wie sich Rothschild zu den für ihn zurechtgeschnittenen Auszeichnungen verhalte. In Bismarcks Antwortschreiben hiess es:

«Euer Exzellenz beehre ich mich auf den hohen Erlass vom 25. des Monats ganz gehorsamst anzuzeigen, dass ich den Hofbankier Mayer Carl von Rothschild mit Ordensdekorationen noch nicht gesehen habe, da er überhaupt grosse Gesellschaften nicht besucht und wenn er Orden trägt, mit Vorliebe den Königlich-Griechischen Erlöser oder den Spanischen Orden Isabellas der Katholischen anlegt. Auch bei der von mir gegebenen offiziellen Soiree ..., wo er in Uniform hätte erscheinen müssen, liess er sich durch Krankheit entschuldigen, vielleicht gerade nur deshalb, weil ihm das Tragen der Dekoration des Roten-Adler-Ordens für Nicht-Christen, die er an diesem Tage hätte anlegen müssen, peinlich ist. Ich schliesse dies auch daraus, dass er, so oft ich ihn zum Diner eingeladen habe, nur mit dem Band des Roten-Adler-Ordens im Knopfloch erscheint.»

Von da an hat Preussen keinen Unterschied mehr bei der Verleihung des Roten-Adler-Ordens gemacht. Aber die Rothschilds haben die ihnen angetane Diskriminierung nie vergessen, bis zu den Tagen nicht, als Kaiser Wilhelm II. sich ebenso angestrengt wie vergeblich darum bemühte, sie zu bewegen, in Berlin ein Zweighaus zu eröffnen.

Nie haben die Rothschilds ihren Glauben aufgegeben; stets haben sie ihn mit Nachdruck bekundet und verteidigt, in einer Weise, wie es bei den meisten Juden seit langer Zeit in Vergessenheit geraten war.

Fernerer, der Landsitz des französischen Zweigs der Familie, hatte eine Privatsynagoge, und am Hauptsitz der Rothschilds in London, an Lionel's Palais Piccadilly Nr. 148, befand sich ein unvollendetes Gesims, das an die Zerstörung Jerusalems gemahnen sollte. Auch im kaiserlichen Österreich wussten sie die Bräuche ihres Glaubens zu wahren. Zu den grossen gesellschaftlichen Ereignissen des Herbstes gehörte die Hirschjagd in den Wäldern der Rothschilds. Regelmässig wurde dieses Vergnügen an einem Nachmittag für viele Stunden unterbrochen. Die Herren der christlichen Hocharistokratie mussten sich die Zeit mit Schach- und Kartenspiel vertreiben, weil sich die Gastgeber nach Wien in die Synagoge begeben hatten, wo sie den Versöhnungstag fastend und betend begingen, bevor sie zu ihren Pferden und Jagdhunden zurückkehrten.

Die besten Köche Europas mussten lernen, wie man für einen Rothschild kocht – wenn schon nicht streng koscher, so doch wenigstens ohne Schweinefleisch. Und von den Festen, die die Familie gab, breitete sich nach und nach in vielen Ländern ein neuer Brauch bei grossen Empfängen aus: Nach dem Essen begaben sich die Herren nicht, wie es sonst

üblich gewesen war, ins Rauchzimmer und dann zu den Damen in den Salon, sondern die Damen mussten sich bequemen, zu den Herren zu kommen. Man hat manchen Brauch der Rothschilds übernommen, bevor man ihn verstand, und manche Leute haben nie begriffen, dass dieser Brauch auf einer patriarchalischen Lebensauffassung beruht, die den Herrn des Hauses in den Mittelpunkt stellt.

Für die Familie war es eine Selbstverständlichkeit, jüdisches Leben und jüdische Lehre in den Herzen der Kinder zu verwurzeln. Oft wurden dazu hauptberufliche Religionslehrer angestellt. In den Kindern sollte mehr geweckt werden als eine nur formelle Achtung vor dem Glauben der Väter. Das Tagebuch eines Kindes lässt uns beglückt die einzigartige Mischung von englisch-aristokratischer Diktion, naiven orthographischen Fehlern, talmudischer Freude an Selbstanalyse, himmelhoch jauchzender Begeisterung für das Ideale und ernster religiöser Hingabe erleben. So schrieb Annie, die jüngere Tochter Sir Anthonys, in ihr Tagebuch:

«Wie gerne ich doch malen würde, wie ein Genie ... Wie gern ich doch eine angeborene Begabung besäße, dass von selbst unter meinem Stift Meisterzeichnungen entstehen könnten. Ja, das wäre schön, aber es ist gut, dass mir das Glück nicht so gelächelt hat, dass ich nur wenig natürliche Gaben besitze und dass dadurch nicht meine Neigung zur Hochnäsigkeit gefördert wird. Ja, ich neige dazu, meine Überlegenheit zu zeigen, wo immer ich brillieren kann: Meine Überlegenheit in meiner wenn auch geringen Kenntnis der hebräischen Sprache und meine Überlegenheit in scharfsinniger Beherrschung der Mathematik. Es handelt sich um einen sehr schweren Fehler, und ebenso schwierig finde ich es, ihn abzulegen, da es schwer ist, nicht mit dem wenigen zu prahlen, das ich kann und weiss ... Aber bei all meinen Fehlern habe ich eine angeborene Achtung und Liebe für die Religion und eine hingebende Begeisterung für den heiligen jüdischen Glauben. Möge Gott mir verzeihen, aber selbst in dieser Hinsicht will ich von niemand übertroffen werden. Ich war neidisch, als ich hörte, dass meine Kusine Clemmie» (die Tochter von Mayer Carl Rothschild) «von einer plötzlichen» (religiösen) «Begeisterung erfasst sei. Ist das die Art und Weise, wie ich meine Achtung vor demjenigen bezeuge, der da sagte, man soll seinen Nächsten lieben wie sich selbst? Oh, allmächtiger Gott, erhöre mein Gebet, mache mein Herz sanft und liebevoll gegenüber allen, mit denen ich zusammenkomme, dann werde ich mich Deiner Wahl würdig erweisen, denn Du hast uns durch Deinen Propheten Moses aufgegeben, dass wir unsere Mitmenschen lieben sollen...»

Diese begeisterte junge Dame hat später gemeinsam mit ihrer Schwester Constance einen stattlichen Band über die Geschichte und Literatur der

Israeliten geschrieben. Als 29jährige heiratete sie den Honourable Eliot Yorke, einen Parlamentsabgeordneten, Sohn des Lord Hardwicke und führendes Mitglied der Englischen Hochkirche. In der vorhergehenden Generation hatte ihre Tante Hannah einen Anglikaner vornehmen Geblüts geheiratet und damit den Juden Kummer bereitet. Diesmal sahen die Christen Anlass, sich aufzuregen, denn nun ehelichte ein britischer Aristokrat ein Mädchen, das auch nach der Trauung genau das blieb, was sie vordem gewesen war: eine fromme und praktizierende Jüdin. Ganz im Gegensatz zu dem üblichen Assimilationsprozess hielten die Rothschilds von Generation zu Generation immer mehr an ihrem Glauben fest, Lionel ist es gewesen, der den alten und jungen Angehörigen der Familie ein bleibendes Vorbild dafür geliefert hat, mit dem dramatischen Abenteuer seines Lebens.

3. Lionel erobert das Parlament

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren praktisch alle Beschränkungen abgeschafft, denen die britischen Juden in früherer Zeit unterworfen gewesen waren. Nur eine einzige bestand immer noch: Man gestattete ihnen zwar, den Gesetzen zu gehorchen, aber nicht, daran mitzuwirken, neue Gesetze zu schaffen – sie konnten nicht als Abgeordnete ins Parlament gewählt werden. Die führenden englischen Juden, insbesondere die Rothschilds, hatten lange gegen diese Diskriminierung angekämpft. Man hatte Petitionen eingereicht, hatte zustimmende Leitartikel veranlasst und mit Hilfe von Presse und Flugschriften ganze Kampagnen gegen dieses Unrecht geführt. Das Parlament war durch nichts zu beeindrucken gewesen.

Da entschloss sich der Chef des englischen Zweiges der Familie persönlich, gegen dieses Vorurteil anzugehen – ein Entschluss, der einem Mann seiner steifen und ruhigen Wesensart nicht leicht gefallen sein kann. Da man ihm die gesetzlichen Voraussetzungen, sich um einen Sitz im Parlament zu bewerben, vorenthielt, war er gewillt, die Volksvertretung im Sturm zu nehmen. Im August 1847 begann Lionel Rothschild den Wahlkampf als Kandidat der Liberalen Partei für die City of London. Die City, das Geschäfts- und Finanzzentrum der Hauptstadt, war seit jeher für die Freiheit des Handels eingetreten. Jetzt setzte sich Rothschild in kluger Parallele ausserdem für die Freiheit der Religion ein.

Den Wählern rief er zu: «Meine Gegner sagen, dass ich meinen Sitz im

Parlament nicht einnehmen könne. Das geht nur mich an und nicht Sie. Ich habe mich von den besten Köpfen beraten lassen, und ich bin davon überzeugt, dass mir als Ihrem Abgeordneten, also als dem Vertreter der wohlhabendsten, der wichtigsten und der intelligentesten Wählerschaft der Welt, die Zulassung zum Parlament nicht verweigert werden kann, indem man sich auf irgendwelche Formalitäten beruft.»

Die «Formalitäten» wurden sehr bald kritisch (und sollten es noch lange Zeit bleiben), denn Lionel wurde gewählt. Überrumpelt durch die vollendete Tatsache, nahm das Unterhaus ein Gesetz an, nach dem Juden Abgeordnete sein konnten.

Aber das Oberhaus machte nicht mit. Viele Peers, die sich sonst nie blicken liessen, eilten nach London. Aus den abgelegensten Gütern von Cornwall und Wales kamen die Viscounts und die Earls, um ihre Stimme gegen diese jüdische Anmassung abzugeben. In Begleitung seines Bruders Anthony stand Lionel in der Halle des Hohen Hauses, lauschte mit finsternem Blick den gehässigen Reden und zog sich auch nicht zurück, als die Abstimmung durchgeführt wurde, die ihn besiegte.

Sein Grossvater, der Patriarch Mayer, der nimmermüde immer wieder an den Hof des Kurfürsten von Hessen gegangen war, konnte nicht beharrlicher gewesen sein als Lionel, der nun das Unterhaus, «die Mutter aller Volksvertretungen», regelrecht belagerte. Er gab in aller Form seinen Sitz frei; dadurch wurde eine neue Wahl in seinem Bezirk notwendig. Im Jahre 1849 gab er durch Flugblätter und Plakate bekannt, dass er abermals kandidiere.

Lionel erklärte: «Ich zögere nicht, mich wiederum um Ihre Stimme zu bewerben, weil Sie einem Prinzip zum Sieg verhelfen können, wenn Sie für mich eintreten, und ich davon überzeugt bin, dass Sie diesen grossen verfassungsmässigen Kampf mit der gleichen Kraft und mit dem gleichen Ernst führen werden, den Sie bisher bewiesen haben...»

Er wurde aufs neue gewählt. Wiederum liess ihn das Oberhaus nicht zu. Da entschloss sich Lionel zu einem direkten persönlichen Vorstoss: Er wollte buchstäblich physisch den Sitz einnehmen, zu dem ihn das Vertrauen der Wähler berufen und auf den er jeglichen moralischen Anspruch hatte.

Am 26. Juni 1850 geschah es. Brodelnde Unruhe erfüllte das Unterhaus. Lionels Gattin Charlotte sass auf der Galerie und sah voll Spannung hinab auf das, was sich nun ereignete: Der Sergeant-at-Arms verkündete, ein neues Parlamentsmitglied wünsche vereidigt zu werden. Lionel schritt

zu dem Tisch des Hauses. Der Schriftführer erhob sich, um den Zulassungseid in der üblichen Form ablegen zu lassen auf das dafür übliche Buch, das Neue Testament.

«Ich wünsche meinen Eid auf das Alte Testament abzulegen.» Die Stimme des Baron Lionel war laut und klar.

Das Haus schien zu explodieren. Der Oppositionsführer, Robert Inglis, schrie ihm ins Gesicht: «Sir, seit Menschengedenken ist dies eine christliche Nation gewesen und dieses Haus eine christliche gesetzgebende Versammlung. Niemand – und ich darf dies sagen, ohne beleidigen zu wollen – hat sich je angemast, seinen Sitz hier einzunehmen, ohne bereit zu sein, vorher den feierlichen Eid auf unseren Erlöser abzulegen. Ich jedenfalls werde nie meine Einwilligung zu einer Zulassung ohne diesen Eid geben.»

Nach einer langen, hitzigen Debatte, einer Vertagung und drei Abstimmungen genehmigte schliesslich das Unterhaus Lionel's Vereidigung auf das Alte Testament. Am nächsten Tag stand er wieder vor dem Tisch des Hauses. Auf's neue brach die Schlacht über die «Formalität» aus. Zu den Förmlichkeiten der Zulassung gehörte auch der sogenannte Abschwörungseid, durch den das neue Unterhausmitglied der lange abgesetzten Dynastie der Stuarts feierlich jede Untertanentreue auf sagte. Dieser Eid, ein Relikt aus längst vergangenen Zeiten, sollte sich als Hauptwaffe der antijüdischen Partei erweisen, denn er schloss mit den Worten: «... auf den wahren Glauben eines Christenmenschen».

Im ganzen Haus, von der Galerie bis zur vordersten Abgeordnetenbank, hielt jeder den Atem an, als Lionel die Eidesformel nachsprach, und jeder wartete auf die letzten Worte. Da sagte Lionel: «Diese Worte lasse ich aus, da sie für mein Gewissen nicht bindend sind», und beschloss den Eid nach der Art gläubiger Juden mit hebräischen Worten und mit bedecktem Haupt. Schon beugte er sich nieder, um seinen Namen in die Liste der Abgeordneten einzutragen, als ihm eine Stimme Einhalt gebot: «Baron Lionel de Rothschild, ziehen Sie sich zurück!» Es war der Sprecher des Hauses, der dies sagte. Einen Augenblick später musste Lionel das Hohe Haus verlassen, in dem abermals äusserste Erregung herrschte. Aber der Baron war erst am Anfang seines Kampfes. Bei der nächsten allgemeinen Wahl 1853 wählte ihn die City of London mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der er wieder kandidierte, neuerdings zum Parlamentsmitglied. Das Unterhaus nahm, nach stürmischer Debatte, wiederum ein Gesetz an, durch das die Schwierigkeiten bei der Eidesleistung

beseitigt wurden. Aber wiederum wandte sich das Oberhaus dagegen. Ganz England nahm lebhaftesten Anteil an den Auseinandersetzungen über den Fall des Abgeordneten Baron Lionel de Rothschild.

Drohend liess sich der Bischof von London vernehmen: «Wenn Sie das Fundament des Christentums, auf dem diese gesetzgebende Versammlung ruht, zerstören, um einer kleinen Gruppe ehrgeiziger Männer Befriedigung zu verschaffen, dann zerstören Sie gleichzeitig das christliche England.»

Ein anglikanischer Abgeordneter erwiderte, dass er «es sehr bedauern würde, wenn er von seinem Glauben eine so niedrige Auffassung hätte, dass er annehmen müsse, die Zulassung eines Juden zum Parlament könne die Grundlagen des Christentums schwächen oder sonst irgendwie beeinflussen».

Henry Drummond, ein bekannter Anführer einer Sekte, wetterte gegen die Wahl eines Juden «durch den Pöbel von London, der teils aus reinem Mutwillen, teils aus Verachtung für das Unterhaus und teils in dem Wunsch handelt, dem Christentum einen Schlag zu versetzen».

Ein bösesartiges Gerücht wurde in Umlauf gesetzt: Rothschild habe Geld gezahlt für die Wahl von Lord John Russell zum Premierminister, um ihn als Freund zu gewinnen. Der Bischof von Oxford und andere Kirchenfürsten fanden es nicht unter ihrer Würde, sich mit dieser Verleumdung zu identifizieren, während es erfreulicherweise auch eine grosse Anzahl anderer Geistlicher gab, die sich mit Würde und Energie auf die Seite Rothschilds stellten.

Einer von diesen schrieb: «Wir können uns vorstellen, wie ein grosser Teil der Geistlichkeit Weihnachten verbringen wird ..., jene heilige Zeit, so recht geeignet, gegen die Juden zu beten. Zwei Gerichte werden serviert werden, bevor man den Weihnachtsstollen auf den Tisch bringt: geröstete Ketzer und ihres Stimmrechts beraubte Juden. Von Engeln, die vom Frieden auf Erden singen, werden uns diejenigen predigen, die hienieden die Herrschaft der Zwietracht und der Verfolgung verlängern. Wessen Geburt feiert denn die Kirche? Ist es nicht die Geburt eines Juden?» Die Londoner «Times» meinte in einem Leitartikel: «Wenn schon die Qualifikation eines Kandidaten unbedingt in Zusammenhang gebracht werden muss mit den Qualitäten der Grundsätze, die dieser vertritt, dann glauben wir, dass die Prinzipien, die Baron Rothschild verteidigt, sehr wohl den Vergleich mit denen aller anderen bestehen, die sich zur Zeit um die Gunst der Wählerschaft bewerben.»

Die herrschenden Kräfte waren jedoch anderer Ansicht. Insgesamt sechs-

mal wurde Lionel von seiner unbeirraren Wählerschaft ins Parlament geschickt; sechsmal schritt er zum Tisch des Hauses und forderte, dass er in Einklang mit den Geboten seines Glaubens vereidigt werde. Zehnmals brachten die Liberalen einen Gesetzentwurf zur Änderung des Abschwörungseides ein, und zehnmals stellte sich Disraeli gegen seine eigene Partei, die Konservativen, und forderte mit all seiner Beredsamkeit die Revision des Eides. Zehnmals nahm das Unterhaus dieses Gesetz an, und zehnmals wurde es daraufhin vom Oberhaus ausser Kraft gesetzt.

Aber beim elften Male gaben die Lords nach. Im Jahre 1858 stimmten sie einem Gesetzentwurf zu, nach dem jedes Haus des Parlaments die Eidesformel für seine Mitglieder nach eigenem Gutdünken formulieren konnte. Am 26. Juli 1858 unterwarf sich Lionel abermals den ihm nun schon so gewohnten Formalitäten, die diesmal endlich zu einem guten Ende führten: Das Haupt bedeckt, wie es jüdischer Brauch fordert, leistete er seinen Eid, schrieb seinen Namen in die Liste der Mitglieder ein und setzte sich auf den ihm zustehenden Sitz. Und jetzt hinderte ihn niemand mehr daran.

Elf Jahre hatte dieser Krösus auf den Frieden der Paläste verzichtet, für den ihn sein glückliches Schicksal bestimmt hatte. Elf Jahre lang stand er im Mittelpunkt hitzigster Diskussionen in der Öffentlichkeit, elf Jahre lang setzte er sich bösartigsten Verleumdungen und Verdächtigungen aus. Und das alles ertrug er, obwohl er wahrlich kein Märtyrer war, sondern ein von Gicht gequälter, jähzorniger und eigensinniger Multimillionär. Seine Gattin hat einmal die Situation treffend gekennzeichnet: «Elf Jahre lang schrie uns diese Parlamentsgeschichte aus jeder Ecke unseres Hauses unentwegt an.» Elf Jahre lang focht er diesen guten Kampf. Er war grimmig, fuhr nervös seine Dienerschaft an, gab Unsummen für Wahlfeldzüge aus und erweckte das Interesse des ganzen britischen Weltreichs. Nachdem aber endlich die Mauer ingerannt war, die ihn an der Wahrnehmung der Rechte und Pflichten eines Abgeordneten gehindert hatte, nachdem er schliesslich Mitglied des Unterhauses geworden war – tat er überhaupt nichts mehr. Während der gesamten Dauer seiner Zugehörigkeit zum Unterhaus, in mehr als fünfzehn Jahren, hat er keine einzige Rede gehalten und keinerlei Tätigkeit im Parlament ausgeübt. In seinem Fall erscheint dieses Paradoxon vollkommen logisch. Denn er war ebensowenig ein gewöhnlicher Politiker, wie er ein durchschnittlicher Kapitalist war. Er war ein Rothschild und damit ein Fleisch gewordenes Prinzip. Und dieses Prinzip verlangte, wie er selbst in einem seiner Wahlauftrufe betont hatte, seine Durchsetzung. Nachdem dies erreicht

war, gab er sich zufrieden. Ihm war es nur auf eines angekommen: die Tore aufzureissen, durch die dann auch andere Bekenner seines Glaubens ungehindert schreiten konnten.

Das Tor zum Unterhaus war aufgestossen. Wie aber war es mit dem Portal zum Oberhaus? Wenn ein Jude mit Fug und Recht im Unterhaus sass – war er dann nicht auch gut genug, im Oberhaus zu sitzen? Der Premierminister Gladstone warf diese Frage im Jahr 1869 auf, und der Jude, den er im Auge hatte, war derselbe Baron Lionel de Rothschild, Mitglied des Unterhauses. Aber für die Berufung ins Oberhaus war nur eine einzige Instanz zuständig: die Königin. Ihre Majestät hielt es für richtig, in dieser Angelegenheit (wie in so mancher anderen) noch weit viktorianischer zu sein als ihre Zeit. An ihren Kammerherrn, Lord Granville, schrieb sie in einem Brief, dessen Unterstreichungen zeigten, wie sehr die Angelegenheit sie bewegte: «Einen *Juden zu einem Peer* machen, das wäre ein Schritt, dem die Königin *nie zustimmen könnte*. Das würde einen schlechten Eindruck machen und der Regierung ausserordentlich schaden.»

Auf Anraten des Premierministers arbeitete Lord Granville eine Entgegnung aus, in der er zwar Ihrer Majestät gewisse Zugeständnisse machte, im Ganzen jedoch einen gegenteiligen Standpunkt vertrat: «Der Gedanke, einen Juden zum Peer zu erheben, ist zweifellos ungewöhnlich ... Aber er» (Baron Rothschild) «vertritt eine Bevölkerungsgruppe, deren Einfluss infolge ihres Vermögens, ihrer Intelligenz und ihrer literarischen Verbindungen beträchtlich ist.» Und dann ging er auf die wahren Gründe für den Vorschlag des Premierministers ein: Die Regierung sei der Ansicht, dass die Ernennung Rothschilds jene republikanischen Tendenzen eindämmen würde, die sich in manchen einflussreichen Finanzkreisen zu entwickeln schienen.

Ihre Majestät dagegen war nach wie vor überzeugt, dass ihre Monarchie sehr wohl auch ohne die Hilfe des Enkels eines Hausierers aus dem Ghetto bestehen könne.

Jetzt versuchte Gladstone selbst, seine Königin umzustimmen. In einem Brief vom 28. Oktober 1869 schrieb er:

«... Weit mehr in seiner Eigenschaft als das Oberhaupt des grossen europäischen Hauses Rothschild als durch seine ausgedehnten Besitzungen und seine führende politische Stellung... nimmt Baron Lionel de Rothschild genau jene aussergewöhnliche Position ein, die jede Besorgnis zerstreut und die so selten zu finden ist... Meiner Ansicht nach wäre es unmöglich, einen gleichwertigen Ersatz für ihn zu finden. Sollte seine Religion für immer als Schranke gegen ihn wirken,

dann würde der Eindruck erweckt werden, dass durch eine Stellungnahme von Allerhöchster Seite aufs neue jene Diskriminierung verankert würde, die früher eine gesetzliche Basis hatte, die aber in der Zwischenzeit durch die Krone und das Parlament abgeschafft ist.

Mr. Gladstone hat nun Ew. Majestät so eindringlich auf diese Angelegenheit hingewiesen, wie es ihm im Rahmen seiner Pflichten geboten erschien, und wird Ew. Majestät nicht weiter behelligen über die Grenzen dessen hinaus, was das unvoreingenommene Urteil Ew. Majestät für richtig erachtet.»

Keines dieser Argumente vermochte die Königin zu beeindrucken. Erst musste noch der Suezkanal durch Roth Schilds dies Geld für England gewonnen werden; erst musste noch Disraeli (der zwar getauft war, der aber noch sehr an dem Glauben und dem Volk hing, dem er entstammte) das Herz der Königin erobern; und erst musste noch Lionel im Jahre 1879 sterben, bis die Königin endlich Lionels Waffe unterlag – der alten Waffe der Rothschilds: dem Sohn.

Am 9. Juli 1885 schritt Nathaniel Mayer de Rothschild in die grosse Halle von Westminster und vollzog vor dem Oberhaus die gleiche feierliche Handlung, die dieses Oberhaus seinem Vater einst für das Unterhaus verboten hatte.

Der neue Lord setzte die zeremonielle jüdische Kopfbedeckung auf, den dreieckigen Hut, und schwor auf eine hebräische Bibel seinen heiligen jüdischen Eid.

«Es geschah zum ersten Male», so schildert ein Historiker die Situation, «dass die Peers des Reiches Zeugen waren, wie einer von ihnen mit bedecktem Haupt den Eid ablegte, und zwar auf ein anderes Buch, als im christlichen Brauch und in der englischen Überlieferung vorgeschrieben.» Aber die Zeremonie war noch in einer anderen Hinsicht einzigartig – einzigartig wie die neue Generation von Rothschilds, die nun heraufgekommen war.

4. *Drei Sonnen im Zenit*

Lionels ältester Sohn, Nathaniel de Rothschild, traf einmal an der Börse einen Kollegen, der sich vor Stolz gar nicht genug tun konnte. Denn er war soeben vom König von Italien geadelt worden, als Belohnung für einen Dienst, den er dem Monarchen (wahrscheinlich in finanzieller Hinsicht) geleistet hatte. Natty hörte geduldig zu, wie der neugebackene Adlige sich an seiner noch so jungen Würde berauschte. Dann warf er einen Blick auf den Lire-Kurs, der in dieser Woche gerade besonders niedrig stand, und meinte kühl:

«Meine Glückwünsche, Baron! Ich wusste ja, dass Sie nie eine Gelegenheit verpassen würden, etwas unter Preis zu kaufen.»

Es ist bemerkenswert, dass ein Rothschild in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits seinerseits Witze über Neureiche machen konnte. Noch interessanter aber ist die Tatsache, dass Lionel's drei Söhne von ihrem Titel «Baron» überhaupt keinen Gebrauch machten, sondern es vorzogen, sich wieder einfach Mister zu nennen. Der gleiche Titel, den ihr Grossvater noch so intensiv abgelehnt hatte und um den andererseits ihr Vater so besorgt gewesen war, hatte für sie alle Bedeutung verloren. Sie hatten bereits so viel eigenes Prestige erworben, dass sie Titel nicht mehr brauchten.

In eindrucksvoller Weise demonstrierten sie eine alte Wahrheit: Ein einzelner kann zwar im Laufe seines Lebens zu Reichtum und Ehrungen kommen; echten gesellschaftlichen Rang aber vermag – und das liegt wohl an einem sonderbaren Zug der menschlichen Natur – ein einzelner nicht zu erobern. Dieser Rang muss erst mehrfach vererbt werden, bevor er selbstverständlich ist. Die Zugehörigkeit zur grossen Gesellschaft kann, wie die Jungfräulichkeit, in einem einzigen Augenblick verlorengelangen und nur mit der Geburt erworben werden.

Nathaniel, Alfred und Leopold hatten ihren Rang von Geburt her. Bei anderen Familien hätte man vielleicht gefragt: «Ist das wirklich ausreichend?» Schliesslich lagen nur zwei Generationen zwischen ihnen und dem Ghetto. Aber im Fall dieser drei Rothschild-Brüder fiel es niemandem ein, die Frage auch nur zu erwägen. Nicht so sehr deshalb, weil die Brüder so ungemein reich waren, sondern weil sie sich mit einer so entwaffnenden Selbstverständlichkeit zu geben wussten. Diese unvergleichliche Lebensart hat die Familie davor bewahrt, dass ihre Angehörigen als Emporkömmlinge angesehen wurden.

Ein Emporkömmling ist eine schlechte Imitation dessen, der schon lange emporgekommen ist. Und nichts wirkt vulgärer, als mit Gewalt den Eindruck erwecken zu wollen, dass man nicht zu den Neureichen gehört. Die Rothschilds aber, die ihre alten jüdischen Witze in makellosem Cambridge-Englisch erzählten, diese Rothschilds, die stolz den Sabbat auf ihren Landsitzen feierten, die sich nicht scheuten, die Wände ihrer Schlösser mit den Bildern ihrer aus dem Ghetto stammenden Ahnen zu schmücken – diese Rothschilds waren eben immer nichts als die Rothschilds, nicht mehr und nicht weniger. Sie haben nie versucht, einen Earl, einen Herzog oder einen Marquis zu imitieren. Sie hatten jenes Besondere, jenes selbstverständliche und fast exzentrische Bekenntnis zur ei-

genen Art, das für andere Familien erst natürlich wird, nachdem sie viele Generationen auf den Höhen der Gesellschaft dahingeschritten sind – vorausgesetzt, dass sie bis dahin der Degeneration entgangen sind.

Was die Rothschilds anlangt, so erwies sich diese ihre eigene Art bis zum heutigen Tag als unwahrscheinlich robust. Aber selbst unter ihnen sticht das Trio der Söhne Lionels, diese dritte Generation in England, hervor. Von den Brüdern Lionels hatte nur noch Nathaniel, der in Paris lebte, Söhne, und diese wurden sehr bewusst französische Rothschilds, die in ihrer Art wieder einen besonderen Zweig der Familie bildeten. Die drei Söhne Lionels fanden sich deswegen nicht nur im Alleinbesitz des Londoner Bankhauses, sondern des gesamten Familienbesitzes in Grossbritannien.

Zeitlich gesprochen, bedeuten sie einen Höhepunkt in doppelter Hinsicht: Vor ihnen war keiner jemals so reich gewesen wie sie, und nach ihnen konnte keiner, der so reich war, der grossen Nivellierung durch die wilde Gleichmacherei und die bedrückenden Steuern entgehen, die für das 20. Jahrhundert so kennzeichnend geworden sind (wobei zu bemerken ist, dass sie ihre letzten Lebensjahre in diesem unheilträchtigen Jahrhundert zu verleben hatten).

Und örtlich gesprochen waren sie ein Bestandteil des englischen Adels – eines Adels, der den Glanz und die Position der Aristokratie selbst in das Atomzeitalter besser hinüberzuretten vermochte als der Adel irgend-eines Landes auf dem Kontinent.

Vieles aus der uns heute schon so fremdartig anmutenden, prunkvollen Welt Nathaniels, Leos und Alfreds lebt in seinen Nachwirkungen fort bis in unsere Tage.

a) Nathaniel

Als die gute Königin Viktoria im Jahre 1885 den ältesten Sohn Lionels zum Baron des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Irland erhob und ihm damit die Peerswürde verlieh, musste sie eine Überraschung erleben. Es war ein alter Brauch, der bis heute so gut wie keine Ausnahme gestattete, dass jeder, der so geehrt wurde, seinen alten Namen aufgab und sich einen anderen zulegte, einen Adelsnamen, selbstverständlich alt angelsächsischer Art. Benjamin Disraeli wurde ein Lord Beaconsfield, Marcus Samuel ein Lord Bearsted. Aber Nathaniel Mayer Rothschild hielt es für richtig, nur Nathaniel Mayer Lord Rothschild zu werden, was gleichzeitig Ausdruck unnachahmlicher Bescheidenheit wie vollendeter Blasiertheit war.

Diese Entscheidung liefert uns den Schlüssel für das Verständnis seines

ganzen Lebens. Er erbe nicht nur den ganzen Reichtum dreier Generationen, sondern auch ihr ganzes Überlegenheitsgefühl. Ein schlichter, fast altmodischer Stolz war so sehr natürliches Lebenselement für ihn geworden, dass wir es heute fast als liebenswürdige Eigenheit empfinden, wie etwa die edle Wildheit des Letzten der Mohikaner: Lord Rothschild trug seinen steifen Hut und seine Blume im Knopfloch genauso überzeugend wie Chingachgook seinen Federschmuck und seinen Tomahawk.

Nicht etwa erst seit der Nobilitierung durch Königin Viktoria hatte Nathaniel sich politisch betätigt, sondern schon seit zwanzig Jahren: Bereits 1865 bewarb er sich um einen Sitz im Parlament, jedoch nicht in einem Geschäftsviertel, wie es noch sein Vater für richtig befunden hatte. Nein, er bewarb sich um die Gunst der Wähler auf dem Lande, dort, wo die vornehmsten Leute ihre Güter hatten, und zwar in Aylesbury, in der Grafschaft Buckinghamshire, wo die Familie einen Grossteil der Ländereien besass.

Es ist unnötig zu betonen, dass er gewählt wurde und dass er in jedem weiteren Wahlkampf ebenfalls siegte. Die Wähler gaben ihm ihre Stimme mit der gleichen Treue, die einst die Bauern ihrem Lehnsherrn gehalten hatten. Als Peer gab er natürlich seinen Sitz im Unterhaus zugunsten des Platzes im Oberhaus auf, aber hier wie dort war er der typischste, der eindrucksvollste, ja der personifizierte Wortführer der Reaktion. Voller Verachtung äusserte er sich über öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen, über die Suffragetten, die für das Frauenwahlrecht kämpften, über staatliche Altersversorgung – kurz gesagt, er war gegen alles, was nur irgendwie nach Fortschritt roch. Seine Reden zeichneten sich nicht nur durch eine gestochen klare Sprache aus, sondern auch durch wohlbegründete Beweisführung und treffende Beispiele – man spürte, dass hier ein ungewöhnlich fähiger Kopf sprach.

«Wann immer ich eine geschichtliche Auskunft haben möchte, frage ich Natty», sagte Disraeli, der selbst ein Mann mit einem glänzenden Gedächtnis war.

Aber Natty konnte weit mehr als nur Reden halten. Er wusste auch höchst wirksame Opposition gegen jede politisch fortschrittliche Gesetzgebung zu machen. Im Jahre 1909 rief Lloyd George verzweifelt aus: «Ich frage Sie, sollen denn alle Wege, die zu einer wirtschaftlichen und sozialen Reform führen, gesperrt werden durch ein einfaches Schild mit der Aufschrift «Keine Durchfahrt auf Anordnung von Nathaniel Rothschild»?»

Sein Grossvater Nathan hatte dem linken Flügel der Liberalen Partei nahegestanden, Lord Rothschild jedoch, offiziell der Liberalen Partei ange-

hörig, war der Stolz und oft auch die treibende Kraft der Rechten. Die gleiche Entwicklung ging in der Rothschild'schen Bank vor sich: Unter ihrem Gründer hatte sie zu den wagemutigsten Firmen der City gehört, unter Nathaniel aber wurde sie die konservativste, exklusivste und wählerischste aller Londoner Banken, was er sich auch leisten konnte. Die einzige Änderung, die er einführte, war eine aristokratische. Nathaniel liess seine Besucher in verschiedenen Räumen warten. War die Zeit gekommen, ging er in das erste Zimmer, die Uhr in der Hand, und teilte dem dort Wartenden mit, wie viele Minuten er für ihn vorgesehen hatte. Höflich hörte er sich an, was der Besucher vorzubringen hatte, ebenso höflich antwortete er, aber nie dauerte die Unterredung auch nur eine Sekunde länger als angekündigt. Sofort ging es dann ins nächste Zimmer. Sein eigenes Büro war nur für Besuche höchstgestellter Persönlichkeiten des Landes reserviert, weshalb das Chef-Büro am New Court auch heute noch die Atmosphäre eines Allerheiligsten hat.

Er war wirklich der «König der Juden». Man erzählt sich noch heute die Geschichte von dem Einwanderer aus Polen, der kurz nach seiner Ankunft in London den Versöhnungstag in der Synagoge des Stadtteils East End beging. Plötzlich hielten alle Betenden inne. Eine ungewöhnliche Stille herrschte im Raum. «The Lord has come!» flüsterte ein Nachbar dem Polen zu, der sich sofort zu Boden warf, denn er glaubte, dass der Messias endlich gekommen sei. Dann aber sah er Nathaniels berühmten Zylinderhut, und nun wusste er, dass es der Lord Rothschild war, dem man so viel Ehrfurcht entgegenbrachte.

Nathaniel war der Sprecher der britischen Juden. Ebenso selbstverständlich wie am 23. Juni 1897 der Kardinal Vaughan der Königin Viktoria die Glückwünsche aller Katholiken des Reiches zu ihrem 50-jährigen Regierungsjubiläum aussprach, tat dies Nathaniel für die Juden Grossbritanniens. Und als er auf einer seiner grossen Reisen nach Bagdad kam, empfing ihn die dortige Judenschaft mit denselben hohen Ehrungen wie einst ihre Ahnen den Exilarchen, die legendäre Gestalt des Oberhaupts aller Israeliten in der Diaspora. In der Tat nahm Nathaniel die Interessen seiner Glaubensbrüder auf dem ganzen Erdenrund wahr. Wann und wo immer Juden unterdrückt wurden, wann und wo immer sie unter Pogromen zu leiden hatten – New Court trat energisch für die Verfolgten ein und linderte die Not der Opfer. Ein Beispiel nur für viele: Da Russland seine jüdische Bevölkerung besonders brutal behandelte, bekam die Regierung des Zaren stets nur abschlägige Bescheide, wenn

sie Anleihen haben wollte. Im Jahr 1891 jedoch war eigens eine Kommission aus St. Petersburg zu eingehenden Anleiheverhandlungen mit Bevollmächtigten vom New Court gekommen. Als jedoch eine neue Verfolgungswelle aus Russland gemeldet wurde, wobei es klar war, dass die Exzesse von der Regierung geduldet worden waren, traf ein Bote von Nathaniel ein. Ohne auch nur ein Wort zu verlieren, brachen die Rothschildschen Beauftragten die Verhandlungen ab – die Situation, vor der sie ihre Verhandlungspartner von vornherein gewarnt hatten, war eingetreten.

Manchmal wird Prinzipientreue vom Schicksal belohnt: Als im Jahre 1917 die russische Revolution ausbrach und die zaristischen Anleihen wertlos wurden, waren die Rothschilds von allen grossen englischen Banken am wenigsten geschädigt. Aber nicht immer wird Prinzipientreue vom Schicksal belohnt: Als nach der Revolution die kurzlebige demokratische Regierung Russlands unter Kerensky in St. Petersburg eine «Freiheitsanleihe» auflegte, zeichnete New Court telegrafisch eine Million Rubel. Selbstverständlich bekam die Bank nicht einen einzigen Rubel zurück, denn Lenin trat die Nachfolge Kerenskys an.

Damals war Nathaniel schon tot, aber wäre er noch am Leben gewesen, dann hätte er diese Million als Spende für einen guten Zweck abgeschrieben. Denn in seiner Wohltätigkeit war er nicht weniger königlich als in seinen geschäftlichen Unternehmungen, und im New Court hatte er ein eigenes grosszügig aufgezogenes Büro für Spenden eingerichtet. Er selbst war ausserdem Präsident von drei Krankenhäusern in London, Schatzmeister eines vierten und zugleich Vorsitzender des Britischen Roten Kreuzes. Was er für die Juden an Wohltätigkeit geleistet hat, ist nicht zu ermessen. Eine einzige jüdische Schule zum Beispiel erhielt von ihm jährlich 15'000 Pfund Sterling.

Aber auch als Wohltäter war Nathaniel kurz angebunden. Sein Grossvater hatte Bettlern einen freudigen Schreck dadurch eingejagt, dass er ihnen eine Guinee verehrte und sie dadurch meist veranlasste, sehr schnell zu verschwinden, weil sie befürchteten, der edle Mann könne seinen kostspieligen Irrtum bereuen. Auch Nathaniel wies niemals einen Bettler ab. Aber oft war er derjenige, der die Flucht ergriff aus Angst, sich Dankesworte anhören oder gar lächeln zu müssen.

Je grösser seine Wohltätigkeit war, desto schroffer gab er sich. Um die Jahrhundertwende flüchteten Tausende russischer Juden nach England, wo ihre Glaubensbrüder Mittel sammelten, um ihre Weiterreise nach den Vereinigten Staaten zu finanzieren. Nathaniel und gleichgesinnte Männer

sorgten für diese entwurzelten Massen. Eines Tages aber wurde der Ansturm der Einwanderer so gewaltig, dass die normalen karitativen Institutionen in East End ihn nicht mehr bewältigen konnten. Hermann Landau, ein Philanthrop, der sich der jüdischen Flüchtlinge ganz besonders angenommen hatte, musste sich durch Strassen kämpfen, die vollgestopft waren mit Obdachlosen. Sofortige Hilfe war nötig, aber dazu brauchte er Mittel, die weit über seine eigenen hinausgingen. Landau fuhr direkt nach New Court, Nathaniels Privatbüro, sonst den meisten geschäftlichen Besuchern verschlossen, öffnete sich ihm sofort. Landau erklärte, er benötige sofort 25'000 Pfund für den Bau von Baracken. Noch bevor er ausgedet hatte, schob ihm Nathaniel einen Scheck über 30'000 Pfund zu. Verdutzt sagte Landau: «Sie haben mich nicht verstanden. Ich brauche nur 25'000 Pfund.» – «Hör ihn dir an, Leo», sagte Lord Rothschild grimmig zu seinem jüngsten Bruder, «Landau hat Mitleid mit uns!» Mitleid war etwas, was ein Rothschild zu gewähren, nicht aber zu empfangen pflegte.

Landau war jedoch wesentlich besser behandelt worden als manche Leute, die gesellschaftlich auf gleicher Stufe standen wie Nathaniel. Eine Herzogin zum Beispiel, die dem Baron zutiefst unsympathisch war, pflegte er damit zu ärgern, dass er alle ihre guten Freunde zu seinen Gesellschaften einlud, nur nicht sie selbst. Als dies nicht den gewünschten Erfolg hatte, kam er auf eine Idee, die so boshaft war, dass selbst sein boshafter Grossvater seine helle Freude daran gehabt hätte. Er gab ein grosses Festessen in seinem Stadtpalais Piccadilly Nr. 148. Die erlauchte Dame war nicht nur eingeladen, sondern scheinbar noch dadurch ganz besonders geehrt worden, dass sie an der Tafel rechts von Premierminister Gladstone und links von Lord Nathaniel selbst sass. Auf dem rechten Ohr aber war Gladstone taub, auf dem linken Nathaniel, und so musste die unglückselige Dame viele Stunden zwischen zwei Tischherren verbringen, die auf kein einziges Wort von ihr reagierten. Nicht immer machte sich der alte Herr solche Mühe, seine Gefühle nur indirekt zu zeigen. Auf seinem Landgut Tring Manor wagte eines Tages ein nicht minder prominenter Gast, Lady Fingall, einige Moschusrosen, über die er eifersüchtig wachte, ohne seine Erlaubnis zu pflücken. Vor allen Gästen sagte Nathaniel der Dame unverblümt seine Meinung, entschuldigte sich allerdings später für seine Ungehörigkeit dadurch, dass er einen riesigen Strauss dieser Rosen in ihre Kutsche legte. Trotzdem blieb man allgemein der Meinung, dass Lord (Nathaniel) Rothschild und Lord (Randolph) Churchill die grössten Männer von ganz England seien.

b) Der nette Leo

Nathaniels jüngster Bruder Leopold war das genaue Gegenteil des ältesten. War Nathaniel ein stolzer Lord, so war Leo ein liebenswerter Leichtfuss. Niemals vergass er zwar die Verpflichtungen, die ihm sein Name auferlegte. Er unterhielt nicht weniger als vier Palais. Das am Hamilton Place, unmittelbar anschliessend an die «Rothschild-Row» am Hyde-Park-Corner, war denkbar luxuriös. Es besass einen hydraulischen Aufzug, dessen Betrieb so kostspielig war, dass es teurer war, sich mit seiner Hilfe vom ersten zum zweiten Stock zu bewegen, als mit einer Droschke durch ganz London zu fahren. Selbstverständlich war aber auch eine Treppe da – eine handgeschnitzte Wendeltreppe, wohl die schönste ihrer Art in ganz England. Auch die Regale und Möbel der riesigen Bibliothek waren handgeschnitzt, aus Ahorn und Mahagoni; vierzig eigens aus Italien geholte Kunsthandwerker hatten zwei Jahre für die Fertigstellung gebraucht. In der Küche konnte man einen ganzen Ochsen am Spiess braten. Unter jedem Fenster waren Heizkörper angebracht, aber auch unter den Tischen, um das Essen warmhalten zu können. Man könnte viele Seiten füllen, wollte man alle die anderen Raffinessen aufzählen, mit denen dieses Haus der Wunder ausgestattet war. Es existiert noch heute; es gehört jetzt einem der luxuriösesten Londoner Dinner-Clubs.

Leopold besass ausserdem das berühmte Gunnersbury Park, das er von seinem Vater geerbt hatte. Er selbst kaufte das Palace House in der Nähe der Rennbahn von Newmarket, wo der König von England und andere hohe Herrschaften bei ihm zu Gast waren. Und schliesslich gehörte ihm Ascott Wing, ein herrlicher Landsitz mit kilometerweiten Gärten und Parks. Dieses Schloss, von den Besitzungen der Rothschilds in Buckinghamshire zweifellos die schönste, ist das einzige, das die Familie noch heute bewohnt.

An Ascott Wing grenzte South Court an, wo er mit grösster Leidenschaft sein Gestüt hielt. Die Liebe zum Reiten hatte Leo von seinem Onkel Mayer geerbt. Er war ein hervorragender Züchter. Kosten spielten dabei keine Rolle. Und wenn seine Pferde über die Rennstrecke liefen, dann feuerte er sie mit lauten Zurufen an, ganz ohne die Zurückhaltung, die man eigentlich von einem britischen Gentleman erwartet. Manchmal wussten die Zuschauer nicht, worauf sie mehr achten sollten: auf Leopolds herrliche Vollblüter auf der Rennbahn oder auf seine überschwenglichen Temperamentsausbrüche auf der Zuschauertribüne. Leo-

polds Pferde siegten zweimal im Derby, 1879 und 1904; sein Onkel Mayer hatte dies nur einmal geschafft. In all diesen Jahren führte er seinem Rennstall buchstäblich Hunderte von Champions zu.

Dass er nicht dreimal Sieger im Derby wurde, ist einer Mitleidsregung ganz besonderer Art zuzuschreiben. Im Jahr 1896 beteiligte sich der Prince of Wales, ein guter Freund Leopolds, am Derby mit einem praktisch unbekanntem Pferd, das den Namen Persimmon trug. Für die blaugelben Farben Rothschilds ging St. Frus-quin an den Start, wohl das berühmteste Rennpferd des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das auf jeder Rennbahn Englands siegreich gewesen war. Und nun war das Derby 1896 da. Seine Königliche Hoheit hatten gerade jetzt besondere Aufmunterung nötig, da er mehr denn je Ärger mit seinen Freundinnen hatte. Leo sorgte dafür, dass er diese Aufmunterung bekam: Persimmon und nicht St. Frus-quin ging als Sieger durchs Ziel.

Leos gutes Herz schlug nicht nur für seine Freunde, sondern auch für den einfachsten Mann. Nicht umsonst sagte man von ihm, dass er umso mehr Geld verlor, je mehr Rennen er gewann. Wenn er einen Rennsieg feierte, dann verschenkte er nicht nur das Geld, das sein Stall für ihn gewonnen hatte, sondern das Vielfache dieser Summe für gute Zwecke: Er hatte seinen Pokal gewonnen – und ein Krankenhaus bekam von ihm das Geld für einen neuen Anbau. Aber nicht nur auf der Rennbahn erwies sich Leopold als grossherziger Philanthrop. Bittsteller, die es nicht wagten, sich an Nathaniel zu wenden oder die sich durch Alfreds Eigenheiten eingeschüchtert fühlten, konnten ohne Hemmungen ihre Sorgen Leopold anvertrauen. Er wurde praktisch der Wohlfahrtsminister von New Court. Besonders Kinder hatten es ihm angetan, und die Vorstellung, sie müssten frieren, ging seinem guten Herzen besonders nahe. An einem kalten Wintersonntag, als er in Gedanken vertieft durch Nathaniels Park in Tring spazierte, sah er vor sich ein kleines, sein Mitleid erregendes Wesen. Sofort griff er automatisch zur Geldbörse. Nur das verzweifelte Eingreifen eines seiner Diener bewahrte ihn davor, einen grandiosen Fauxpas zu begehen: Er hatte eben einem der königlichen Herzoge von England eine halbe Krone in die Hand drücken wollen!

Leopold wurde ein Symbol für Ungezwungenheit und Güte. Aus einer Familie, die trotz all ihrer bemerkenswerten Eigenschaften gerade für ihr weiches Herz nicht sonderlich bekannt war, ragte er hervor als eine Art lebenswerter Mutation.

Cecil Roth hat folgendes zu ihm gesagt: «Männer, wie du einer bist, hat die Erde nur wenige: Engel mit Geld!»

c) Alfred, der Unvergleichliche

In Exbury, dem Besitz Edmund de Rothschilds, finden sich Hunderte von Familien-Andenken. Auch solche Mitglieder der Familie, die sich sonst für derlei Dinge nicht besonders interessieren, fragen bei einem Besuch in Exbury regelmässig nach einem ganz bestimmten Stück: nach Alfreds Taktstock. Es ist dies ein Stab aus reinem Elfenbein, geschmückt mit einem Reif von Diamanten. Dieser einmalige Taktstock hatte eine sehr konkrete Aufgabe zu erfüllen: Alfred dirigierte mit ihm das Symphonie-Orchester, das er zu seinem Privatvergnügen unterhielt.

Dieser Dirigentenstab ist das Symbol für einen Lebensstil, der selbst unter den Rothschilds nicht seinesgleichen hat. Alfred, der mittlere der drei Brüder, hat nicht geheiratet. Schon dadurch, dass er Junggeselle blieb, wich er von der Familientradition ab (Nathaniel hatte Emma Louisa Rothschild aus Frankfurt geheiratet und Leopold die italienisch-jüdische Schönheit Marie Perugia). Auch in der äusseren Erscheinung unterschied sich Alfred von all seinen Verwandten. Im englischen Zweig der Familie mit seinen zahlreichen Verwandtenehefrauen und seiner besonderen Verbundenheit mit dem von den Ahnen Überlieferten hat jede Generation immer wieder Gestalten hervorgebracht, die in ihrer Belebtheit und mit ihren stark entwickelten Nasen lebhaft an Amschel Meyers Söhne erinnerten. Alfred dagegen war schlank, blond und zart; seine feinen Züge umrahmte ein wohlgepflegter Backenbart.

Seine Brüder führten ein Leben in Luxus. Alfred aber lebte exzentrisch. Er hatte einen eigenen Sonderzug, der oft stundenlang unter Dampf auf ihn warten musste. Er unterhielt ein eigenes Symphonie-Orchester; der Konzertmeister legte ihm jeden Morgen eine Liste von Stücken vor, aus der Alfred die Tischmusik für den Abend auswählte. Er hatte auch seinen privaten Zirkus, in dem er zum Vergnügen seiner Freunde den Stallmeister spielte, schmuck in eine blaue Samtpekesche gekleidet, mit Peitsche und feinsten Wildlederhandschuhen. Besonders gern führte er seinen Zebra-Viererzug vor.

Kein Wunder, dass er nicht wie ein Landedelmann wohnte, sondern wie ein gekröntes Haupt. Sein Besitz Halton-House war eine ungeheure Ansammlung von Kostspieligkeiten für Hunderttausende von Pfund. Die Architektur stand in schreiendem Gegensatz zu der einfachen Schönheit der weiten Buchenwälder von Buckinghamshire und erregte dadurch die Empörung (und wohl auch den Neid) der anscheinend zarteren besitzenden

Nachbarn. Einer sprach von einem «wildem Alptraum wüster, sinnloser Pracht und miserabel angewandtem Überfluss». Andere sagten verächtlich, es handle sich um die Kombination eines französischen Chateaus mit einer Spielhöhle.

Ungeachtet dessen besass Alfred das, was man Flair nennt. Draussen auf dem Land, wo ein exquisiter Geschmack es ohnehin schwer hat, Wurzeln zu schlagen, bemühte er sich gar nicht erst um ästhetische Harmonien. Dort mochten seine Zebras sich tummeln. In der Stadt jedoch erwies er sich als wahrer Kunstkenner. Am Seamore Place Nr. 1 erbaute er sich ein Haus, das seiner würdig war. Auch dieses einst berühmte Gebäude – es ist dem modernen Verkehr zum Opfer gefallen – wirkte zunächst wie ein riesiges Museum, vollgestopft mit Schätzen ohne Zahl. Auf einem einzigen Kaminsims standen Kunstgegenstände im Wert von Zehntausenden Pfund Sterling. Und doch hatte dieses Haus ganz und gar seinen eigenen, höchst kultivierten Stil, wie man den zahlreichen Berichten stark beeindruckter Besucher entnehmen kann. Das Haus am Seamore Place bestätigte das Urteil der Lady Dorothy Neville über den Hausherrn: Alfred de Rothschild «ist als Kunstliebhaber der beste englische Kenner der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts».

Auch Lord Beaconsfield teilte diese Ansicht. Als verwitweter Ex-Premier zog er im Jahr 1880 vom Haus Downing Street Nr. 10 nach dem Seamore Place. Alfreds Haus hielt er für «das entzückendste Haus Londons, dessen Einrichtung in ihrer Pracht nur übertroffen wird von dem Geschmack bei ihrer Auswahl».

Alfred bewies seinen Geschmack nicht nur in seinen Liebhabereien, nicht nur in der Auswahl seiner Freunde, sondern auch in der Art, wie er diese Freunde zu beschenken und zu bewirten wusste. Besonders nahe stand ihm Lord Kitchener von Khartum. Zwei Geschenke für ihn zeigen, wie grossartig Alfred zu schenken gewöhnt war: Eine Kopie von Reynolds Gemälde «Lady Bampfylde» (das Original gehörte zu Alfreds Lieblingsstücken), von einem Meisterkopisten so vorzüglich gearbeitet, dass man sie kaum vom Original unterscheiden konnte, und eine Prunkrüstung, die einst für König Philipp II. von Spanien angefertigt worden war.

Aber er verstand nicht nur mit einer Grosszügigkeit sondergleichen zu schenken, sondern arrangierte auch einzigartige Feste. Seine Freunde fragten sich oft, warum er eigentlich auf eine grosse Loge im Covent-Garden abonniert war, wo doch alle Künstler, die dort auftraten, bei den

Empfängen in seinem Haus musizierten, darunter Rubinstein, Franz Liszt, die Melba (die er auch finanziell beriet) und Mischka Elman, den er entdeckt hatte. Mit unvergleichlichem Charme wusste er den grossen Musikern das Gefühl zu geben, dass sie in sein Haus nicht als Künstler von Beruf kamen, sondern als Freunde. Und er schien sich gar nicht vorstellen zu können, dass die brillantenbesetzten Kleinigkeiten, die er ihnen als Ausdruck seines Dankes für ihren Besuch überreichte, weit mehr wert waren als das höchste Honorar, das sie je für ein Konzert bekamen.

So wurde er der glänzendste Gastgeber seiner Zeit: Der Gast war Majestät, alles drehte sich um sein Wohlbefinden. Cecil Roth beschreibt die Zeremonien, die man schon beim Frühstück über sich ergehen lassen musste. Im Schlafzimmer des Gastes erschien ein livrierter Diener mit einem ungewöhnlich grossen Servierwagen und fragte: «Wünschen der Herr Tee, Kaffee oder einen frischen Pfirsich?» Wählte der überraschte Gast Tee, so kam schon die nächste Frage: «Chinesischen Tee, indischen Tee oder Tee von Ceylon?» Darauf der Gast: «Chinesischen Tee.» Sofort ging es weiter: «Mit Zitrone, Milch oder Rahm, mein Herr?», und hatte sich der Gast für Milch entschieden, wurde er sogar nach der Rinderrasse gefragt: «Jersey, Hereford oder Shorthorn, Sir?»

So ging es den ganzen Tag. Wenn die Gäste sich vor der Abendtafel in ihre Zimmer zurückzogen, fanden sie dort Körbe mit den verschiedensten Blumen zur Auswahl für den Schmuck des Knopflochs oder der Robe. Selbst für den Fall war gesorgt, dass jemandem die Wahl Kopfschmerzen machte: auch ein Kopfwehnmittel war vorhanden. Konnte man nachts nicht schlafen, fand man Zweisitzer mit Kutschern für eine romantische Fahrt im Mondschein bereitgestellt. Und fürchtete man, sich in der Morgenkühle eine Erkältung zugezogen zu haben, dann bediente man sich eines Medizinschranks, der ebenso wohlgefüllt war wie der Weinkeller. Entschlossen sich die Gäste endlich doch zur immer wieder hinausgeschobenen Heimreise, dann fanden sie in ihrem Gepäck vielerlei Abschiedsgeschenke, die Herren Kisten mit den berühmten Guinea-Zigarren des Hausherrn (die bei den Geniessern unter den Rauchern so beliebt wurden, dass ein geschäftstüchtiger Fabrikant sein Produkt Alfred-de-Rothschild-Zigarren nannte), die Damen frische exotische Früchte, die schönsten Blüten der Treibhäuser oder köstliche Bonbonnieren.

Eine besondere Eigenheit Alfreds war das sogenannte «Anbetungsdiener». Es war dies ein Bankett im kleinsten Kreis, bei dem nur eine einzige Dame anwesend war – eben die, zu deren Ehre das Fest gegeben wurde

– und nur drei oder vier Herren, die sie wohl gern zu treffen wünschte. So wurde um die Jahrhundertwende eine Schönheit unter den Schauspielerinnen Londons jener Tage, Lily Langtry, auf die überschwenglichste Art und Weise «angebetet» vom Premierminister, vom grössten Tenor der Welt und von einem so berühmten General wie Lord Kitchener. Die «Anbetung» fand ihren Höhepunkt darin, dass die Herren gemeinsam der Dame ein «kleines» Geschenk zu Füssen legten, dessen Auswahl man zuvor gemeinsam getroffen hatte, dessen Kauf jedoch allein dem Gastgeber vorbehalten blieb.

So formvollendet und charmant sich Alfred unter seinesgleichen bewegte – in seinen Beziehungen zu Angehörigen niedrigerer Gesellschaftsschichten wirkte er fast immer etwas gehemmt. Er vermied es, mit den Menschen zusammenzukommen, denen seine grosszügigen Spenden galten (wie es Leopold gern tat), und er legte auch keinen Wert auf engen Kontakt mit den anderen Industrie- und Finanzgrössen. Dieser Abstand, den er zu wahren bestrebt war, vergrösserte nur das Ansehen, das er genoss. Es konnte gar nicht anders sein, dass gerade er ein Lieblingsobjekt für den karikierenden Zeichenstift eines Max Beerbohm wurde. Und ob schon er ein Dandy war, ein Snob und ein Dilettant im besten Sinne, war er und blieb er stets ein Rothschild, ein Mann, der nicht allein in leerem Nichtstun seine Tage vergeudete. Ungeachtet seiner vielen Liebhabereien und Spielereien fand er doch stets ausreichend Zeit für die drei Betätigungsfelder, denen seit jeher das Hauptinteresse der Rothschilds gegolten hatte: das Geschäft, das Judentum und die Wohltätigkeit.

Natürlich betrieb er alle drei auf seine eigene Art und Weise. Selbst Nathaniel, ein König der City, konnte ihn nie dazu bewegen, pünktlich im Büro am New Court zu erscheinen. Alfred kam spät und blieb lange, weshalb eine ganze Reihe von Angestellten als «Boheme-Schicht» sich auf seine Arbeitszeit einstellen musste. Schon mit 26 Jahren wurde er zum Aufsichtsrat der Bank von England gewählt; er war der erste jüdische Aufsichtsrat dieser altehrwürdigen Institution. Und das war keineswegs nur ein Ehren- und Ruheposten. Auch als ein Rothschild brauchte man Fähigkeit und Fleiss, um 21 Jahre lang immer wieder aufs Neue gewählt zu werden. Als er im Jahre 1889 etwas überstürzt diesen Posten aufgab, da war dies nicht etwa die Folge mangelnder Tüchtigkeit, sondern seiner übermässigen Sammelleidenschaft. Er hatte eine sehr grosse Summe für ein Bild gezahlt, das er seit langem haben wollte. Der Kunsthändler, der es ihm verkaufte, unterhielt sein Konto bei der Bank von

England, und den Gewinn, den er bei dem Geschäft gemacht hatte, konnte man leicht von diesem Konto ablesen. Alfred liess sich hinreisen, das Konto anzusehen – und schrie auf, etwas zu laut. Der Kunsthändler verlor einen Kunden und Alfred seinen Posten als Aufsichtsrat. Aber London hatte wieder eine neue, erstklassige Rothschild-Anekdote. Zu solchen Zwischenfällen kam es im Rahmen seiner jüdischen Interessen nicht. Er besuchte die Synagoge genauso gewissenhaft wie seine Brüder, wenn auch Nathaniel oft darauf sehen musste, dass die Blume im Knopfloch des Bruders dezent genug gewählt war. Und so gross Alfreds Liebe für die Malerei der Renaissance war – er zügelte sein Verlangen, solche Bilder zu erwerben, und zwar wegen ihrer religiösen Themen.

Als Jude ist Alfred auch in Verbindung mit einem Geheimnis um den Tod Benjamin Disraelis gebracht worden. Der grosse Staatsmann war als Zwölfjähriger getauft worden, hat sich aber stets mit Stolz zu seiner jüdischen Herkunft bekannt. Er behauptete, von den Marranen abzustammen, jenen geheimen Juden Spaniens, die die Inquisition des 15. Jahrhunderts in ein vorgetäushtes Christentum zwang, die aber in der Sterbestunde ihre Treue zum Glauben der Väter bekannten. Und nun behaupten manche Biographen Disraelis, dass seine letzten Worte dem «Sch'ma Israel», dem heiligsten jüdischen Glaubensbekenntnis, ähnelten. Unter denen, die dem Freunde auf dem Totenbett die letzte Ehre erwiesen, befand sich auch Alfred de Rothschild. Und so mag er irgendwie mit diesem unbeweisbaren Gerücht in Zusammenhang gebracht worden sein. Den strahlendsten Ruhm aber hat sich Alfred de Rothschild mit seinen grossen Wohltätigkeitsfesten erworben. Auf diesem Gebiet war er unermüdlich tätig, und sein Einfallsreichtum feierte wahre Triumphe. Nur er vermochte ein so unvergleichliches Fest zu arrangieren wie jene Gala-Nacht im Covent-Garden zugunsten der Opfer des Burenkriegs. Allein ihm zuliebe ging die grosse Patti von ihrer sonst strikten Weigerung ab, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen aufzutreten; mit Alvarez, den man eigens aus New York hatte kommen lassen, sang sie das grosse Duett aus Gounods «Romeo und Julia». Nur Alfred brachte es fertig, die Musikkapellen der Garderegimenter, der Queen's Household Cavalry und der Brigade of the Guards, zu gewinnen. Und nur er konnte die Creme der Gesellschaft dazu veranlassen, die phantastisch teuren Eintrittskarten zu kaufen: 250 Pfund die Loge, 15 Pfund ein einzelner Platz. Und wahrscheinlich ist vor allem er, der glänzendste der drei glänzenden Brüder, verantwortlich für die erlauchte Freundschaft, auf der ein Grossteil des

Ansehens des Triumvirats beruhte. Von dieser Freundschaft soll nun erzählt werden.

5. *In Marlborough House*

Der grösste gesellschaftliche Triumph der Familie war – und das wird nun wohl kaum noch überraschen – die Folge ihrer unbeirrbaren Anhänglichkeit an ihre jüdische Tradition. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein legten die beiden bedeutendsten britischen Universitäten keinen Wert auf Andersgläubige, sie forderten von jedem Studenten, dass er sich als treuer Anhänger der Hochkirche von England bekenne. In Oxford musste eine solche Erklärung schon vor der Immatrikulation abgegeben werden, in Cambridge beim Schlussexamen. Das war der Grund, dass Nathaniel, Leopold und Alfred das Trinity-College zu Cambridge besuchten, um dort zu studieren, auch wenn sie nicht promovieren konnten. (Auch heute noch, lange nachdem Beschränkungen religiöser Art an allen Universitäten fortgefallen sind, halten die Rothschilds dem Trinity-College die Treue.) Während der fünfziger Jahre lernten Natty, Leo und Alf dort einen vergnügten Studenten kennen, den seine Kommilitonen einfach «Bertie» nannten: offiziell hiess er Albert Edward, Prince of Wales.

Die Freundschaft zwischen dem zukünftigen König von England und den Urenkeln des Kaufmanns aus dem Ghetto war schnell geschlossen; sie war und blieb herzlich und von Dauer. Dass der Prince of Wales mit vier Juden – erst mit Natty, Leo und Alf und bald auch mit Ferdie (dem aus Wien stammenden Ferdinand) – so intim befreundet war, erschien unerhört und wurde zum Tagesgespräch. Die Zeitungen brachten Meldungen mit sensationellen Überschriften; bei Hof waren die Kämmerer beunruhigt und die Herren des Protokolls ratlos. Einige Minister Ihrer Majestät fürchteten sogar, der Thronfolger könne möglicherweise Staatsgeheimnisse an eine Firma ausplaudern. Tatsächlich aber war Seine Königliche Hoheit, informiert durch den Nachrichtendienst der Rothschilds, oft weit besser orientiert als die so besorgten Minister. Sonst aber wurde die Freundschaft Anlass stets neuen Interesses in allen Gesellschaftsnachrichten und für die Juden aller Länder eine Quelle stolzer Freude.

Regelmässig meldete das Hofbulletin, dass der Prince of Wales sich als Gast von Lord Rothschild in Tring Manor aufgehalten habe, mit Leopold in Leighton Buzzard auf der Jagd gewesen sei oder mit Ferdinand bei

Ramsgate gesegelt habe. Weit öfter als selbst die ältesten herzoglichen Familien konnten die Rothschilds Einladungskarten mit der magischen Formel versenden: «... to have the honour of meeting Their Royal Highnesses, the Prince and Princess of Wales». Aber es gab auch andere Situationen: Als «Bertie» einmal in einem Scheidungsprozess als Zeuge vor Gericht hatte erscheinen müssen, tröstete Alfred den nervösen Prinzen eine ganze schlaflose Nacht hindurch im Amphitryon-Club mit seinem Klavierspiel.

In der Regel waren die Freunde jedoch in Marlborough House zusammen, wo der junge Kronprinz ganz unviktorianisch Hof hielt. Dort tanzte und trank man, wettete und spielte miteinander, lieh sich wohl gegenseitig auch einmal Geld und feierte überhaupt die vergnügtesten Feste des Empires. Die «Marlborough-Boys», unter ihnen die Rothschilds an führender Stelle, wurden tonangebend unter der jeunesse dorée Europas. So bunt sie es auch trieben – was sie taten, blieb nicht ohne gewisse geschichtliche Auswirkungen. In Marlborough House wurde ein neues Lebensgefühl geboren. Seit den Tagen Karls II. war das englische Königshaus recht altmodisch und langweilig geworden, eine Folge des dickflüssigen Blutes der Hannoveraner. So sehr Königin Viktoria verehrt wurde – niemand konnte ihr nachsagen, dass sie in ihrer Person das verkörperte, was man auf dem Kontinent «Chic» nannte. Ihr «ungeratener» Sohn aber gab, lange bevor er als Eduard VII. König wurde, seiner Ausgelassenheit jenen Flair, der für immer mit dem Namen Eduard verbunden bleiben sollte. In Marlborough House hielt Bertie mit mehr Eleganz und mit wesentlich mehr demokratischem Snobismus Hof als etwa Mrs. Astor in ihrem Palast an der Fifth Avenue in New York. Er brachte frischen Wind in die Gesellschaft. Nirgendwo auf der Welt wurde sie so gründlich ausgelüftet wie in England.

Die Höflinge mochten noch so sehr die Nase rümpfen – Fröhlichkeit stand nun höher im Kurs in London als ein ehrwürdiger Stammbaum. Ein guter Witz galt mehr als steife Etikette, das bunte Leben mehr als kalte Pracht. Auch hier wussten die jungen Rothschilds ihren Mann zu stehen. Und zudem waren sie immer gern bereit, einem Freund mit ein paar tausend Pfund auszuhelfen, auch wenn seine Mutter die Königin Viktoria war. Natty, Leo und Alfred spielten ihre Rolle gut, als der Elite frisches Blut und frische Schwungkraft, dem Land neuer Auftrieb gegeben und der Krone neuer Glanz verliehen wurde.

Selbst die Königin sollte sich dessen bewusst werden, trotz ihrer stockkonservativen früheren Meinung über die Stellung der Juden.

Was drei munteren Brüdern allein nicht gelang, vermochte ein viertes Familienmitglied, das über den Kanal gekommen war: dass Ihre Majestät von sich aus öffentlich den Wandel ihrer Haltung demonstrierte.

Dieses Familienmitglied war Ferdinand aus dem österreichischen Zweig der Rothschilds. Wir müssen etwas in der Geschichte zurückgehen, um zu erklären, wie das alles vor sich ging. Ferdinand hatte 1865 eine Schwester der drei Brüder, Evelina, geheiratet, die jedoch 18 Monate später im Wochenbett starb. Ferdinand entschloss sich, in England zu bleiben und ein englischer Rothschild zu werden; seine Stadtresidenz – die mit dem berühmten weissen Ballsaal – befand sich in der «Rothschild Row». Er erwarb die englische Staatsbürgerschaft und wurde ein treuer Untertan der Königin, und als Nathaniel vom Unterhaus ins Oberhaus überwechselte, übernahm er den freigewordenen Parlamentssitz als Abgeordneter für Aylesbury. Englisch waren auch die Wohltätigkeitsinstitutionen, die er gründete, das Evelina-de-Rothschild-Kinderkrankenhaus in London und die Evelina-de-Rothschild-Schule in Jerusalem. Zu Weihnachten bescherte er jedem Omnibuskutscher in London ein Paar Fasanen; als Zeichen der Dankbarkeit knüpften die Kutscher an ihre Peitschen die nicht nur auf der Rennbahn bekannten Farben des Hauses Rothschild, gelb und blau. Und ganz englisch war Ferdinand in seinen exzentrischen Einfällen. Einen Hausball setzte er so kurzfristig an, dass seine weiblichen Gäste keine Zeit hatten, sich mit entsprechenden Garderoben zu versehen, wofür der ungeduldige Hausherr es dann als Busse auf sich nahm, ihnen auf seine Kosten die neuesten Creationen für den nächsten Ball schneiden zu lassen.

Eine für Ferdinand bezeichnende Laune war verantwortlich für eines der grössten Schlösser in Südengland. Im Jahre 1874 begann sich Lodge Hill, ein Hügel inmitten einer trostlosen Einöde in Buckinghamshire, wie durch Zauberhand zu verwandeln. Ferdinand hat das Ödland und die angrenzenden Ländereien, insgesamt 2700 Tagwerk, für rund 200'000 Pfund vom Herzog von Marlborough erworben, weil ihm die Aussicht gefiel. Um die Gegend bewohnbar zu machen, wurde zunächst der Hügel teilweise eingeebnet. Eine mehr als 20 Kilometer lange Wasserleitung wurde gelegt, und über eine ebenso lange Strecke schaffte eine eigene Kleinbahn die Baustoffe von der nächsten Eisenbahnstation heran. Eine Anzahl von Strassen mit bequemer Steigung wurde an dem Hang angelegt, und ganze Scharen von schweren Percheron-Pferden aus der Normandie zogen die Wagen mit den Baumaterialien hinauf.

Durch grosszügige Bodenbewegungen, durch Drainage und Bewässerung sowie durch Anpflanzung von Buschwerk aller Art wurde die Einöde in einen Park verwandelt. Kilometerweite Blumenbeete entstanden. Und da Ferdinand einen Wald ganz nach seinem Geschmack haben wollte, liess er Hunderte von Bäumen umpflanzen. Vor allem Kastanienbäume liebte er; für den Transport eines einzigen Baumes brauchte man sechzehn Pferde. Dabei erwies es sich aber als notwendig, die Telegrafendrähte an den Landstrassen zu verlegen, damit sie nicht heruntergerissen wurden. Und dann erhielt das Märchenreich seine Terrassen, Vogelhäuser, Springbrunnen und Grotten. Das Glanzstück bildeten Statuen aus dem 17. Jahrhundert, die Girardon geschaffen hatte, einer der grossen Bildhauer von Versailles.

Wie aber sollte das Haus aussehen, das einen solchen Besitz würdig krönte? Ferdinand machte eine architektonische Anleihe bei seinen französischen Lieblingschlössern. Für sein Superlandhaus übernahm er die zwei Türme des Château de Maintenon, die Dachfenster von Anet, die Kamine von Chambord, zwei etwas verkleinerte und mit Rücksicht auf das englische Klima mit Glasur versehene Varianten des Treppenhauses von Blois – und all dies «geschmackvoll kombiniert und verbessert», wie ein Sachverständiger meinte.

Die Innenausstattung war entsprechend kostbar. Dort, wo so ungewöhnlich grosse Gemälde unterzubringen waren wie die beiden von der Meisterhand Guardis stammenden venezianischen Veduten, liess Ferdinand die Täfelung eigens schnitzen. Sonst jedoch begnügte er sich mit Möbelstücken und Ausstattungsgegenständen, die bereits von Künstlerhand geschaffen waren, so zum Beispiel mit wundervollen Boiserien aus den luxuriösen Pariser Häusern der Zeit Louis XV. und XVI. Diese Täfelungen wurden geschmackvoll in den verschiedenen Räumen angebracht. Die herrlichen Möbel stammten grösstenteils aus dem ehemaligen Besitz der französischen Könige. Den Boden bedeckten Savonneries-Teppiche, so genannt nach der Manufaktur, die einst ausschliesslich für die Bourbonen gearbeitet hatte; Ferdinand besass von diesen Teppichen die grösste Sammlung der Welt. Die getäfelten Decken, die Beau- vais-Gobelins, das Sevres-Porzellan und viele andere Dinge (darunter ein riesiger Elefant mit einem Spielwerk) – alles war aufeinander abgestimmt. An den Wänden hingen zahlreiche Gemälde, Bilder von Reynolds, Gainsborough, Cuyp, Pater und Van der Heyden (von den Watteaus und Rubens', die von den Erben später hinzugefügt wurden, gar nicht zu reden).

Nach mehr als zehn Jahren Bauzeit erhob sich mitten in der englischen Landschaft ein Wunderwerk der französischen Renaissance, weithin leuchtend in weissem Marmor. 222 Räume hatte das Schloss. Ferdinand betrachtete sein Werk mit Wohlgefallen und nannte es Waddesdon Manor. Bis zum heutigen Tag ist es ein erstaunliches Bauwerk geblieben – und das genaue Gegenteil dessen, was man sich unter einem gemütlichen Heim vorstellt.

Jeder, der Rang und Namen hatte, kam, um Waddesdon Manor zu bewundern. Auf den Gesellschaften, die von Samstag bis Montag dauerten, empfing der Hausherr gekrönte und ungekrönte Prominenz, den Schah von Persien, den deutschen Kaiser, Henry James Browning, Guy de Maupassant. (Im Gästebuch kann man auch die Namenszüge von Aga Khan sowie vieler englischer Premierminister, von Balfour bis Winston Churchill, lesen.) Der königliche Freund Bertie ehrte eine der Treppen im Stil von Blois auf seine eigene Weise; er brach sich dort den Knöchel.

Auch Königin Viktoria erfuhr von dem Wunderbau. Am 14. Mai 1890 unternahm Ihre Majestät etwas, wofür es kaum einen Präzedenzfall gab: sie besuchte eine Privatperson. Sie musste selbst sehen, was dieser Rothschild aus einer öden Hügellandschaft gemacht hatte. Nur ein kleiner Zwischenfall warf einen Schatten auf den Empfang. Lord Hartington, der spätere Herzog von Devonshire, liess sich den unbegreiflichen Faux-pas zuschulden kommen, die Hand der Königin zu schütteln statt sie zu küssen. Kein Wunder, dass Ihre Majestät denen, die ihr anschliessend vorgestellt wurden, ihre Hand nicht mehr reichte. Aber nachdem sie in einem eigens dafür gebauten Fahrzeug, das von Ponys gezogen wurde, Park und Garten besichtigt hatte, nachdem sie durch die Hallen, Galerien und Salons geleitet worden war, konnte sie nur sagen: «Der Hausherr ist so charmant, wie sein Besitz wunderschön ist.»

Von diesem Tag an hegte sie die freundlichsten Gefühle für die Rothschilds. Wenn sie auf dem Kontinent weilte, besuchte sie Ferdinands Schwester Alice auf deren französischem Besitz. Ja, sie benutzte sogar die Kuriere der Rothschilds, um ihre Privatpost befördern zu lassen, weil ihre Briefe dort sehr viel diskreter behandelt wurden als in den Taschen der diplomatischen Kuriere. Wie weit die Diskretion der Familie ging, zeigte sich nach ihrem Tod. Nathaniel fand als Disraelis Testamentsvollstrecker eine Anzahl «sehr privater» Briefe der Königin an den ihr besonders nahestehenden Premierminister. Er warf nur einen Blick auf die Briefe und sandte dann das ganze Bündel an König Eduard, der die Briefe verbrannte.

Auch diese höchst ungewöhnliche Freundschaft, die die Rothschilds mit dem Herrscherhaus verband, hat nie ihre Treue zum Judentum beeinträchtigt. Im Gegenteil: manchmal hätten böse Zungen behaupten können, es sehe fast so aus, als gerate die Kirche von England durch sie in Gefahr – so sehr interessierte sich Freund «Bertie» für jüdische Dinge. Am 19. Januar 1881 fuhr der Prinz von Wales trotz eines fürchterlichen Schneesturms zur Hauptsynagoge in der Great Portland Street, um bei Leos Hochzeit anwesend zu sein. Das koschere Essen, das bei dieser Gelegenheit gereicht wurde, schmeckte ihm ausgezeichnet, und die jüdischen Witze, die nach dem Empfang erzählt wurden, amüsierten ihn sehr. Für diese Witze entwickelte er bald eine besondere Vorliebe. Und da Nathaniel die gleiche Schwäche hatte, war das Haus Rothschild nicht nur ein Hauptquartier der Hochfinanz, sondern wurde auch eine Sammelstelle für jüdische Anekdoten.

Ein Biograph weiss darüber folgendes zu berichten: «Mindestens ein ausländischer Diplomat, Freiherr von Eckardstein, hatte von den Rothschilds den Auftrag erhalten, alle guten jüdischen Witze, die er irgendwo im Ausland hörte, insbesondere solche, die an der Berliner Börse erzählt wurden, zu sammeln und ihnen weiterzuleiten. Mehr als einmal telegraphierte er sie sogar nach New Court, von wo sie bald ihren Weg nach Marlborough House zu finden pflegten.»

Die Hausarchive der Rothschild-Bank in London, die so viele Geheimnisse hüten, bewahren noch heute einen Schatz jüdischer Anekdoten, die von dem preussischen Adeligen dorthin telegraphiert worden waren. Jüdische Probleme sollten jedoch später Gegenstand sehr viel ernsterer Erörterungen auf sehr viel höherer Ebene werden, im Jahre 1908, als «Bertie» schon lange König von Grossbritannien war. Die Rothschilds hatten sich schon immer mit Nachdruck für eine Verbesserung der Lage ihrer Glaubensbrüder in Russland eingesetzt. Nun stand eine Begegnung des Königs von England mit dem Zaren in Reval bevor. So kam es zu einem schriftlichen Meinungsaustausch zwischen den einstigen «Marlborough Boys» darüber, was gegen die Unterdrückung in Russland getan werden könne.

Einiges wurde tatsächlich getan. Die Verfolgung der Juden wurde ein wesentlicher Punkt der Tagesordnung von Reval. Der britische Botschafter in St. Petersburg schrieb kurz darauf an Nathaniel Rothschild: «Aus meinem Bericht werden Sie ersehen, dass der russische Ministerpräsident eine Verbesserung der Lage der Juden in Russland in Betracht zieht.»

Um diese Zeit soll ein Rabbiner in London halb scherzhaft, halb ernsthaft gesagt haben, dass die Juden, im Gegensatz zu den Christen, zwar noch keinen Messias hätten, aber immerhin doch schon eine heilige Familie. Wenn man dieses Bonmot zu akzeptieren bereit ist, dann muss man es dahingehend ergänzen, dass die Juden nicht nur *eine* heilige Familie hatten, denn es gab Rothschilds in anderen Ländern, die genauso als Rothschilds handelten wie die in England. Um den Glanz der Familie um die Jahrhundertwende vollends kennenzulernen, müssen wir uns nun nach Frankreich und Österreich wenden.

6. Der böse Bismarck

In Frankreich haben die Rothschilds ihre führende Stellung in der Gesellschaft wohl am leichtesten erringen können. Achtzig Jahre immer neuer Revolutionen hatten die Bourbonenherrschaft beseitigt, das Haus Orleans um den Thron und die Nachfahren Bonapartes um die Kaiserkrone gebracht. Nur die Rothschilds brauchten ihr Zepter nicht aus der Hand zu geben. Als sich die Brandwolken des Aufstands der Pariser Kommune 1871 verzogen hatten, war Baron Alphonse das Oberhaupt der Familie, die am längsten auf eine ungebrochene Herrschaft zurückblicken konnte. Vom Stammbaum der Familie hergesehen, stand der französische Zweig dem Ghetto näher als alle anderen. Er hatte eine ganze Generation ausgelassen. James, der Gründer des Pariser Hauses, war der jüngste der fünf Brüder, und ihm waren Kinder erst verhältnismässig spät in seinem Leben beschieden. So wurden seine Kinder die Zeitgenossen der Enkel seiner Brüder. Seine vier Söhne, Alphonse, Gustave, Salomon und Edmond, spielten in der Gesellschaft ihres Landes eine nicht minder glanzvolle Rolle wie ihre Verwandten jenseits des Kanals. Besonders aber ragten in diesem Quartett der älteste und der jüngste hervor. Alphonse, klein und gedrungen von Gestalt, war ebenso klug, ebenso unachgiebig und womöglich noch überzeugender als sein Vater und immer *comme il faut*. Man sagte ihm nach, dass er den gepflegtesten Schnurrbart in ganz Europa besässe. Alles in allem war er ein ebenso respektgebietender wie gutaussehender Repräsentant seiner Familie. Eine Eisenbahnfahrt mit einem amüsanten Zwischenfall gibt uns einen Begriff von dem Glanz, den sein Name in Frankreich ausstrahlte. Einer seiner prominentesten Kunden, der König von Belgien, hatte Alphonse zu einem

streng privaten Diner nach Brüssel gebeten. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, reiste er mit einem einfachen I.-Klasse-Billet dorthin. Aber wenige Kilometer vor der Grenze hielt man den Express-Zug an und schob ihn auf ein Nebengleis. Auf die Frage, warum man warte, erhielt er die Auskunft, dass das Hauptgleis für einen privaten Sonderzug freigegeben werden müsse. Der Baron war nicht gewohnt, sich von anderen Leuten verdrängen zu lassen, und ausserdem kam er ja durch diesen unvorhergesehenen Aufenthalt zu spät nach Brüssel! Wütend telegrafierte er nach Paris, bis sich zur allgemeinen Erheiterung der Grund des Zwischenfalls herausstellte. Der Kammerdiener von Baron Alphonse hatte vergessen, seinem Herrn den Abendanzug einzupacken, und so war er auf den Gedanken gekommen, kurzerhand im Namen des Barons einen Sonderzug zu bestellen und das Vergessene hinterherzuschicken. Durch seinen eigenen Frack also war der Baron auf ein Nebengleis geraten.

Bei wichtigeren Gelegenheiten vermochte Alphonse immer zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. Sein Werdegang war eng verbunden mit einer gewaltigen Umwälzung in Frankreich: dem Sturz Napoleons III. und der Revolution, aus der die Dritte Republik entstand. Während all dieser Geschehnisse verblieb Alphonse dort, wo er auf Grund Rothschild'scher Tradition zu stehen hatte: hinter den Kulissen.

Am 5. Juli 1870 wurde er von einem Adjutanten des Kaisers eiligst in den Palast nach St. Cloud gebeten. Der Kaiser befand sich in höchster Aufregung: Jetzt habe Preussen sich doch zu viel herausgenommen. Schon lange gebe es mit Preussen Ärger an der deutschfranzösischen Grenze, und nun wolle Preussen gar noch einen Hohenzollern auf den spanischen Thron setzen, so dass es Frankreich auch von der anderen Seite her bedrohen könne. Wenn Preussen auf dieser unerhörten Forderung bestehe, müsse es Krieg geben. Nur England, meinte Napoleon, könne Bismarck noch zurückhalten, und deswegen müsse England aufgefordert werden, sofort zu handeln.

Napoleon wusste ganz genau, warum er sich an Baron Alphonse wandte. England hatte im Augenblick keinen Aussenminister (Lord Clarendon war am 27. Juni gestorben, und sein Nachfolger Granville wurde erst am 6. Juli ernannt), und so wollte sich Napoleon der Rothschild'schen Verbindungen zur englischen Regierung bedienen.

Alphonse verstand, was gemeint war: Hätte sich Frankreich offiziell um bri-

tische Vermittlung bemüht, dann hätte man dies dem Kaiser als Schwäche auslegen können. Deswegen glaubte er, dass eine diskrete Rothschild-Intervention **mehr** ausrichten werde als eine diplomatische Note.

Die Familie wusste aus alter Erfahrung, was in solcher Situation zu tun war. Noch am gleichen Nachmittag ging ein chiffriertes Telegramm von der Rue Laffitte zum New Court. In der Nacht entschlüsselte Nathaniel das Telegramm. Am nächsten Morgen kam er gerade noch rechtzeitig zum Amtssitz des Premierministers Lord Gladstone, bevor dieser nach Windsor zur Audienz bei der Königin aufbrach. Er begleitete Gladstone zum Bahnhof und unterrichtete ihn auf dem Weg dorthin über Napoleons Wünsche. Gladstone hörte aufmerksam zu und überlegte. Schliesslich meinte er, seine Regierung sei nicht in der Lage, auf Preussen Einfluss zu nehmen. Diese kurze Unterhaltung war der Anfang vom Ende für das Reich Napoleons. New Court telegraphierte der Rue Laffitte. Wenige Stunden später musste der Kaiser erkennen, dass der Versuch, sein Prestige zu wahren und zugleich den Frieden zu retten, fehlgeschlagen war. Der Weg für Bismarck war frei. Schon zwölf Tage später, am **19.** Juli, donnerten Frankreichs allzu schwache Kanonen gegen die Preussen, und am **1.** September musste sich Napoleon mit seiner Armee bei Sedan ergeben.

Innerhalb einer Woche war auch die Monarchie ausgelöscht. Die deutschen Heere schlossen Paris ein, und das Haus Rothschild bereitete sich auf das nächste Kapitel im Buch der Geschichte vor, wobei dieses eine besonders pikante Überraschung bereithielt: Den Rothschilds war es zwar nicht gelungen, den Besiegten zu retten, aber nun waren sie in der Lage, dem Sieger eins auszuwischen.

In der zweiten Septemberhälfte wurde es mit der Belagerung von Paris ernst. Am **19.** September schlugen König Wilhelm **1.**, Moltke und Bismarck ihr Hauptquartier auf dem Rothschildischen Landsitz Ferneres auf. Der König bewunderte die unermesslichen Renaissance-Schätze in den Sälen und die herrlichen Vollblüter in den Ställen, erfreute sich an den edlen Orchideen in den Treibhäusern, kostete von den edlen Früchten. Ferneres – das war ein ganzes Reich der Parks und Gärten! Schliesslich sagte er zu seinem Adjutanten: «Könige können sich so etwas nicht leisten. Dazu muss man ein Rothschild sein.»

Bismarck war nicht ganz so entzückt. Es war sein Pech, dass König Wilhelm in dem Eigentümer von Ferneres so etwas wie einen machtvollen Kollegen sah. Das war wohl auch der Grund dafür, dass der König es ablehnte, **im** prunkvollen Schlafzimmer von Alphonse zu übernachten; er benutzte sein

eigenes eisernes Feldbett, das in einer bescheidenen Kammer aufgestellt wurde. Ausserdem erliess er ein striktes Verbot, die Kunstgegenstände auch nur zu berühren. Und Bismarck untersagte er, seinen waidmännischen Neigungen in dem riesigen Park nachzugehen.

Der Verwalter von Schloss Ferneres, der an diesen ärgerlichen Verboten nicht ganz unschuldig war, erregte den Unwillen des Eisernen Kanzlers auch noch auf andere Weise. Noch heute besitzt Baron Guy de Rothschild im Blauen Salon des Schlosses einen handschriftlichen Bericht des Verwalters: Der wackere Mann weigerte sich, Bismarck ein paar Flaschen aus dem berühmten Rothschild'schen Weinkeller zu servieren. Als der wütende Kanzler ihn zwang, ihm einige Flaschen für gutes Geld zu verkaufen, tat er dies unter Protest und beklagte sich bitterlich bei seinem Herrn in Paris.

Baron Alphonse hatte seine helle Freude daran, wie der starke Mann der Preussen in Ferneres um einige Flaschen Wein kämpfen musste, während ganz Europa ihm zu Füssen lag. Und mit seiner Laune steckte der Baron die grosse Gesellschaft im belagerten Paris an. Im Dezember schossen die deutschen Belagerungstruppen einen Luftballon ab, in dem sich ein Brief eines Unbekannten an die Gräfin von Moustier fand, der folgende Worte enthielt: «Rothschild erzählte mir gestern, dass Bismarck gar nicht zufrieden war mit seinen Fasanen in Ferneres, sondern gedroht habe, den Verwalter zu prügeln, weil die Fasanen nicht mit Trüffeln gefüllt herumflögen.»

Dieser Brief kam zur Kenntnis des preussischen Hauptquartiers und ärgerte den Eisernen Kanzler sehr, denn er las aus ihm die Andeutung heraus, er habe sich nicht an das Verbot seines Königs gehalten. Und ausserdem hatte er, wie manch anderer, heimlich doch ein wenig gewildert. «Was will man mir machen? Arretieren? Nein. Denn sie haben ja niemand, der den Frieden besorgt», hat er später geschrieben.

Sie brauchten ihn in der Tat für die Friedensverhandlungen. Auf der anderen Seite, der französischen, sass der älteste Rothschild- Bruder, der auch weiterhin dem Eisernen Kanzler auf die Nerven ging. Zunächst erregte er Bismarcks Missvergnügen dadurch, dass sein Nachrichtendienst stets schneller war als der deutsche: Brieftauben flogen zwischen der Rue Laffitte und New Court hin und her, und auf diese Weise wurden die Rothschilds auch mit der Unterbrechung des Telegrafendienstes fertig. Als dann die Verhandlungen begannen, erwies sich Rothschild als recht schwieriger Verhandlungspartner. Der kleine Jude liess sich von dem grossen Preussen nicht ein-

schüchtern. Er bestand darauf, Französisch zu sprechen, obwohl Bismarck ihn ärgerlich daran erinnerte, dass die Familie deutschen Ursprungs und er selbst mit dem alten Amschel in Frankfurt befreundet gewesen sei.

Alphonse blieb unnachgiebig, auch hinsichtlich der Verhandlungssprache, und er war unentbehrlich. Niemand ausser Rothschild konnte eine ausreichende Nahrungsmittelversorgung für das ausgehungerte Paris garantieren – in London leiteten Alfred, Leo und Nathaniel die Hilfsmassnahmen für Frankreich. Niemand ausser Rothschild konnte auch die Kriegsentschädigung in Höhe von fünf Milliarden Francs garantieren, die Frankreich zu zahlen hatte, und niemand ausser ihm, den seine ausländischen Verwandten und andere ihm befreundete europäische Bankiers unterstützten, konnte diese riesige Summe mit so wenig Nachteilen für Frankreich (wie sie Bismarck erwartet hatte) und so rasch – zwei Jahre vor Fälligkeit – an das Reich zahlen. Mehr als alles andere, was die Pariser Rothschilds geleistet hatten, sicherte diese Tat ihnen ihre führende Stellung in der neuen Republik. Bismarck regierte und donnerte und musste dann eines Tages doch zurücktreten.

Rothschild regierte und flüsterte und – blieb. Und Ferneres ist noch immer das grossartigste aller Familienschlösser.

7. Der vornehmste Pilger

In vielen grossen Familien Europas blieb den jüngsten Söhnen oft nichts anderes übrig als der Dienst im Heer (wo sie es schliesslich freudlos bis zum Oberst brachten) oder in der Kirche (ohne für das geistliche Amt berufen zu sein), falls sie nicht überhaupt ins Ausland abgeschoben wurden (ohne die rechte Vorbereitung dafür zu besitzen). Bei den Rothschilds gab es so etwas nicht. Auch die jüngsten Söhne hatten immer ihre grosse Chance beim Start, und sie wussten sie, wie das Beispiel Edmonds zeigen wird, immer zu nutzen.

Dieser jüngste Bruder von Alphonse, der erst im Jahre 1934 als 90jähriger gestorben ist, betätigte sich, wie es in der Familie üblich war. Er arbeitete in seinem Büro an der Rue Laffitte (seine Spezialität war es, gemeinsam mit Shell und Standard Oil an der Erdölerschliessung der Welt zu arbeiten). Er baute sich ein vornehmes Stadthaus und heiratete wiederum eine Rothschild, Adelheid aus dem deutschen Zweig der Familie; bei den Hochzeitsfeierlich-

Keiten wurden die Traditionen des väterlichen Glaubens ebenso streng gewahrt wie die Familientradition der Prachtentfaltung. An kulturellen Dingen war er lebhaft interessiert. Sein Bruder Alphonse sammelte seltene Goldschmiedearbeiten der Renaissance, sein Vetter Wilhelm in Frankfurt war ein berühmter Bibliophile, sein Vetter Nathaniel trug in Wien Schmuck des späten 18. Jahrhunderts zusammen; seine Liebhaberei waren kostbare alte Stiche. Nicht weniger als 20'000 Blätter hat er dem Louvre hinterlassen.

Aber dann wandte sich Edmond einem neuen Interessengebiet zu; für das lange Leben dieses energiegeladenen Mannes sollte bestimmend werden, was als reine Wohltätigkeit begann und in unserer Zeit als Geschichte endete. Zusammenfassen kann man es mit dem einen Wort «Palästina».

Diese lange Geschichte nahm ihren Anfang am 28. September 1882 mit einer merkwürdigen Unterredung. Der junge Baron sass in seinem Büro hinter seinem Schreibtisch, mit wohlfrisiertem Kinnbart, mit einem samtene Schlips und mit einer duftenden Blume im Knopfloch ihm gegenüber eine Gestalt aus einer anderen Welt, ein Mann mit wildem Prophetenbart. Als Rabbi Samuel Mohilewer war er durch den Grossrabbiner von Frankreich, der in solchen Dingen über die Zeit des Barons verfügen durfte, bei ihm eingeführt worden; der Grossrabbiner hatte das Anliegen des Rabbis gutgeheissen: Er wollte Gelder sammeln für neue jüdische Kolonien in Palästina. Aber Reb Mohilewer sah wahrlich nicht aus wie jemand, der um Unterstützungen bittet, und er benahm sich zweifellos auch nicht so.

Das Gespräch begann mit einer Frage. Ob der Baron etwas dagegen habe, wenn er, Reb Mohilewer, sich nicht an die unverbindlichen Formen moderner Unterhaltung halten werde, sondern mehr so, wie ein Rabbiner vor der Gemeinde predige? Baron Edmond war einverstanden. Nun denn, so wolle man zum ersten Hauptpunkt kommen: Warum hat Gott gerade Moses, der nicht wortgewandt war und sogar stotterte, auserwählt, um die Juden aus Ägypten in das Land Israel zu führen?

Nachdem er das Für und Wider nach Art der Talmudisten hin und her erörtert hatte, erklärte der Rabbiner dem überraschten Baron den Grund wie folgt: Gott habe absichtlich keinen Meisterredner für die Offenbarung Seiner Worte gewählt. Er habe absichtlich einen erkoren, der stammelte, damit jedermann klar sehen könne, dass das, was Moses redete, nicht aus seiner eigenen klugen Beredsamkeit stamme, sondern die Stimme des Herrn selbst sei.

Im Laufe einer Reihe ebenso im talmudischen Singsang vorgetragener Über-

legungen kam Reb Mohilewer zu dem Schluss: Auch er sei ein unbegabter Sprecher, und gerade wegen dieser seiner Bedeutungslosigkeit sei er auserwählt, die Grösse der Sache darzutun, die er vortrage, nämlich zu zeigen, dass der Boden des Heiligen Landes zur Zufluchtsstätte für die verfolgten Glaubensbrüder aus Osteuropa werden müsse. Und so war er nach Paris gekommen, um an das Innerste im Herzen des Barons Rothschild zu appellieren. Edmond erwiderte, dass er gern bereit sei, die notwendige Summe beizusteuern, obwohl der Besucher von Geld noch gar nicht gesprochen hatte, sondern in talmudischer Dialektik das Gespräch wiederum auf Fragen der Seele lenkte. Der Baron, wenig geneigt, solche geistig-geistlichen Dinge zu erörtern, betonte nochmals, er wolle gern Geld geben. Der Rabbi hingegen wollte nicht darauf verzichten, von den ersten und letzten, den tiefsten und den höchsten Dingen zu sprechen, vom Innersten des Herzens. Die schwarzen Augen des alten Predigers trugen schliesslich den Sieg davon: Edmond versprach, er wolle versuchen, mit seinem Innersten zu Rate zu gehen, um zu sehen, was daraus werde.

Der Grossrabbiner Kahn, der den Dolmetscher gespielt hatte, wann immer der Baron das Jiddisch des Besuchers nicht verstand, hat uns diese abschliessenden Worte überliefert. Sie sollten sich als weit mehr erweisen als eine höfliche Abschiedsphrase. Während der nächsten fünfzig Jahre seines Lebens stellte die Palästina-Frage den Baron immer wieder vor neue Probleme, und er versuchte immer aufs neue, sie zu meistern, mit Herz und Seele und Geld.

Er wurde die grösste Triebkraft der jüdischen vorzionistischen Kolonisation in Palästina. Als erstes finanzierte er die Ansiedlung von 101 russischen Juden in der Nähe von Jaffa. Dann unterstützte er notleidende jüdische Siedlungen und rief neue ins Leben. Seine Stiftungen machten es möglich, Sümpfe trockenulegen. Quellen zu erschliessen, Land urbar zu machen, Häuser zu errichten und Land zu bebauen. Von den sieben neuen jüdischen landwirtschaftlichen Siedlungen, die um die Mitte der 80er Jahre in Palästina existierten, wurden drei durch Rothschild vor dem Zusammenbruch bewahrt. Eine vierte verdankte ihr Dasein allein seiner Grosszügigkeit, und auch die anderen erfreuten sich, wenn auch weniger unmittelbar, seiner tatkräftigen Hilfe. Jenen ersten 101 Auswanderern, die Rothschild angesiedelt hatte, folgten bald viele Hunderte und dann Tausende.

All diese intensive, nach aussen gerichtete Tätigkeit Edmonds war scheinbar nur schwer in Einklang zu bringen mit seiner verwöhnten und zurückhaltenden Wesensart. Ihm wäre es ganz recht gewesen, wenn lediglich seine

Schecks für ihn gesprochen hätten, und tatsächlich war seine erste Spende mit den hebräischen Worten «Nadew Hajeduha» gekennzeichnet, auf Deutsch: «Anonymer Spender».

Ein eigenartiger Widerspruch wurde kennzeichnend für seine Persönlichkeit. Chaim Weizmann, der Präsident der Zionistischen Organisation und später der erste Präsident Israels, stellte ihn schon beim ersten Zusammentreffen fest: «Alles an ihm war Ausdruck exquisiten Geschmacks, seine Kleidung, sein Haus – oder besser gesagt, seine Häuser –, seine Möbel und Gemälde ...» Zugleich aber war dieser reservierte Mann, dieser vollendete Gentleman tief verstrickt in die Probleme der Erschliessung eines wüsten Landes, in Fragen der Bewässerung, Düngung und Bodenverbesserung.

Es war, als wirke der durchdringende Blick der schwarzen Augen des alten Rabbi Mohilewer noch immer in ihm fort und rief das Innerste seines Herzens auf. Eine magische Kraft trieb ihn stets aufs neue hinaus aus der Ruhe des Salons in die Hitze des Kampfes um jüdische Probleme. Seine fürstliche Zurückgezogenheit, die seine Sekretäre ihm zu bewahren suchten, gab er immer wieder auf in seinem echt Rothschildischen Drang, all das zu meistern, was einmal zufällig berührt wurde.

Kurze Zeit war erst vergangen, seit Edmond sich dem Aufbauwerk in Palästina zugewendet hatte, und schon hatte er bei der türkischen Regierung, die damals Palästina beherrschte, Schritte im Interesse der jüdischen Siedlungsarbeit eingeleitet. Diplomatisch agierte er hinter den Kulissen, und selbst in die Streitigkeiten der Kolonisten untereinander liess er sich hineinziehen. So wurde der ferne Wohltäter zu einem mahnenden, zürnenden, immer aber liebenden Vater und schliesslich zu einem warmherzigen Familientyrannen.

Sprach eine Delegation russischer Zionisten bei ihm vor, um ihm irgendeine Reform in den Siedlungen vorzuschlagen, so konnte er zornig werden wie David über den Verrat seines Sohnes Absalom: «Dies sind *meine* Kolonien, und ich tue mit ihnen, was *mir* passt!» Seine Freunde vom Jockey-Club hätten in diesem eifernden Patriarchen wohl kaum den Gentleman und Clubkameraden wiedererkannt.

Es war ein ehrfurchtgebietendes Schauspiel, diese eigenartige Mischung väterlicher Hingabe und Rothschildischer Herrschsucht. Mehr als einmal drohte er damit, seine riesigen Zuwendungen einzustellen – was mit einem Federstrich den Untergang des Aufbauwerkes in Palästina bedeutet hätte. Dass solche Drohungen nicht wirklich ernst gemeint waren, dass ihm das jüdische

Palästina so sehr am Herzen lag wie ein Sorgenkind seinem strengen, aber heiss liebenden Vater – das stellte sich heraus, als ein paar Rothschilds eines Tages Interesse an Palästina zu zeigen begannen.

«Was?» sagte er wütend zu Weizmann, «jetzt, nachdem ich Dutzende von Millionen für dieses Werk aufgewendet habe, während sie sich über mich lustig machten, wollen sie mit ein paar lächerlichen hunderttausend Francs einspringen, um einen Anteil des Ruhms zu ernten? Wenn Sie Geld brauchen, dann kommen Sie zu mir!»

Wie sehr er am Aufbau in Palästina Anteil nahm, zeigte sich in rührender, um nicht zu sagen tragikomischer Weise im Jahre 1898. Es war dies ein sogenanntes Sabbat-Jahr, jenes siebente Jahr, in dem nach orthodoxer Auslegung gewisser Stellen des mosaischen Gesetzes in den Büchern Leviticus und Deuteronomium die Bebauung des Landes untersagt ist. Edmond war fest überzeugt, dass ein Brachliegen der Felder während eines ganzen Jahres für die jungen Siedlungen katastrophale Folgen haben musste. Er stritt sich mit den Rabbinern von Jerusalem herum, die ihm in gleicher Schärfe erwiderten. Dann aber brach sein ganzer jüdischer Vaterzorn aus. Er vergass Bankgeschäft, Pferderennen, Kunstsammeln und all seine anderen noblen Passionen. Um einen Fanatismus zu bekämpfen, wurde er selbst zum Fanatiker ...

Monatelang verwickelte er sich in wilde theologische Streitigkeiten. Er hielt geheime Zusammenkünfte ab mit solchen Rabbinern, die Verständnis für seine Haltung hatten. Man wurde sich einig, dass auch während des Sabbat-Jahres die Arbeit fortgesetzt werden musste, ohne dass man deswegen mit der orthodoxen Überlieferung zu brechen brauchte. Edmonds kluge Berater heckten eine Methode aus, die sowohl den religiösen wie den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen Rechnung tragen sollte: Aller jüdischer Grundbesitz in Palästina sollte verkauft werden, aber nur für die Dauer eines einzigen Jahres und nur an Nichtjuden. Vor Gott würden dann die jüdischen Siedler für Andersgläubige arbeiten, was nach dem Gesetz statthaft war.

Die Rabbiner in Jerusalem brachen in ein grosses Jammergeschrei aus über diesen blasphemischen Versuch, den Ewigen selbst zu betrügen. Sie drohten, jeden aus der Glaubensgemeinschaft auszustossen, den man während des Sabbat-Jahres bei der Arbeit antreffen würde, und sie kündigten gleichzeitig Sammlungen zur Unterstützung all derer an, die während dieses Jahres keine Landarbeit leisten würden.

Aber sie hatten es mit einem Rothschild zu tun. Edmond richtete einen über-

zeugend formulierten Schriftsatz an Rabbi Isaak Eichanan, der in Kowno in Litauen lebte und lehrte als eine bei den orthodoxen Juden in aller Welt berühmte Autorität. Der Baron liess alle seine Überredungskünste spielen, und der fromme Gelehrte stellte lange und tiefgründige Überlegungen an. Dann fiel Rabbi Elchanans Entscheidung: Unter den Bedingungen, die von Edmond und seinen Rabbinern vorgeschlagen worden waren, dürfte der Boden des Heiligen Landes auch während des Sabbat-Jahres bearbeitet werden.

So hatte Edmond abermals einen Sieg errungen. Aber im Innersten seines Herzens war eine schmerzende Wunde geblieben: Gerade der Mann, der damals als erster dieses Innerste seines jüdischen Herzens angerührt hatte, Rabbi Mohilewer, war in diesem Streit nicht auf seine Seite getreten.

Ein einzigartiges Dokument aus jener Zeit ist uns erhalten geblieben, ein Brief von Edmond de Rothschild, gerichtet zwar an den Grossrabbiner von Frankreich, bestimmt jedoch für Reb Mohilewer. Der Baron, zu tief verletzt, als dass er an seinen alten rabbinischen Freund direkt schreiben konnte, wandte sich an den Grossrabbiner mit dem Ersuchen, den Inhalt demjenigen zur Kenntnis zu bringen, der wirklich gemeint war. In seiner Erregung schrieb er nicht in französischer Sprache, sondern wollte so schreiben, dass der Rabbi ihn verstand. So fehlt diesem Gefühlsausbruch die stilistische Glätte, wie sie sonst kennzeichnend war für die Tätigkeit des Sekretariats, das die Korrespondenz des Barons erledigte. Edmond selbst verfasste diesen Brief in der Sprache des Ghettos, und sein stockendes Jiddisch klang wesentlich ergreifender als das unbeholfene Deutsch, das einst sein Grossvater gebraucht hatte, als er noch in der Judengasse wohnte. Der alte Mayer Amschel hatte mit seinem schlechten Deutsch um den Erfolg gerungen. Jetzt bemühte sich sein geadelter Enkel mit seinem unvollkommenen Jiddisch, Kontakt zu finden mit einer Volksgruppe, deren Bestandteil er nicht mehr war. Dieses Schreiben, mühsam in hebräischen Buchstaben gekritzelt, ist der Ausdruck einer tiefen Enttäuschung, überströmend von Zorn und Liebe zugleich. Der Brief schliesst mit folgenden Sätzen, aus denen seine ganze Empörung klingt: «Herr Oberrabbiner, wissen Sie, was ich meine? Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen ... Diese Kolonisten wollen das Land und die Häuser mir wegnehmen und dann mich verhöhnen ... Lassen Sie den Rabbi Mohilewer wissen, dass ich die Kolonisten und alle ihre Familien zu ihm zurückschicken werde und dann sehen möchte, was er mit ihnen tun wird. Ausser den Reisekosten werde ich keinen Pfennig zahlen.»

Es versteht sich von selbst, dass diese Drohung nie wahr gemacht wurde. Rabbi Mohilewer konnte überzeugend nachweisen, dass er sich im Hintergrund für Edmond und gegen die ihm feindlichen Rabbiner betätigt hatte und dass es ihm zu verdanken war, wenn die höchste theologische Autorität schliesslich zugunsten des Barons entschied. Die alte Freundschaft wurde erneuert. Die Ansiedler setzten ihre Arbeit während des Sabbat-Jahres fort. Und mochten sie gelegentlich ungebärdig sein – sie verehrten Edmond als ihren königlichen Schutzherrn. Sein Name wurde eins mit jenem «Nadew Hajeduha», als der er seine erste Spende geschickt hatte. Gegen Ende des Jahrhunderts kannte und liebte das jüdische Palästina den Baron Rothschild als den «anonymen Förderer».

Die Wunde heilte und vernarbte. Aber da war noch ein anderes mit Palästina verknüpftes Problem, das nie ganz gelöst worden ist. Die Rothschilds, und zwar alle Zweige der Familie, hielten bewusst Abstand von der zionistischen Bewegung. Es gehörte zur offiziellen Familienpolitik, dass sie wie ihre Glaubensbrüder in Europa gute Staatsbürger jüdischen Glaubens waren und alles zu unterlassen hatten, was die Emanzipation gefährden könnte. Die meisten Familienmitglieder vermochten für Edmonds Palästina-Besessenheit bestenfalls Verwunderung aufzubringen.

Theodor Herzl, der Gründer der zionistischen Bewegung, glaubte hier eine Bresche schlagen zu können. Er sah in der Familie Rothschild «die wirkungsvollste Kraft, die unser Volk seit seiner Zerstreuung besessen hat». Wenn es möglich wäre, diese Kraft für seine Ziele zu gewinnen! Albert von Rothschild, der Chef des Hauses in Herzls Heimatstadt Wien, weigerte sich, ihn auch nur zu empfangen. Aber vielleicht dieser Pariser Rothschild, der eine solche Schwäche für Palästina hatte ...!

Herzl setzte alle Hebel in Bewegung, um dem Baron seine Pläne vortragen zu können. Was für ein unerhörter Erfolg musste es sein, diesen Mann zu gewinnen! Aber Edmond blieb abweisend. Was er in Palästina tat, war eine Angelegenheit der Philanthropie und hatte mit nationaljüdischer Politik nichts zu tun. Deshalb schrieb Herzl einen Brief an den Grossrabbiner von Frankreich, in dem er erklärte, er werde sich von der Führung der zionistischen Bewegung zurückziehen, sobald sich der Baron zu ihr bekenne. Daraufhin war Edmond mit einer Unterredung einverstanden. Sie fand am 18. Juli 1896 statt, verlief aber ergebnislos. Für den Baron war Palästina eine Zufluchtsstätte für verfolgte Glaubensbrüder – nicht mehr und nicht weniger. Bei Lord Rothschild und dessen Brüdern, an die sich Herzl später wandte,

hatte er noch weniger Erfolg. Nathaniel, Leo und Alfred fanden ihn zwar recht sympathisch (und sie unterstützten auch Herzls Familie nach seinem allzu frühen Tod), aber sie blieben den meisten seiner Ideen gegenüber verschlossen. Verzweifelt schrieb Herzl in sein Tagebuch: «Wie soll man denn mit einem solch idiotischen Pack verhandeln?»

New Court war sogar an der Gründung der ausgesprochen anti-zionistischen «Liga Britischer Juden» beteiligt. Nichts ist daher verwunderlicher als die Tatsache, dass ein Rothschild Empfänger des nachstehenden Briefes wurde, den der britische Aussenminister geschrieben hat. Als Balfour-Deklaration ist dieser Brief in die Geschichte eingegangen.

Foreign Office 2. November 1917

Lieber Lord Rothschild,

ich habe das ausserordentliche Vergnügen, Ihnen im Namen der Regierung Seiner Majestät die folgende, dem Kabinett unterbreitete und von ihm gebilligte Erklärung der Sympathie mit den jüdischen zionistischen Bestrebungen zu übermitteln:

«Seiner Majestät Regierung betrachtet mit Wohlwollen die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina und wird die grössten Anstrengungen machen, das Erreichen dieses Zieles zu erleichtern, wobei selbstverständlich nichts unternommen werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nicht-jüdischer Gemeinschaften in Palästina oder die staatsbürgerliche Rechtsstellung der Juden in anderen Ländern präjudizieren könnte.»

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Erklärungen der Zionistischen Vereinigung zur Kenntnis bringen wollten.

Ihr ergebener Arthur James Balfour

Der Lord Rothschild, an den dieses Schreiben ging, ist natürlich nicht mehr Nathaniel, sondern Lionel Walter, sein Erbe – in den Augen der Familie ein Sonderling wegen seiner Schwäche für Herzls Traum. Aber selbst er hat für die Wiedergeburt Israels nicht ein Zehntel dessen geleistet, was Edmond getan hatte, der sich als einen Nicht-Zionisten bezeichnete. So hängt die Balfour-Deklaration, das Fundament, auf dem letzten Endes der Staat Israel aufgebaut wurde, auf eigenartige Weise mit dem Werk des Mannes zusammen, der an alles andere dachte als an einen jüdischen Staat.

In den Memoiren, die Chaim Weizmann, der erste Präsident des neuen Staates Israel, kurz vor seinem Lebensende niederschrieb, gibt er folgenden Ausspruch des grossen «anonymen Spenders» wieder: «Ohne mich hätte der Zionismus keinen Erfolg gehabt, und ohne den Zionismus wäre mein Werk zum

Tod verurteilt gewesen.» In aller Prägnanz bringt diese Feststellung nicht nur die prinzipielle Trennung zwischen Edmonds «Werk» und dem Zionismus zum Ausdruck, sondern auch Edmonds tiefe Verbundenheit mit einer Sache, zu der er sich selbst nie ganz und in aller Form bekannte. (Charakteristischerweise hat man Edmond das Scherzwort zugeschrieben, ein Zionist sei ein amerikanischer Jude, der einem englischen Juden Geld gibt, damit dieser die Auswanderung eines polnischen Juden nach Palästina zustande bringe.) Für Edmond de Rothschild war die jüdische Bevölkerung Palästinas nicht eine politische Gegebenheit, sondern vielmehr seine eigene, eigenwillige, aber doch innigst geliebte Familie, die als Gegenleistung für seine Liebe verpflichtet war, ihn zu lieben. Aber der Zionismus? Der Zionismus mit seinen nationalen Zielen, seiner Propagandaarbeit und all den Kennzeichen einer politischen Organisation machte ihm Unbehagen. Schliesslich gab es doch ihn, Edmond de Rothschild, der sich um all dies in väterlich gütiger Weise und ganz privat kümmerte.

Einst fragte er den russischen Zionistenführer Menachem Ussiskin: «Warum müssen Sie im Land herumziehen, so viel Reden halten und so viel Aufsehen erregen?» Worauf er die Antwort erhielt: «Baron Edmond, geben Sie uns die Schlüssel zu Ihrem Kassenschrank! Dann versprechen wir Ihnen, keine Reden mehr zu halten.»

Tatsächlich gelang es den Zionisten, beides miteinander zu verbinden: Sie hielten weiter ihre Reden, und sie bekamen den Schlüssel zu einem der Kassenschränke des Barons, und zwar zu einem ziemlich grossen. Das Geld strömte weiter ins Heilige Land, bis zum Ende des langen Lebens des Barons.

Im Jahre 1931, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, waren die Zionisten völlig mittellos. Man entsandte Dr. Weizmann zum Baron. Kaum war der Zionistenführer in Paris eingetroffen, bekam er eine schwere Grippe. Er, der grösste und wichtigste aller zionistischen Redner, lag zu Bett, als der 86-jährige Baron, gefolgt von einem ganzen Schwarm von Hotelbediensteten, ihn aufsuchte. In seiner Hand trug er einen Scheck über 40'000 Pfund. «Das sollte helfen, Ihr Fieber etwas herunterzubringen», murmelte Edmond, drückte das kostbare Stück Papier in Weizmanns Hand und ging wieder davon. Niemals hat ein Mann, der es ablehnte, sich ideologisch festzulegen, sich so grosszügig für die Sache eingesetzt, die er im Prinzip ablehnte. Plünderde von Siedlungen blühten dank seiner Hilfe auf. Sein Geld liess eine Vielzahl neuer Pflanzungen entstehen: Mandelbäume und Maulbeerbüsche,

Jasmin, Minze und Tabak. Er setzte sich nicht nur dafür ein, dass im Heiligen Land der Weinbau zu neuem Leben erweckt wurde, indem er für die Finanzierung sorgte, sondern garantierte auch den Erfolg der Aktion, indem er Jahr für Jahr die gesamte Traubenernte aller jüdischen Siedlungen kaufte, und zwar zu einem Preis, der erheblich über dem des Weltmarkts lag.

Auch die industrielle Erschliessung des künftigen jüdischen Staates hat er gefördert. Seine Gelder ermöglichten die Gründung der Palestine Electric Corporation Ltd., der Portland Cement Company «Nesher Ltd.», der Palestine Salt Company und der Samarita Water Company. Aber das war noch nicht alles. Er hat an die Zukunft gedacht, indem er dafür sorgte, dass die Siedlungen, die er anlegte, in strategisch günstiger Lage über Judäa, Samaria und Galiläa verteilt wurden, um als Bollwerke der Verteidigung zu dienen, falls dies einmal nötig werden sollte. Vier Jahrzehnte später wurden diese Bollwerke lebensnotwendig. Die arabischen Truppen konnten froh sein, dass es nicht mehr Nicht-Zionisten seiner Art gegeben hat. Eines Tages fragte Weizmann verwundert, warum denn Edmond solch riesige Summen für Ausgrabungen am Berge Zion ausbe. Der Baron antwortete, er sei daran interessiert, die Bundeslade wiederaufzufinden. «Ich fragte ihn ganz ernsthaft», fährt Weizmann fort, »was er denn dann mit der Bundeslade anfangen wollte. Und der Baron antwortete: *Les fouilles, je m'en fiche: c'est la possession.*» Es ging ihm nicht um die Ausgrabungen, sondern um das Besessenheit für die Idee.

Zuerst war sein Geld ins Heilige Land gekommen. Dann kam Edmond selbst. Der Baron und die Baronin begannen Palästina zu besuchen, als die vielleicht luxuriösesten Pilger, die das Heilige Land je sah. Sie reisten mit ihrer eigenen Yacht von Marseille nach Jaffa.

Am 5. Mai 1887 betrat der «anonyme Spender» zum erstenmal den Boden des Heiligen Landes. Ein Zeitgenosse hat gesagt, dieser Tag bedeute «die historische Begegnung zwischen einem Fürsten und seinem Volk». Umringt von einer grossen Schar Gläubiger, verrichtete Edmond seine Gebete an der Klagemauer in Jerusalem und (schliesslich war er ja ein Rothschild) leitete sofort Schritte ein, um diese den Arabern abzukaufen. Ja, er wollte noch weiter gehen: er beabsichtigte, die ganze Umgebung der Klagemauer in ein grosses jüdisches Heiligtum umzuwandeln. Um Bedenken der Moslems von vornherein zu zerstreuen, erklärte er sich bereit, entsprechendes Gelände zu erwerben, auf dem die Mohammedaner, die ihr Heim verlieren würden, in

weit besseren Häusern als zuvor untergebracht werden sollten.

Edmond stellte für diesen Zweck die Summe von 750'000 Francs bereit. Schon hatte der Pascha von Jerusalem seine Zustimmung gegeben. Da scheiterte das ganze Projekt rätselhafterweise am Widerstand des Oberrabbiners von Jerusalem.

Dennoch wurde dieser Besuch des Barons, ebenso wie die folgenden, zu einer Kette glanzvoller Tage. Der Mann mit der samtene Krawatte war bald überall eine bekannte Erscheinung, in Krankenhäusern, Schulen, Fabriken, Werkstätten und landwirtschaftlichen Siedlungen. Naturgemäss interessierte sich Edmond besonders für die Dinge, die ihm vertraut waren: für die Weingärten, die Parfümfabriken und die Pferdezucht, die einige junge Ansiedler betrieben. (Heute führt sein Enkel, der gegenwärtige Baron Edmond, gemeinsam mit dem englischen Lord Rothschild, sein Werk Israel weiter. Sie setzen dabei auch die Tradition fort, die eigenen Hobbies zu pflegen; ihr Lieblingsobjekt ist ein ganz modernes Erholungszentrum in Caesarea mit grossartigen Golfplätzen.)

Was immer er tat – nie vergass Edmond jenes Innerste des Herzens, das vor Jahrzehnten der alte Rabbiner angerührt hatte. Bei einem Besuch in Tel Aviv rief er einmal voll Wehmut aus: «Nie habe ich es so bedauert wie heute, dass ich nicht die hebräische Sprache beherrsche.»

Und es war, als ruhten die schwarzen Augen des Rabbi Mohilewer, der nun schon lange dahingeschieden war, noch immer auf ihm, wenn er bei anderer Gelegenheit seinen Glaubensbrüdern das sagte, was seine tiefste Überzeugung war: «Wenn ihr das Judentum jemals aufgibt, würde unser Volk zusammenbrechen, denn ihr seid der Stolz und die Hoffnung der Judenheit.»

Zwei Tage nach dieser Rede hatte er die führenden Persönlichkeiten aus den Siedlungen auf seiner Jacht zu Gast. Was gab es da alles zu bewundern! Sie fanden eine vollkommen ausgestattete koschere Küche, und ein Meisterkoch war am Werk, der koschere Gerichte zubereitete, wie sie besser auch König Salomon nicht der Königin von Saba hätte vorsetzen können. Ein mit weisser Seide ausgeschlagener Raum diente als Synagoge; er lag im ruhigsten Teil der Jacht. Und am Türpfosten jeder Kabine des Luxusschiffes fand sich eine Mesusah, wie es der besten Tradition eines jüdischen Haushalts entsprach.

Die Anekdote will wissen, dass einer der Siedler so eingenommen war von all den Wundern dieses Schiffes, dass er fast das Boot versäumte, das die Gäste an Land zurückbringen sollte. Scherzhaft fragte einer der Saumseli-

gen: «Willst du nicht zurückkehren nach Zion?» Worauf er erwidert haben soll: «Geht ihr ins gelobte Land, Ich bleibe auf der gelobten Jacht.»

8. Hoffähig

In Österreich waren drei Enkelkinder Salomons herangewachsen im Abendleuchten des Habsburgerreiches. Von dieser Generation der Jahrhundertwende haben wir bereits Ferdinand kennengelernt, der als anglisierter Lord das Schlossungetüm von Waddesdon schuf und einer der «Marlborough Boys» war. Seine beiden Brüder verwalteten das Familienvermögen an der Donau. Beide haben viel Gutes für Wien getan. Die Hauptstadt verdankt ihnen u.a. ein grosses Krankenhaus, ein Waisenhaus, eine Blinden- und eine Taubstimm-Anstalt, eine Nervenklinik mit Hospital und einen Botanischen Garten.

Beide Brüder errichteten ihre Palais im typischen Rothschild-Stil. Albert, der jüngste, den sein Vater dazu ausersehen hatte, die Bank zu übernehmen, liess in der Prinz-Eugen-Strasse ein riesiges Haus im Louis-Seize-Stil erstehen. Die Innenräume waren ebenso prunkvoll wie die Fassade. Wir erwähnen lediglich den «silbernen» Speisesaal und den «goldenen» Ballsaal mit ihren Lüstern, deren jeder mehr als ein halbes Tausend Kerzen trug.

Nathaniels Palais in der Theresianumgasse enthielt eine Überfülle an Kostbarkeiten, von vier Van-Loo-Gemälden, die einst Madame Pompadour in Auftrag gegeben hatte, bis zu einem Porphyrtisch, den Marie Antoinette für sich hatte anfertigen lassen. Hier fand man die umfangreichste Sammlung von Gobelins aus der Zeit Louis XIV., XV. und XVI. Als das Gebäude nach dem zweiten Weltkrieg abgerissen wurde, mussten die zwei grossen Wiener Kunstmuseen ihre Sammlungen gründlich umstellen, um all die Schätze unterbringen zu können, die ihnen von der Baronin Clarice gestiftet wurden.

Die Pflege solcher Schätze verlangte ganze Heerscharen von Bediensteten. Da gab es regelrechte Erbpfründen wie die eines Silberund Marmor-Polierers. Ihr ganzes Leben lang kannten diese Getreuen nur eines: die Geschirre und Bestecke, die Marmortische, -treppen und -kamine der Rothschilds liebevoll zu pflegen, und sie waren mit Eifersucht bedacht, dieses Privileg ihren Kindern zu vererben.

Baron Albert war ein begeisterter Bergsteiger; als siebenter hat er das Mat-

terhorn bezwungen. Und wie sein Bruder liebte er die aristokratischen Freuden des Lebens auf den grossen Besitzungen, auf Schloss Langau, in Enzesfeld und auf den Schlössern Schillersdorf und Beneschau. Besonders in Schillersdorf und Beneschau wurden die grossen Treibjagden der Rothschilds abgehalten. Alles, was Rang und Namen hatte, kam – die ärmeren Mitglieder des Hochadels oft mit Koffern voll schmutziger Wäsche. Diese sonderbare Gepflogenheit hatte zwei gute Gründe: Erstens war dadurch Umfang und Gewicht des eigenen Gepäcks vergrössert, und man erschien genauso gewichtig wie die anderen Gäste. Zweitens: Man packte seine Wäsche aus und liess sie im Zimmer herumliegen, als sei sie erst hier gebraucht worden. Die Zimmermädchen sammelten alles ein, und in der Hauswäscherei der Rothschilds waren nicht weniger als 130 Frauen tätig, die Tausende von Wäschestücken reinigten, ohne zu fragen, warum und für wen. Schliesslich kam Baron Albert dahinter. Er machte kurzen Prozess: In die Koffer seiner Freunde liess er vor ihrer Abfahrt Pakete mit Kernseife stecken!

In Wien war der Höhepunkt der Frühlingssaison das Derby am ersten Sonntag im Juni. (Hier wie in England stellten die Rothschilds dreimal die Sieger.) Und das grosse gesellschaftliche Ereignis dieses Tages war der Tee-Empfang, den die Familie nach dem Rennen gab. Die grösste Sensation für die Wiener bedeutete es jedoch, wenn die Familie über die Hauptallee fuhr, jene lange, baumbestandene Strasse, die die Stadt mit der Rennbahn verband. Am meisten Aufsehen erregte dabei ein «mechanisches Wunder»: das elektrische Auto der Rothschilds. So etwas gab es damals nirgendwo in Österreich. Dieses geräuschlos dahingleitende Fahrzeug in den Farben der Rothschilds: Blau und Gelb wurde ein Wahrzeichen Alt-Wiens. Immer wieder freilich kam es auf der Hauptallee zu einem heiteren Zwischenfall: Frank, einer der berühmtesten Fiaker von Wien, pflegte das Auto hier zu überholen. Im Fiaker sassen die jüngsten Kinder der Rothschilds und jubelten, wenn die dahingaloppierende Kutsche das elektrische Auto der eigenen Familie weit hinter sich liess.

Noch ein Wort über den Fiaker Frank, der die Rothschilds fuhr. Der andere unsterbliche Fiaker Alt-Wiens hiess Bratfisch; er fuhr den Thronfolger Rudolf. Die Habsburger und die Rothschilds hatten selbstverständlich eine Menge eigener Fahrzeuge, aber ausserdem mietete man sich eben noch einen eigenen Fiaker, der dann während der ganzen Saison zur Verfügung stand. Der Kronprinz pflegte sich Bratfisch zu sichern, der ihn zu seinen zahlreichen Rendezvous zu bringen hatte, denn die Kutscher des Hofes brauchten

davon nichts zu wissen. (Dem Fiaker Brattfisch blieb die traurige Aufgabe vorbehalten, die Leichen Rudolfs und seiner Geliebten in Mayerling aufzufinden.) Die Familie Rothschild, die zwar weniger von amourösen Zusammenkünften hielt, sonst aber die gleiche grosszügige Art des Auftretens liebte, nahm den wegen seines schnellen Fahrens berühmten Frank in ihre Dienste.

In der Liebhaberei für das Fiakerfahren und in manch anderer Hinsicht hatten die Rothschilds und die Habsburger einiges gemeinsam. Aber kaum ein Mensch konnte sich vorstellen, dass es je einmal zu einer Begegnung der beiden kommen könnte. Wenn die Rothschilds mit einem Kabinettsminister verhandelten, wenn sie gar einen Erzherzog zu Gast hatten – nun ja, das liess sich nicht vermeiden. Aber dass sie mit einem Habsburger, dem erhabensten Symbol des Gottesgnadentums in Europa, bei Tisch sitzen sollten – das war unvorstellbar.

Das Unvorstellbare wurde 1887 Wirklichkeit. Kaiser Franz Joseph setzte sich mit einem «besonderen Beweis Seiner Allerhöchsten Huld» darüber hinweg, dass sie nicht aus reinblütigem Hochadel stammten (und obendrein nicht getauft waren!). Die Rothschilds wurden für hoffähig erklärt und hatten damit Zutritt zu allen Empfängen und Cercles der kaiserlichen Familie, zu einem Kreis, der sich einer weit älteren Tradition und einer weit grösseren Unnahbarkeit rühmen durfte als der Hof der Königin Viktoria oder des deutschen Kaisers.

Kaiser Franz Joseph verhielt sich zu Leuten, die erst kürzlich zur Hofgesellschaft zugelassen waren, korrekt, nicht mehr und nicht weniger. Zu jeder Hochzeit oder Beerdigung der Familie Rothschild kam ein Allerhöchstes Telegramm. Für ein Fest der Familie stellte der Kaiser sein Hof-Opernballett allergnädigst zur Verfügung und gestattete, dass es in dem von Fackeln erleuchteten Garten des Rothschild-Palais an der Theresia-numgasse tanzte. Zog der Kaiser aber einmal einen Rothschild ins Gespräch, so blieb es fast stets bei einem unverbindlichen Gespräch über das Wetter und das Befinden. Eine Geschichte, die vielleicht nur gut erfunden ist, könnte eine Erklärung abgeben für diese Zurückhaltung. Eines Tages unterhielt sich Kaiser Franz Joseph mit Albert Rothschild länger als üblich. Schon lief in der grossen Gesellschaft das Gerücht um, das Kaiserreich brauche eine neue Anleihe. Und so ist es denkbar, dass Seine Majestät den Eindruck bekam, solche vertrauten Gespräche könnten letzten Endes nur dem Kredit des kaiserlichen Hauses abträglich sein.

Seine Gemahlin Elisabeth, Österreichs eigenartigste, schönste und geistreichste Kaiserin, nahm bei der Wahl ihrer Freunde auf solche Überlegungen keine Rücksicht. Sie schätzte die Damen der Familie Rothschild sehr, fühlte sie sich doch mit ihnen durch viele gemeinsame künstlerische Interessen verbunden. Besonders befreundet war sie mit Alberts Schwester Julie, einer wahrhaft kosmopolitischen Dame von Welt. Ihr luxuriöser Lebensstil war charakteristisch für die Rothschilds der Jahrhundertwende. Julie entstammte dem österreichischen Zweig, heiratete nach Neapel (ihr Gatte war Adolph von Rothschild), lebte in Paris und war oft bei ihrem Bruder Ferdinand in England zu Gast. Am liebsten aber hielt sie sich in der Schweiz auf, in ihrer märchenhaften Villa in Pregny am Ufer des Genfer Sees. Der 9. September 1898 sollte dieses Haus schicksalhaft mit einem der dunkelsten Tage in der Geschichte der Habsburger verbinden.

An diesem Tag stattete die Kaiserin von Österreich ihrer Freundin Julie einen Besuch ab. Sie kam nicht mit der Segeljacht der Rothschilds, die Julie ihr angeboten hatte, sondern mit dem gewöhnlichen Kurs-Dampfer. Wie üblich war sie tief verschleiert, unauffällig gekleidet und wahrte strikt ihr Inkognito als angebliche Gräfin Hohenems. Nur eine einzige Hofdame begleitete sie. Auch dieses Mal vermochte Julie ihren hohen Gast aufzuheitern. Ein vorzügliches Mahl wurde gereicht, unter genauer Berücksichtigung der Diätvorschrift, die beide Damen beachteten: Julie ass nur kosher zubereitete Speisen, während Elisabeth, die sich trotz ihrer sechzig Jahre einer unvergleichlichen Schlankheit erfreute, nur ganz leichte Kost zu sich nahm. Ein Orchester, hinter einer Hecke verborgen, spielte italienische Weisen. Die Gastgeberin lenkte das Gespräch auf Heinrich Heine, den Lieblingsdichter ihrer Freundin, und bald schon brachte die sonst so melancholisch gewordene Kaiserin mit Champagner einen Toast aus.

Die Damen gingen dann in den Garten und durch die Treibhäuser. Eine Fülle von Blumen und Pflanzen war hier nach Ländern und Klimazonen geordnet – eine Anlage, wie man in der Schweiz keine zweite fand. Inmitten all der Farbenpracht und all des Blütenduftes wurde die Kaiserin noch heiterer. Sie war guter Laune, als die Stunde des Abschieds kam. Sie trug sich in das Gästebuch ein; noch ganz vergnügt blätterte sie einige Seiten zurück. Da erblasste sie plötzlich. Sie hatte die Unterschrift ihres Sohnes erblickt, des Kronprinzen Rudolf, der ebenfalls in Pregny zu Gast gewesen war, kurz vor seinem Selbstmord in Mayerling.

Beim Abschied sah Julie Tränen in den Augen der Kaiserin. Die Hofdame

hat später berichtet, dass sie auf dem Heimweg, der wieder mit dem gewöhnlichen Dampfer zurückgelegt wurde, nur noch vom Sterben sprach. Vielleicht ahnte sie, wie nahe der Tod ihr war: Keine 15 Stunden später wurde sie vor ihrem Hotel in Genf von einem Anarchisten ermordet. Die Kaiserin von Österreich hatte den letzten Tag ihres Lebens bei Julie von Rothschild verbracht. Erfreulicherweise waren die Freundschaften, die den österreichischen Zweig der Familie mit gekrönten Häuptern verbanden, sonst nicht so unheilträchtig. Aber manchmal kam es doch zu kleinen Zwischenfällen. Alberts und Ferdinands Schwester Mathilde, die mit Wilhelm von Rothschild in Neapel verheiratet war, wurde eines Tages vom Namensvetter ihres Gatten eingeladen, von Kaiser Wilhelm II., dem Enkel Wilhelms I., der einst die Schätze von Ferneres bewundert hatte. Am Hof zu Potsdam haben die Herren des Protokolls noch jahrelang mit Schrecken an diesen Besuch zurückgedacht: Mathilde von Rothschild rührte keinen Bissen an der Tafel des Kaisers an, hatte doch Seine Majestät vergessen, für sie koscher kochen zu lassen.

Alberts und Ferdinands jüngste Schwester war Alice, die erst im Jahre 1922 gestorben ist. Sie und Lord Nathaniel waren zweifellos die erstaunlichsten Persönlichkeiten, die diese an bemerkenswerten Gestalten so reiche Familie hervorgebracht hat. Sie heiratete nicht, was bei den weiblichen Mitgliedern der Familie noch seltener vorkam als bei den Männern. Aber wer hätte auch eine Dame heiraten sollen, die so absolut unabhängig in geistigen und materiellen Dingen war? Welcher Mann hätte diese Frau zügeln sollen, die selbst der Königin Viktoria einen Schreck einzujaugen verstand?

Um auf diese Anekdote zu kommen, ist vorzuschicken, dass Alice verschiedene Besitzungen des österreichischen Zweiges geerbt hatte, so auch Ferdinands Waddesdon-Haus. Am liebsten aber hatte sie ihren grossen Landsitz in Grasse in Südfrankreich. Dort frönte sie ihrer Gartenleidenschaft, aber im Gegensatz zu Julie erwies sie sich als eine der unfreundlichsten Gärtnerinnen, von denen uns die Weltgeschichte des Gartens berichtet.

Königin Viktoria, die sich noch mit Vergnügen Rothschild'scher Gastfreundschaft in Waddesdon erinnerte, war häufig, manchmal täglich zu Gast in Grasse, wenn sie zur Erholung in Südfrankreich weilte. Doch diese königlichen Besuche machten Alice ausserordentlich nervös. Die Erinnerungen der Lady Battersea, einer geborenen Rothschild, geben uns eine lebendige Schilderung ihrer Kusine Alice: «Sie ging meilenweit die Hügel hinauf und hinunter und erteilte dem Polizeiinspektor, den Kutschern der Königin, den

Arbeiter^m und Vorarbeitern ihre Befehle, wie ein zweiter Napoleon. Als Überraschung für die Königin ordnete sie an, eine Bergstrasse zu verbreitern und flacher anzulegen, und zwar im Laufe von nur drei Tagen. Aber was war dazu alles notwendig: kleine Stützmauern mussten errichtet, grosse Felsen bewegt, kleinere mit Schotter überdeckt und ein kleiner Fluss in seinem Lauf verändert werden ...»

Stets war Alice darauf bedacht, Königin Viktoria mit grösster Höflichkeit willkommen zu heissen und sie mit Überraschungen zu erfreuen wie mit dieser ihr zuliebe umgestalteten Landschaft. Sie verstand es auch, ihre gekrönte Freundin zu allerlei Spässen zu veranlassen, etwa ungesehen Blumen aus einem Fenster der Villa auf Vorübergehende zu werfen. Bei Alice wurde die erhabene Monarchin fast wieder jene ausgelassene kleine Prinzessin, die sie vor einem dreiviertel Jahrhundert gewesen war. Als aber Viktoria einmal unglücklicherweise auf eines der gepflegten Beete trat, da fielen alle Hemmungen guter Erziehung.

«Kommen Sie sofort herunter!» herrschte Baroness Rothschild die Königin von England und Kaiserin von Indien an.

Die Königin gehorchte sofort. Von Stund an sprach sie von Alice, vermutlich nur halb im Scherz, als von der «Allmächtigen». Die Freundschaft blieb erhalten. Und es blieb auch der Spitzname erhalten. Als «die Allmächtige» lebte sie im Kreis ihrer Familie fort. Aber waren sie nicht eigentlich alle «allmächtig»? Die Fahnen mit den Farben der Familie wehten von den stolzesten Türmen Europas. Es schien unmöglich, dass diese Fahnen je niedergeholt werden sollten.

VIII INS NEUE JAHRHUNDERT

I. Abdankung zweier Könige

Der aufmerksame Leser mag festgestellt haben, dass in den letzten Kapiteln nur noch von drei Bankhäusern die Rede war, von denen in London, Paris und Wien. Da jedoch Mayers fünf Söhne fünf Banken errichtet hatten, müssen wir zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Fortfall von zwei Firmen registrieren.

Ihr Verschwinden ging nicht auf gewaltsame Veränderungen im Gefüge der Familie zurück. Im Gegenteil: Die Auflösung der Bankhäuser von Neapel und Frankfurt ging in der gleichen grosszügigen Art und Weise vor sich, in der die anderen drei Häuser weiter florierten. Im Jahr 1861 stürmten Garibaldi's Rothen den durch Süditalien. Das Königreich beider Sizilien ging im geeinten Italien auf. Das Bankhaus Rothschild in Neapel schloss seine Tore, da dort nun nicht mehr die Bourbonen herrschten, denen man lange Zeit geschäftlich und menschlich loyal verbunden gewesen war. Mit den neuen Herren wollte Adolph, der Sohn des Gründers Carl, nichts zu tun haben. Er kehrte zunächst nach Frankfurt zurück und siedelte dann nach Frankreich über, wohin auch sein König ins Exil gegangen war. Zwischen den beiden Exilanten bestand jedoch ein feiner Unterschied. Der König wurde ein Ex-König, Rothschild aber nicht ein Ex-Rothschild. Sein Haus in der französischen Hauptstadt blieb ein genauso glänzender Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens, wie es sein Palais in Neapel gewesen war. Die Kaiserin von Österreich, die später seiner Frau Julie in enger Freundschaft verbunden war, war oft bei Adolph zu Gast in einer seiner Residenzen, und mit ihr viele andere illustre Persönlichkeiten.

Adolph hatte keine Kinder. Sein Bruder Wilhelm hatte drei, und sein anderer Bruder Mayer sieben. Aber alle zehn Kinder waren Mädchen. Dieser Überschuss an Weiblichkeit war die eigentliche Ursache für den Untergang des italienischen und des deutschen Zweiges der Familie.

Um ganz exakt zu sein, ist festzustellen, dass der Frankfurter Zweig schon mit dem Tod Amschels erloschen war, denn Amschel starb kinderlos. Nach ihm leiteten Carls Söhne Wilhelm und Mayer, die in Neapel nicht benötigt wurden, das Stammhaus in der Stadt am Main. Aber der Strom, an dessen Ufern der alte Mayer Amschel mit fünf kräftigen Söhnen beschenkt worden

war, brachte den jüngeren Rothschilds kein Glück: Sie bekamen nur Töchter, Töchter und abermals Töchter (die ja traditionsgemäss in der Firma keine Rolle spielen durften). Mayer und Wilhelm wurden genauso verbittert wie einst Onkel Amschel. Und wie Amschel vergruben sie sich in strengste Orthodoxie (Wilhelm beispielsweise gab nie einem Menschen die Hand, ohne sich vergewissert zu haben, dass dieser an diesem Tag noch kein Schweinefleisch berührt hatte) und in emsige Sammlertätigkeit: Mayers Silbersammlung und Wilhelms Bibliothek gehörten zu den kostbarsten Privatsammlungen Frankfurts. Ihre Geschäfte betrieben sie ohne sonderliches Interesse. Warum sollten sie sich anstrengen, wenn doch kein Sohn da war, der das Erbe hätte übernehmen können?

Die Regierung in Berlin versuchte den Frankfurter Rothschilds neuen Auftrieb zu geben. Das junge deutsche Kaiserreich wollte gleich den anderen grossen Mächten Europas die Vorteile haben, die ein blühendes Haus Rothschild versprach. Mayer wurde zum Mitglied des Preussischen Herrenhauses ernannt. Bismarck vergass die Geschichte mit dem Kellermeister in Ferneres und gab sich wiederholt alle Mühe, zweite und dritte Rothschild-Söhne aus anderen Hauptstädten zur Übersiedlung nach Deutschland zu veranlassen. Die Familie ging darauf jedoch nicht ein. Ein altes Sprichwort sagt, dass es wenig Sinn hat, Leuten den Mond zu versprechen, die ihn bereits besitzen. Die Frankfurter Rothschilds blieben ohne Söhne, und die im Ausland blieben, wo sie waren. So kam es, wie es kommen musste.

Am 16. Oktober 1886 fand man Mayer tot auf, den Kopf auf einem aufgeschlagenen Kontobuch. Am 25. Januar 1901 folgte ihm Wilhelm nach. Drei Monate später versandten Edmond (Wilhelms Schwiegersohn) und Nathan (Mayers Schwiegersohn) eine Mitteilung an alle Geschäftsfreunde des Stammhauses in Frankfurt, in der sie sich der traurigen Pflicht unterzogen, anzeigen zu müssen, dass als Folge des Heimgangs von Baron Wilhelm Carl von Rothschild das Bankhaus M. A. von Rothschild und Söhne in Liquidation gehe. Die Liquidatoren waren The Right Honourable Nathan Mayer Lord Rothschild in London und Baron Edmond de Rothschild in Paris.

An dieser Stelle bedarf es zweier Anmerkungen: Bis zur Machtergreifung Hitlers lebte der Name Rothschild wenigstens noch in Verbindung mit einem anderen Frankfurter weiter. Minna, Wilhelms jüngste Tochter, heiratete den Bankier Maximilian von Goldschmidt und brachte ihm als Mitgift nicht nur ein Vermögen ein, sondern auch die zehn magischen Buchstaben: Von der

Heirat an führte ihr Gatte den Namen Maximilian von Rothschild-Goldschmidt.

Die zweite Anmerkung betrifft eine Geschichte, die sich auf dem Wasser abspielte, von dem der junge Kaiser Wilhelm II. behauptete, dass auf ihm Deutschlands Zukunft liege. Nach den Tagebuchaufzeichnungen des damaligen französischen Botschafters in Berlin trug sich das unauffällige, aber doch bezeichnende Ereignis im April 1908 im Mittelmeer zu. Zwei Luxus-schiffe lagen im Hafen von Palermo. Das eine war Kaiser Wilhelms feudale «Hohenzollern», das andere die Jacht eines «jungen französischen Rothschild» (vermutlich war es Edouard, der Sohn von Alphonse). Das Schiff des Kaisers signalisierte eine Einladung an den jungen Mann, der ihr selbstverständlich Folge leistete. Seine Majestät begrüßte den Gast sehr herzlich und kam fast unvermittelt auf das Thema zu sprechen, das ihm offenbar sehr am Herzen lag: eine Heimkehr ins Vaterland. Er sprach in höchsten Lobestönen von der Grösse und dem Erfolg der Familie, versicherte, dass er keinerlei rassistische oder religiöse Vorurteile hege noch solche an seinem Hofe dulden werde und verbürgte sich dafür, dass ein wiedererrichtetes deutsches Haus eine gewichtigere Stellung einnehmen könne als die Häuser in London, Paris und Wien.

So ehrenvoll und angenehm diese Konversation auf den blauen Wassern des Mittelmeeres gewesen sein mag – die herzlichen Worte des Kaisers führten ebenso wenig zu konkreten Resultaten wie Bismarcks Annäherungsversuche. Die Häuser in Paris, London und Wien lebten zu sehr ihr eigenes Leben, als dass sie ernsthaft an die Wiedererrichtung eines Hauses in Deutschland dachten. Sie genossen noch den Glanz einer Sonne, die in den Augusttagen des Jahres 1914 plötzlich und endgültig untergehen sollte.

2. Der goldene Höhepunkt

Alle Bälle und Soireen vermochten eine Grundtendenz der Familie nicht zu unterdrücken. Bismarck hatte sie gekennzeichnet als «den absurden Wunsch, jedem ihrer – oft zahlreichen – Kinder ebensoviel zu hinterlassen, wie sie selbst ererbt hatten».

Geschäft blieb Geschäft, und an Geschäften mangelte es den drei verbleibenden Bankhäusern nicht. Die englische Firma N.M. Rothschild & Sons investierte erhebliche Gelder in indischen Bergwerken: sie finanzierte die Erschliessung des von Cecil Rhodes in Besitz genommenen Diamantengebie-

tes in Südafrika. (Noch heute liegt ein grosser ungeschliffener Diamant auf dein Kaminsims im Chefbüro von New Court, und die Firma unterhält unverändert enge Beziehungen zu dem Diamanten-Monopol von de Beers.) Ihre Bank- und Anleihegeschäfte erstreckten sich über die meisten Länder des südamerikanischen Kontinents. Das Pariser Bankhaus, de Rothschild Frères, finanzierte die aufblühende Elektroindustrie, neue Eisenbahnen am Mittelmeer, griff hinüber nach Nordafrika und hatte auf die Erdölgewinnung von Baku in Russland einen derartigen Einfluss, dass es jahrelang der Hauptkonkurrent der amerikanischen Rockefellers war. Das Wiener Haus S. M. Rothschild und Söhne weitete seinen Wirkungskreis nach Ungarn durch die bekannte sechsprozentige Gold-Anleihe von 1881 aus; die Creditanstalt, eigentlich nur als Waffe gegen den Credit Mobilier ins Leben gerufen, entwickelte sich zu einer riesenhaften Tochtergesellschaft der Familienbank und wurde eine finanzielle Macht in jedem Winkel des Kaiserreiches. So behielt die Familie viel von der alten Tradition bei, gleichzeitig nach vielen Richtungen hin zu operieren. Aber mit noch weit grösserer Konsequenz hielt sie an einer anderen Tradition fest. Betrachten wir etwa Anselms Testament von 1874, das Testament eines hochgebildeten kosmopolitischen Wiener Grandseigneurs. In seinen Anweisungen und im Ausdruck seiner Gefühle lässt es völlig unverändert das wiedererklingen, was der Firmengründer und Patriarch der Familie in seinem Letzten Willen hundert Jahre zuvor im dunklen Ghettohaus niedergelegt hatte.

Anselm schrieb in seinem Testament:

«Ich ermahne meine sämtlichen lieben Kinder, stets in grösster Eintracht zu leben, die Familienbände nicht lockern zu lassen, alle Streitigkeiten, missliebige Erörterungen und Prozesse untereinander zu meiden, gegenseitig Nachsicht und Milde zu üben und sich nicht zu Heftigkeiten hinreissen zu lassen. Diese Bethätigungen... wie solche meine Kinder besonders an ihren trefflichen Grosseitern vor sich gesehen haben, sind die sicheren Bedingungen des Glücks und der Blüthe der ganzen von Rothschild'schen Familie immer gewesen, und meine lieben Kinder mögen nie und nimmer diese Familienüberlieferung ausser Augen setzen.

Den Ermahnungen meines seligen Vaters, ihres sie aufrichtig liebenden Grossvaters ... folgend, mögen sie und ihre Nachkommen dem väterlichen Israelitischen Glauben stets ... treu bleiben.»

Dann folgt wiederum eine Mahnung, die seit dem Testament des alten Mayer immer wieder aus dem Mund und an das Ohr jedes Rothschild klingt:

«Ich untersage ausdrücklich und auf das Bestimmteste für alle und jede Fälle die Auf-

nahme eines gerichtlichen oder sonstigen öffentlichen Inventariums über meine Nachlassenschaft... ferner jedes gerichtliche Einschreiten und jede Veröffentlichung des Nachlassbestandes ... Wer diesen Vorschriften zuwiderhandelt und in irgendeiner Form Anträge stellt, welche jenen Untersagungen Widerstreiten, soll ohne weiteres so angesehen werden, als hätte er mein Testament angefochten, und soll die für diesen Fall bestimmte Verwirkung erleiden.»

Auch in London nahm Nathaniel eine alte Tradition wieder auf, die sein Vater vernachlässigt hatte: Nach der Gewohnheit seines Grossvaters lehnte er auf der Börse wieder an der «Rothschild- Säule». Das war reiner Ahnenkult. Nach wie vor waren die Rothschilds eine entscheidende Macht im europäischen Finanzleben, wenn auch nicht mehr an der «Säule» gekauft und verkauft wurde; jetzt arbeitete die Familie vorwiegend mit Kurieren und Telegrammen. Der Name Rothschild hatte nichts an Magie verloren; noch immer wirkte er, wenn es sein musste, wie ein Donnerschlag. Im Jahre 1873 überschlug sich die Börse in Wien in Spekulationen mit neuen Aktien von Gründungen, die die so erfolgreiche Creditanstalt zu imitieren suchten. Die Preise stiegen erst und fielen dann mit rasender Geschwindigkeit.

Schliesslich erschien ein Vertreter Rothschilds im Tumult des Hauptsaaes der Börse. Ein Makler, dem viel daran lag, zu verkaufen, eilte auf ihn zu und fragte, ob er Aktien im Wert von einer halben Million erwerben wolle. «Eine halbe Million?» sagte der Rothschild-Agent, so laut, dass es jeder hören konnte, «so viel sind alle neuen Banken heute zusammen nicht wert!»

Dieser eine Satz, hinter dem die ganze Autorität des Namens Rothschild stand, versetzte die Börse in Panik, verursachte einen weiteren Kurssturz, bedeutete den Schlussstrich unter die Existenz von einem Dutzend problematischer Pseudobanken und trug zu der Krise von 1873 bei.

Aber wie der Name Rothschild Panik auslösen konnte, so vermochte er auch Begeisterung herbeizuführen. Im Jahre 1889 legte das Londoner Haus Aktien der «Burma Ruby Mines» zur öffentlichen Zeichnung auf; diese Rubin-Minen gehörten bis dahin der Rothschildbank selbst. Am Tag nach der Ankündigung drängte sich in St. Swithin's Lane, der engen Gasse, die zum New Court führte, eine solche Menschenmenge, dass Lord Nathaniels Kutsche einfach steckenblieb. Zum erstenmal hatte das Haus Rothschild Aktien eines Bergwerkunternehmens aufgelegt, hinter dem es selbst stand, und aus ganz London waren die Leute herbeigeströmt, um ihre Ersparnisse in einem Rothschildprojekt anzulegen.

Nathaniels Kutscher und Diener bahnten Seiner Lordschaft mühselig eine Gasse durch diese Überfülle an Vertrauen; Lord Nathaniel folgte ihnen leise fluchend – halb verärgert über das Gedränge und halb erfreut über diesen riesigen Erfolg. Aber vor der Bank ging es noch schlimmer zu. Die Massen blockierten jede Tür. Es blieb nichts anderes übrig, als aus dem ersten Stock eine Leiter herabzulassen, über die dann der würdige Lord in Zylinder und Gehrock, mit goldener Uhrkette und mit einer Nelke im Knopfloch durch das Fenster seines Büros einstieg wie ein Dieb in der Nacht.

Vielleicht war es Nathaniels Abneigung gegen solche Szenen, die ihn dazu bewegte, von solchen sich an die grosse Masse richtenden Finanzoperationen in Zukunft zumeist abzusehen; möglicherweise war der Grund jedoch auch die Tatsache, dass die Rothschilds seit jeher grosse Individualisten waren (und es auch heute noch sind), die ihre Geschäfte lieber mit wenigen Kontrahenten machen. Könige pflegen nicht in einer Gasse wie St. Swithin's Lane anzustehen, und die Familie zog immer *einen* Monarchen hunderttausend Krämern vor. Der klassische Lieblingskunde der Familie war König Leopold I. von Belgien. Im Jahr 1848 vertraute er dem französischen Haus sein Vermögen in Höhe von 5 Millionen Francs an. Als er im Jahre 1865 die Augen schloss, war es dank ihrer Investitionen – natürlich gegen entsprechende Provision – auf über 20 Millionen gewachsen.

Nun aber war das 19. Jahrhundert zu Ende gegangen und ein neues heraufgekommen. Das Zeitalter der Könige schwand dahin, die kleinen Leute wurden wirtschaftlich immer interessanter für die Grossbanken und ihre Filialnetze. So wurde nun Geld im Bankgewerbe verdient. Die Familie Rothschild, deren Wiener Creditanstalt zwar ein auf viele kleine Leute abgestelltes Finanzinstitut war, vermochte sich jedoch nie für derartige Geschäfte zu erwärmen und hielt sich von dieser Entwicklung fern.

So ergab sich der Eindruck, als ziehe sich die Familie ganz bewusst und planmässig vom Hauptschauplatz des wirtschaftlichen Geschehens in ruhigere Seitenwege zurück. Schliesslich besass man ja alles und konnte sich alles leisten, was ein Rothschild begehrte. Das Vermögen wuchs ganz von selbst, ob sie nun schliefen, tanzten oder auch einmal eine Chance verpassten. Risiko bedeutete für sie einfach keinen Anreiz mehr. Ein paar Jahre nach Nathaniels unfreiwilliger Kletterei in New Court äusserte sich der Lord sehr philosophisch über spekulative Unternehmungen aller Art: «Wenn ich zu allem, was man mir tagsüber an Projekten oder Geschäften vorschlägt,

«nein» sage, dann kann ich abends sorgenfrei und zufrieden nach Hause gehen.»

Bei einer anderen Gelegenheit fragte ihn ein Mitglied des Königshauses, ob es ein bestimmtes Erfolgsrezept gebe, an der Börse Geld zu machen. Nathaniels überraschende Antwort lautete: «Gewiss. Es besteht darin, dass man nicht zu spät, sondern zu früh verkauft.» Albert in Wien zitierte immer wieder ein Wort des Gründers der dortigen Firma, seines Grossvaters Salomon: «In die Börse muss man gehen wie in ein kaltes Brausebad – schnell hinein und schnell heraus.»

Dieses Brausebad – so schien es fast – war nun für manche Rothschilds zu kalt geworden. Denn viele der jüngeren Rothschilds fanden gar keinen Geschmack mehr daran, sich überhaupt geschäftlich zu engagieren. Sie hatten alle möglichen anderen Interessen. So richtete der älteste Sohn Lord Nathaniels, Lionel Walter, auf dem Familienschloss Tring ein grosses Zoologisches Museum ein, das bei den Fachleuten berühmt wurde. Die Sammlungen umfassten schliesslich über eine Viertelmillion Vögel und über zwei Millionen Insekten, darunter eine ganze Anzahl von Stücken, die es in keiner anderen Sammlung gab. Walter, der in Cambridge studiert hatte, war ein hervorragender Zoologe. Er hat die einzigartige Vogelsammlung, die den Rentthendorfer Pastor Christian Ludwig Brehm (der Vater des «Tierleben»-Brehm) zusammengetragen hatte, angekauft und sie dadurch der Wissenschaft erhalten. Er hat eine ganze Reihe von Expeditionen finanziert, hat wichtige wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht und die «Novitates Zoologicae» herausgegeben, eine sehr angesehene Fachzeitschrift.

Besonders berühmt war die ungewöhnlich vollständige Sammlung von Flöhen aller Art, die das zoologische Museum von Tring besass, und zwar nicht nur bei den Gelehrten. Ein Spassvogel hat einmal behauptet, das wertvollste Stück der Sammlung habe seinen Besitzer 10'000 Pfund gekostet, jedoch sei bei näherer Untersuchung festgestellt worden, dass der Floh aus dem Bankhaus der Familie stammte.

Ein anderes, authentisch belegtes Ereignis zeigte auf recht ärgerliche Weise, dass Insekten und Investitionen nicht immer miteinander vereinbar sind. Selbstverständlich hatte auch Walter seine Pflicht im väterlichen Bankhaus zu erfüllen. Sein Museum nahm jedoch in immer grösserem Ausmass seine Kraft, seine Zeit und schliesslich auch seine Finanzen in Anspruch. Natürlich zahlte ihm sein Vater ein sehr ansehnliches Taschengeld, aber es reichte auf die Dauer doch nicht aus, um die Kosten für das Sammeln, Präparieren und

sachgemässe Aufbewahren Hunderttausender von Tieren zu bestreiten. So begann Walter an der Börse zu spekulieren, aber da er sich nicht in der Kunst verstand, «zu früh» zu verkaufen, schwand auch dieses Geld dahin. So blieb ihm nur noch ein Ausweg: ein grosses Darlehen aufzunehmen und es durch eine Lebensversicherung zu sichern, die er in aller Heimlichkeit auf seinen Vater abschloss; nach dessen Ableben sollte sie ihm 200'000 Pfund bringen. Betrüblerweise verstand er von geschäftlichen Dingen weit weniger als von der Zoologie. Er hatte nicht bedacht, dass es zu der Praxis der Versicherungen gehört, bei grossen Summen eine Rückversicherung einzugehen. So war es auch in diesem Fall; zur Rückversicherung wurde die Alliance Insurance Corporation herangezogen, eine Gründung N. M. Rothschilds, deren Aufsichtsratsvorsitzender Lord Rothschild war.

Eines Tages vertiefte sich Nathaniel in die neuesten Abrechnungen der Gesellschaft und musste zu seiner Verblüffung die Police entdecken, die sein eigener Sohn auf sein Leben abgeschlossen hatte. Von diesem Tag an verzichtete man am New Court auf Walters weitere Tätigkeit. Aber schliesslich hatte die Familie doch allen Grund, auf Walter stolz zu sein. Er war der erste in einer ganzen Reihe von Rothschilds, die sich in der Welt der Wissenschaft einen Namen gemacht haben.

Verschiedene Rothschilds dieser Generation fanden ein tragisches Ende. Walters Bruder Nathaniel Charles beging Selbstmord, ebenso sein Wiener Vetter Oscar, dessen Bruder Georg Anselm seine letzten Lebensjahre in geistiger Umnachtung verbringen musste. Die Konkurrenten und Neider der Familie horchten auf, liess nun doch endlich die Lebenskraft dieser Familie nach? Waren die Rothschilds, einst stark wie Löwen, müde und dekadent geworden? Man fasste Mut, man begann die Rothschilds zu provozieren – und musste sich mit blutigen Köpfen zurückziehen. Denn nur zu rasch zeigte es sich, dass der Löwe nur schlummerte und stets bereit war, zu Sprüngen anzusetzen wie eh und je.

Der erste, der verspüren sollte, wie scharf die Familie noch immer zuzuschlagen wusste, war ein rechtsradikaler französischer Abgeordneter namens Bontoux. 1876 hatte er die Union General gegründet, eine raffiniert ausgeklügelte Kombination von Bankhaus und antisemitischer Hetze. Im Prospekt seiner Gründung stand zu lesen, es gelte «das Kapital der Katholiken zusammenzufassen und so einen kräftigen Hebel in die Hand zu bekommen ...», denn es sei an der Zeit, dem Finanzsystem der Republik ein Ende zu bereiten, die sich von geldgierigen Hebräern aussaugen lasse. Die gesamte Reaktion

klatschte Beifall. Alle finanzstarken Christen, denen die in prunkvollen Palästen hausenden Juden ein Greuel waren, machten begeistert bei Bontoux' Union General mit. So hatte er bald 4 Millionen Francs beisammen – Früchte blinden Vorurteils. Die Summe reichte für den Anfang aus. Die Union General tat sich mit der grossen Banque de Lyon et la Loire zusammen, gab Aktien aus, die bald von 500 auf 2'000 und noch weiter hinaufstiegen, und schickte sich an, den Krieg gegen die Vormachtstellung der Familie Rothschild nun auch auf Österreich auszudehnen.

Zu diesem Zweck verbündete sich Bontoux mit der Länderbank, einer Konkurrenz der Creditanstalt. Er folgte den Pfaden, die einst der Credit Mobilier des Monsieur Pereire gegangen war. Und wie die Rothschilds es damals mit Pereire gemacht hatten, so machten sie es auch jetzt: Sie liessen Bontoux Monate, ja Jahre lang gewähren. Geduldig warteten sie darauf, dass er sich übernehmen würde und dass seine Aktien nur noch an der Börse, nicht mehr aber in ihrer Substanz einen hohen Wert repräsentierten.

Doch dann, im Jahre 1881, vereinigten sich alle Rothschild-Banken in altbewährter Weise zum Gegenschlag. An verschiedenen Stellen erwarben sie Aktien des Gegners, um sie dann auf einmal abzustossen und dadurch den Preis auf den wahren, geringen Wert herabzudrücken. Der erste Schlag der Rothschilds machte der Banque de Lyon den Garaus. Bontoux stimmte ein grosses Wehgeschrei an. Er flehte alle Katholiken um ihr Mitleid und ihr Geld für die Auseinandersetzung mit dem bösen Feind an. Aber es nützte ihm nichts mehr. Zwischen dem 5. und 20. Januar 1882 stürzte der Kurs der Aktien seiner Union General um 2'100 Punkte, von 3'050 auf 950. Und am sogenannten Schwarzen Sonntag der Wiener Börse wurden Bontoux' Gründung und die meisten der Banken, die sich mit ihm zusammengetan hatten, liquidiert. Der Panikstimmung, die daraufhin an den europäischen Geldmärkten ausbrach, konnte nur von der gleichen Macht ein Ende gesetzt werden, die sie ausgelöst hatte: von der Familie. Sie kaufte wieder. Aber Bontoux war nicht mehr dabei.

Acht Jahre später wiederholte sich das Drama, das eben auf dem Kontinent abgelaufen war, auf dem Boden der britischen Inseln. Die grosse Konkurrenz der Londoner Rothschildbank war das Bankhaus Baring, wahrlich keine Eintagsfliege wie Bontoux' Union General, sondern die älteste und nach Rothschild die grösste Handelsbank des Landes. Ihr Chef, Lord Revelstoke, hatte lange auf den Augenblick gewartet, diesen Emporkömmlingen am New Court zeigen zu können, wo ihre Grenzen waren.

Der grosse Argentinien-Boom des Jahres 1886 schien die lang erhoffte Gelegenheit zu bieten. Von diesem Geschäft, das Riesenerfolge versprach, wollte Lord Revelstoke die Rothschilds um jeden Preis ausschalten, und so mobilisierte er alle seine Reserven, um alles allein machen zu können. Bald sollte sich jedoch herausstellen, dass er seine Reserven überschätzt hatte. Symptomatisch war das Projekt eines Hafenausbaus. 10 Millionen Pfund waren aufzubringen. Baring garantierte den ganzen Betrag, aber trotz aller Bemühungen vermochte er nicht, das Publikum für diese Investition zu interessieren, um sich wieder flüssig zu machen.

Daher hatte die Familie Rothschild es gar nicht nötig, zuzuschlagen. Sie brauchte nur abzuwarten. Im Herbst 1890 gingen der Bank von England Informationen zu, denen zufolge Baring Verpflichtungen in Höhe von 21 Millionen Pfund eingegangen war und keinerlei Möglichkeit sah, ihnen nachzukommen.

Die Bedeutung des Bankhauses Baring war so gross, dass sein Zusammenbruch den Kredit der City mitgefährdet hätte bei einer Vertrauenskrise gegen alle Banken. Es musste etwas geschehen. Finanzfachleute und Kaufherren der City begannen, einen Garantiefonds für Barings Gläubiger zu gründen; die Bank von England selbst bemühte sich um das Zustandekommen dieses Projekts. Es stand freilich fest, dass es zum Scheitern verurteilt sein musste, wenn sich nicht die grösste Privatbank des Empires beteiligte.

In der City wartete man auf die Reaktion am New Court. Würde die Familie bereit sein, ihrem ärgsten Feind und Konkurrenten Hilfe zu leisten? Sie tat es, und zwar auf zwei verschiedenen Schauplätzen. Sie stützte die Garantie nicht nur mit ihrem Namen, sondern mit einer Summe von Rothschild'schen Dimensionen (die Öffentlichkeit hat nie erfahren, wie gross die Leistungen der einzelnen Beteiligten an diesem schwierigen Rettungsunternehmen waren). Die Firma Rothschild ging jedoch noch einen Schritt weiter und setzte ihre einzigartigen Auslandsverbindungen zugunsten ihres strauchelnden Konkurrenten ein. Durch Nathaniels Intervention wurde Alphonse in Paris eingeschaltet, und dieser wiederum veranlasste, dass der Garantiefonds zusätzlich 3 Millionen Pfund in Gold durch die Bank von Frankreich erhielt.

So blieben der Kredit und der gute Name Londons erhalten. Am 15. November 1890 konnte der Präsident der Bank von England verkünden, dass Baring in der Lage sei, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen. Er sagte: « Wenn Sie der Bank von England dafür danken, dann ist es wichtig, nicht die grosszügige und freudig gewährte Unterstützung zu vergessen, die uns von

anderen gewährt wurde, in erster Linie von Lord Rothschild, dessen Einfluss auf die Bank von Frankreich für uns so nützlich war, denn ohne diese wäre es uns nicht möglich gewesen, die Hilfe zu leisten, die wir nun haben leisten können.»

So kann man zusammenfassend sagen, dass die Bedeutung der Familie nicht nur in den Salons, sondern auch an den Börsen der Welt überragend geblieben war. Und so sollte es bleiben, bis die Schüsse von Sarajewo die Welt erschütterten.

3. *Das grosse Haus und der grosse Krieg*

a) Wieder einmal Friedensstifter

Es ist ein erheblicher Unterschied, ob man vornehm altmodisch oder ob man einfach verkalkt ist. Das Haus Rothschild legte zwar grössten Wert darauf, seine eigene Art zu wahren. Aber es verschloss sich nicht der historischen Entwicklung. Seit 1850 hatte die Familie das Heraufkommen neuer nationaler Mächte auf dem Kontinent erkannt und versucht, sich ihnen allmählich und vielleicht oft ganz unbewusst anzupassen. Einst hatte die Familie Mitglieder nach England, Österreich und Frankreich entsandt, aber im Laufe der Zeit waren daraus sehr englische, sehr österreichische, sehr französische Rothschilds geworden.

So erbaute sich der Sohn von Alphonse, Baron Edouard, in Frankreich eine Residenz, die der steingewordene Traum eines jeden Franzosen war. War Ferneres das Versailles der Rothschilds, so wollte er nun auch ein Petit Trianon dazu, ein kleines verspieltes Landschloss. Sein Manoir Sans Souci in Chantilly, wo heute noch manchmal seine Witwe weilt, hat deswegen nur zehn Gästezimmer, und es werden nicht mehr als drei Gärtner benötigt. Aber dieses Schlösschen ist dafür der Inbegriff alles Französischen, von den *chaises percées* in den Toilettenzimmern und den Zeichnungen Picassos in den Korridoren bis zu den *objets de frivolité*, etwa den Straussenvögeln mit ihren Federn aus Porzellan oder den Schildpatt-Schreibtischen mit Griffen aus Rubinen. Das plumpe Beton-Schwimmbad, das Göring während der Besatzungszeit im Garten einbauen liess, zeigt durch seinen Kontrast zu der Eleganz des Schlosses, wie französisch dieser Landsitz ist.

Im Rothschild'schen Haus in Wien huldigte man der Musik mit der ganzen Liebe, die auch heute noch dieses kleine Land auszeichnet. (Was man anderswo für neue Geschütze aufwendet, gibt man dort für seinen Mozart aus.)

Zu den Höhepunkten des gesellschaftlichen Lebens an der Donau gehörten die musikalischen Soireen der Familie Rothschild. Livrierte Diener mit Kniehosen und gepuderten Perücken warteten dort noch bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf, und wir erinnern uns, dass im Rothschild'schen Garten das Ballett der Wiener Hofoper tanzen durfte.

Und wie standen die Dinge in England? Constance Rothschild hatte in ihrem Butler einen Meister in der Kunst angelsächsischer Untertreibung gefunden. Während der Luftangriffe im ersten Weltkrieg trat er nach den ersten Bombeneinschlägen in den Speisesaal und sagte mit dem gleichen gelangweilten Tonfall, mit dem er sonst vielleicht ein nicht sonderlich interessantes Herzogspaar ankündigte: «The Zeppelins, Mylady!»

Schon lange vor der Jahrhundertwende hatte sich die Familie in drei Zweige aufgeteilt. Weder in London noch in Paris oder Wien vergass man zwar auch nur einen Augenblick das Gemeinsame, das alle Angehörigen der Familie miteinander verband. Aber zuerst galt die Treue dem Land, in dem man geboren war. Aber in der Zeit, in der die drei Zweige immer mehr national dachten und handelten, wurde auch Europa auf bedrohliche Weise immer nationalistischer. Für die Familie war es noch immer eine Selbstverständlichkeit, alles zu versuchen, um den Frieden zu erhalten oder ihn wenigstens zu finanzieren. Doch das wurde von Jahr zu Jahr immer schwieriger. Eine moderne Grossmacht hatte es nicht mehr nötig, sich auf wenige grosse Financiers verlassen zu müssen – der Kriegsminister drang einfach auf neue Steuern und finanzierte damit seine Armee. Im Jahre 1866, als der Preussisch-Österreichische Krieg drohte, hatte die Familie alle ihre Machtmittel für die Erhaltung des Friedens eingesetzt. In Paris scheuten sich die Rothschilds nicht einmal, einen vom österreichischen Botschafter ausgestellten Scheck über ganze 5'000 Francs kaltlächelnd zurückgehen zu lassen mit dem Bemerkung, dass das Bankguthaben Seiner Exzellenz nicht ausreichte, um den Scheck zu decken. Die grosse Gesellschaft in Paris erstarrte: Der Botschafter war doch ein Metternich und damit automatisch ein alter Freund der Familie! Die Ohrfeige, die die Rothschilds der Diplomatie des Habsburgerreiches hier versetzt hatten, wurde zum Tagesgespräch in Europa. Und doch gelang es den Rothschilds nicht, den Kriegsausbruch zu verhindern. Es war ein verhältnismässig kurzer Waffengang. Aber die Familie, die eine so tiefe Abneigung gegen den Donner der Kanonen hegte, ahnte bereits eine ungleich grössere Auseinandersetzung voraus – lange vor allen anderen.

Noch im gleichen Jahr, am 12. September 1866, äusserte Lioneis Bruder Anthony de Rothschild in London ernste Besorgnisse. Das Wettrennen der Mächte um die Vergrösserung ihres Kolonialbesitzes schien ihm nichts Gutes zu verheissen: «Je früher wir alle unsere Kolonien los sind», sagte bemerkenswerterweise der Mann, der ein Riesenvermögen in Übersee angelegt hatte, «desto besser für England. Wir wollen Frieden um jeden Preis ... Was kümmern uns Deutschland oder Österreich oder Belgien?»

Deutschland – das war das entscheidende Wort. Das nach dem Sieg über Napoleon III. entstandene Deutsche Reich galt in der Welt als ein ausdehnungslüsterne Grosspreussen. Und in den Hauptstädten Europas vermeinte man, das Säbelrasseln aus Berlin alljährlich lauter zu vernehmen.

Im Jahre 1911 – 45 Jahre nach Anthonys Warnung – machten seine Tochter Constance, jetzt eine Lady Battersea, und seine Tochter Annie, Mrs. Yorke, eine Fahrt auf Annies Jacht «The Garland». Zufällig ergab es sich, dass sie in der Ostsee der Jacht des Kaisers, der «Hohenzollern», begegneten. Wie einst im Hafen von Palermo, so konnte sich Kaiser Wilhelm II. auch jetzt an Gastfreundschaft nicht genug tun. Constance gibt in ihrem Tagebuch eine anschauliche Schilderung von dem Essen bei Seiner Majestät, der als Enkel der Königin Viktoria von ihr stets nur als «Grossmama» zu sprechen pflegte. Mit wachem, ja prophetischem Blick schreibt die Rothschild-Tochter: «In der Offiziersmesse sass er auf einem erhöhten, thronartigen Sitz. Wir lauschten der Bordkapelle, die aus 40 Mann bestand ... Von seiner «Grossmama» sprach er voller Respekt... Er sagte: «Wir wollen Freunde bleiben, aber es passt uns nicht, wenn man uns auf die Zehen tritt.» ... Ich hoffe, dass wir ihn Wiedersehen, aber nicht nach einem Sieg über England.»

Die Gefahr lag in der Luft – und die Familie, die dem Frieden so leidenschaftlich zugetan war, war nicht gewillt, einfach stillzusitzen und bekümmert zu seufzen. Zufällige Treffen auf einer kaiserlichen Jacht konnten allerdings nicht ausreichen, einen Weltbrand im Keim zu ersticken. Und es war auch nicht mehr möglich, die Druckmittel des 19. Jahrhunderts, die oftmals so wirksam gewesen waren, anzuwenden. Aber vielleicht konnte man doch Verhandlungen in Gang bringen, um das Schlimmste zu verhüten.

Es war nur logisch, dass in England, das seit Jahrhunderten die traditionelle Rolle des Vermittlers gespielt hatte, diejenigen Rothschilds sassen, die ein besonderes Gefühl für die Zeichen der Zeit hatten. Aber es war gegen alle Logik, wenn man erfährt, welches Familienmitglied sich am aktivsten und

mit besonderem Einfallsreichtum für die Erhaltung des Weltfriedens eingesetzt hat. Erst nachdem alles vorbei war, erst nachdem die Memoiren und die geheimen Dokumente der Staatsmänner und Politiker gedruckt vorlagen, wurde es der Öffentlichkeit klar, welcher Rothschild sich so eifrig als Vermittler zwischen den grossen Mächten bemüht hatte. Wer hätte je vermutet, dass es Alfred war, dieser exzentrische und geniesserische Dandy, dass dieser verspielte Jockey und Zebra-Kutscher, der Dompteur seines Privatzirkus, dass dieses Treibhausgewächs des *fin de siècle* sich später entpuppen sollte als der sehr stille, sehr kluge und sehr tüchtige Diplomat im Hintergrund? Alfred war, um daran zu erinnern, Kaiserlich-Königlich Österreichisch-Ungarischer Generalkonsul in London. Diese Würde war, wie manche andere ehrenvolle Auszeichnung, nun schon seit Generationen in der Familie gleichsam erblich. Nathan Mayer war der erste K. u. K. Generalkonsul gewesen; er gab das Amt an seinen Sohn Lionel weiter, von dem es, nachdem er Parlamentsabgeordneter geworden war, an seinen Bruder Anthony kam; da dieser ohne Söhne starb, ging es auf Alfred über. K.u.K. Generalkonsul zu sein, war jedoch im Wesentlichen für ihn ein Ehrenamt. So konnte es lediglich einen schwachen Vorwand für seine Bemühungen abgeben, die in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzten. Möglicherweise benutzte er dieses österreichische Ehrenamt nur als Gegengewicht für seine über jeden Zweifel erhabene Treue zur britischen Krone, die ihm an erster Stelle stand. Zu der grossen Kunst, die Alfred mit feinem Taktgefühl beherrschte, gehörte es, einerseits unparteiisch und andererseits doch ohne Aufsehen aktiv zu sein. Das konnte er eben, weil er ein Privatmann war, der über Hilfsquellen und Verbindungen verfügte, um die ihn mancher Premierminister hätte beneiden können.

Hauptquartier seiner Bemühungen war sein grosses Stadthaus am Seamore Place; dort brachte er bei raffiniert zusammengestellten Dinern deutsche Würdenträger und britische Staatsmänner zusammen, ohne dass die Schranken des Protokolls zu beachten waren oder man den Äusserungen offizielles Gewicht beilegen musste. Dort, wo es die köstlichsten Weine, die besten Zigarren und die erlesensten Speisen gab, konnte man leichte Konversation machen, über die Scherze des Kollegen lachen, den Damen seine Komplimente machen und möglicherweise auch Verständnis gewinnen für die Gesichtspunkte der Gegenseite.

Den ebenso geheimen wie erfolgreichen diplomatischen Bemühungen Alfreds war es schon zu danken, dass eine frühere englisch-deutsche Krise bei-

gelegt werden konnte. 1898 stritten sich Berlin und London um den Besitz von Samoa in der Südsee. Als guter Freund des deutschen Botschafters, des Grafen Hatzfeld, erfuhr er, dass der Kaiser die Absicht habe, eine sehr scharf gehaltene Note an die britische Regierung zu richten. Die Folgen eines solchen öffentlichen Schrittes waren kaum abzusehen. Alfred unternahm es, den Konflikt privat aus der Welt zu schaffen. Sehr bald schon sassen sich Graf Hatzfeld und der englische Kolonialminister Joseph Chamberlain bei Alfred de Rothschild in grossen bequemen Sesseln gegenüber, bei Mokka und Cognac. In sehr höflichen Worten, wie sie dem eleganten Rahmen des Rothschildpalais entsprachen, informierte der deutsche Diplomat seinen englischen Gesprächspartner über die Beschwerden seines kaiserlichen Herrn, und Chamberlain übernahm es in ebenso verbindlichem Ton, die Angelegenheit dem Aussenminister, Lord Salisbury, zu übermitteln. Dieser fand daraufhin einen Weg, auf die Wünsche des deutschen Kaisers einzugehen, ohne selbst auch nur das geringste an Gesicht zu verlieren.

Ebenso geschickt erwies sich Alfred im Jahr 1900, als es abermals darum ging, den Ton einer britisch-deutschen Auseinandersetzung zu entschärfen. Nach dem Ausbruch des Burenkrieges wurde im Januar 1900 der deutsche Dampfer «Bundesrat» von britischen Schiffen angehalten und aufs genaueste durchsucht, wogegen die kaiserliche Regierung aufs schärfste protestierte. Dagegen reagierte wiederum die britische Presse sehr aggressiv, insbesondere die damals wenig deutschfreundliche ‚Times‘. Berlin war höchst erregt. Die Situation war sehr kritisch, bis sich das Haus Seamore Place vermittelnd einschaltete. Alfred Rothschild fand bei ein paar exquisiten Flaschen den richtigen Weg, um dem Stellvertreter des Deutschen Botschafters – es war zufällig ein Graf von Metternich – diskret aber überzeugend darzutun, dass der britische Premierminister die Angriffe der englischen Presse weder sich zu eigen mache noch sie gutheisse. Die Regierung Ihrer Majestät sei zwar nicht in der Lage, eine freie Presse zu beeinflussen, wünsche jedoch, die Deutschen von ihrer eigenen Haltung zu überzeugen. Im Bericht des deutschen Diplomaten nach Berlin hiess es: «Baron Rothschild hat mir vertraulich mitgeteilt, dass diese Presseangriffe dem Foreign Office unangenehm seien. Ein Kabinettsminister habe ihn dringend ersucht, sein Möglichstes zu tun, um in diesem Sinne einen Druck auf die ‚Times‘ auszuüben.

Baron

Rothschild wird in nächster Zeit mit Mister Buckle, dem Chefredakteur der ‚Times‘ zusammentreffen und beabsichtigt, wie er mir sagte, mit ihm sehr ernsthaft zu reden.»

Als kurze Zeit darauf Königin Viktoria starb, wurde Alfreds heikle Bemühung um einiges erleichtert. Denn jetzt vermochte er seine Freundschaft mit dem König ins Spiel zu bringen. In einem Gespräch mit Eduard VII. konnte er seinen gekrönten Freund veranlassen, sich Alfreds Wunsch anzuschließen, die Presse möge sich weniger erregt aufführen; anschliessend lud er die Redakteure der «Times» zu einem Diner und gab ihnen zu verstehen, dass sein Standpunkt von einer «erlauchten Persönlichkeit» geteilt werde... Immer wieder war Alfred um Ausgleich besorgt. Als in China der Boxeraufstand gegen die Europäer ausbrach und ein internationales Expeditionsheer ins Reich der Mitte entsandt wurde, um den Aufstand niederzuwerfen, tat Alfred, der sehr genau den militärischen Ehrgeiz des Kaisers kannte, alles, um Deutschland die Ehre zu verschaffen, den Höchstkommmandierenden zu stellen.

Es ist erstaunlich, dass derjenige Rothschild, der in seiner Lebensführung am weitesten entfernt von den täglichen Sorgen war, sich gerade am meisten um die Vermeidung des Krieges kümmerte, um die grösste Sorge des Tages. Einer seiner Briefe lässt erkennen, mit welcher Ausdauer, mit welchem Takt und mit welcher Hingabe sich Alfred um die Erhaltung des Friedens bemüht hat. Der Brief, gerichtet an den deutschen Botschaftsrat Freiherrn von Eckardstein, war zur Weitergabe an den Reichskanzler Fürst Bülow bestimmt. Sein wesentlicher Inhalt war folgender:

«... Ihre Freunde, mein lieber Eckardstein, wissen aus Erfahrung, wie ich seit vielen, vielen Jahren das Interesse der beiden Länder am Herzen habe, und obgleich während dieser Zeit mannigfaltige Diskussionen zwischen den beiden Regierungen stattgefunden haben, hat doch im Grossen und Ganzen in den allerhöchsten Kreisen, in den Ministerien und im Lande selbst, das beste Wohlwollen gegen Deutschland geherrscht, und sukzessive Ministerien haben immer alles getan, um den Wünschen Deutschlands entgegenzukommen; dass dieses der Fall ist, kann ich persönlich beweisen, denn ich bin in allen Fällen mehr oder weniger hinter den Kulissen gewesen, und ich habe stets mein Bestes getan, um ein befriedigendes Resultat herbeizuführen. — Fürst Bismarck wünschte seinerzeit einen Repräsentanten auf der ägyptischen Caisse de la Dette zu haben, und dieses geschah sofort, später hatte er eine Kolonialpolitik, die nach Diskussion mit Lord Derby auch von der englischen Regierung gebilligt wurde — über Samoa ist man zu einem Einverständnis im Sinne Deutschlands gekommen, und ganz kürzlich sind auf den besonderen Wunsch der deutschen Regierung die englischen Truppen in China unter den Oberbefehl des Grafen Waldersee gestellt worden — kurz und gut, soweit ich mich erinnern kann, hat die englische Regierung immer alles getan, um den Wünschen der deutschen Regierung stets entgegenzukommen.

Wie ist jetzt heutzutage die Lage, seit einigen Monaten, man könnte selbst sagen seit ein paar Jahren, hat die deutsche Presse beständig gegen England geschrieben und in einem solchen Grad, dass man in hohen Kreisen anfängt, sich zu fragen, was ist der Zweck dieser aggressiven Politik, und kann nicht Graf Bülow oder die deutsche Regierung etwas tun, um dieses zu verhindern. Ich weiss ganz gut, dass die Presse in Deutschland sowohl wie in England eine freie ist, und dass man ihr keine besondere Politik vorschreiben kann, aber wenn die Presse eines Landes Gerüchte verbreitet in betreff einer freundlichen Macht, die absolut falsch sind, so könnte die Regierung ganz gut die erste beste Gelegenheit benutzen, um zu erklären, wie sehr sie es bedauert, dass solche falschen Nachrichten verbreitet werden.

Dieses ist der Fall gewesen in betreff unserer Armee in Südafrika, und diese Gerüchte haben nicht nur die in diesem Lande wohnenden Deutschen empört ... Man hätte auch gern hier gesehen, dass die Karikaturen unserer königlichen Familie, die in den öffentlichen Strassen verkauft werden, von der Polizei angehalten und konfisziert worden wären — kurz und gut, in der letzten Zeit ist die Politik Deutschlands England gegenüber eine Art ‚Pin prick‘-Politik gewesen, und obgleich eine Stecknadel nicht ein sehr imponierendes Instrument ist, können doch wiederholte Stiche eine Wunde hervorbringen, und da ich von ganzem Herzen hoffe und flehe, dass keine ernste Wunde zum Vorschein kommt, so erlaube ich mir, diese Zeilen an Sie zu richten in der Hoffnung, dass Sie dem Grafen Bülow klar auseinandersetzen, wie schwierig meine Lage in dieser Angelegenheit der englischen Regierung gegenüber geworden ist, nachdem ich während so vieler Jahre alles Mögliche getan habe, und dass ich jetzt spüre, dass man bei Ihnen nicht völlig anerkennt die grossen Vorteile eines aufrichtigen Einverständnisses mit England. Vielleicht weiss Graf Bülow nicht, dass mehrmals verschiedene Botschafter Deutschlands in meinem Privathaus berühmte englische Staatsmänner getroffen haben, und es ist nicht sehr lange her, dass der verstorbene Graf Hatzfeld mehreremal Mr. Chamberlain bei mir getroffen hat und dass sie beide absolut derselben Meinung waren über die allgemeine Politik beider Länder im Interesse der beiden.

Wenn ich, mein lieber Eckardstein, sehr privat diese Details erwähne, ist es, um zu beweisen, dass ich nicht sans connaissance de cause spreche, und es würde mir unendlich leid tun, wenn dies kleine refroidissement, welches jetzt herrscht und absolut keine raison d'être hat, dauern und selbst möglicherweise sich vergrössern sollte — und dieses halte ich aber für absolut unmöglich, und es würde nur sehr wenig bedürfen seitens des Grafen Bülow, um die kleine Wolke, die augenblicklich schwebt, fortzublasen. Vielleicht können Sie S. Exzellenz dazu bewegen, mir etwas in Antwort auf meine Bemerkungen zu schreiben, diese Zeilen würde ich selbstverständlich nur in den allerhöchsten Kreisen zeigen und nur davon den allerdiskretesten Gebrauch machen, ich bin überzeugt, dass ein freundliches Eclaircissement würde den allerbesten

Erfolg hervorbringen — und sofort. — Wenn Sie Gelegenheit haben sollten, mein lieber Eckardstein, legen Sie mich gefälligst zu den Füßen des Kaisers, Sie wissen, welche Verehrung ich für Seine Majestät habe! Ihr ergebener

Alfred von Rothschild.»

Dieser so taktvoll formulierte Brief, der einen so delikaten Vorwurf enthielt, wurde unterstützt durch Äusserungen Lord Nathaniels: Alfreds Bruder zeigte sein Missvergnügen sehr viel weniger diplomatisch. Wie ernst die Meinung der Rothschilds in Berlin genommen wurde, wie nahe die Familie wenigstens in den frühen Stadien der Krise daran war, die grosse Katastrophe verhindern zu helfen, geht aus einer Äusserung Bülow's hervor. Er schrieb dem Kaiser:

«Ob Ew. Majestät über die Mittel zur Abwendung einer etwaigen Verstimmung Rothschilds sowie über noch andere Punkte der Eckardstein'schen Darstellung bei Ew. Majestät Botschafter in London noch besonders fragen lassen wollen, darf ich ehreudig anheimstellen.»

Doch alle diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Die so geschickt eingefädelt und so höflich geführten Gespräche am Seamore Place; Alfreds bestes Diplomaten-Französisch; seine klugen Beschwichtigungsversuche (wobei er so weit ging, in seinem Brief an Eckardstein das Adelsprädikat «von» anstatt des «de» zu verwenden) – alles wurde zunichte gemacht durch die Schüsse von Sarajewo im Juli 1914 ...

Nicht mehr die Jacht des Kaisers fuhr übers Meer, sondern seine Kriegsschiffe. Es wäre für ihn, für die Rothschilds und für die ganze Welt besser gewesen, wenn Alfreds edle Bemühungen von Erfolg gekrönt worden wären.

b) Der Krieg

Von der österreichisch-serbischen Grenze breitete sich der mörderische Krieg über die ganze Erde aus. Seit den napoleonischen Kriegen hatte es einen solchen Weltenbrand nicht mehr gegeben. Diesmal waren die Rothschilds unter den Verlierern. Das hatte seinen Grund zunächst darin, dass die Fronten zwischen dem österreichischen Zweig der Familie und dem englischen und französischen lagen; es hätte sich sehr wohl die Möglichkeit ergeben können, dass ein Wiener Rothschild in Uniform auf einen anderen Rothschild in französischer oder englischer Uniform schiessen musste.

Diese Möglichkeit, so erschreckend sie war, existierte zwar, doch war die Wahrscheinlichkeit gering. Ernster war schon ein anderer Faktor. Vor einem Jahrhundert, als die Grundlage für den Ruhm der Familie gelegt wur-

de, waren die Rothschilds ein robustes, hart zupackendes Geschlecht, das die wildesten Stürme bestand. Jetzt aber hatte der Erfolg sie verweicht. Viele Jahrzehnte schon bewährte sich die Stärke der Rothschilds vor allem im Konferenzsaal und im Salon. Hier war ihnen kaum jemand überlegen. Jetzt aber, da Nationen einander zerfleischten und aushungerten, war das Maschinengewehr im Schützengraben zum Sprachrohr einer neuen Zeit geworden. Noch gar nicht so lange Zeit war vergangen, seit Alfred de Rothschild dem Herrn von Eckardstein einen Brief geschrieben hatte, der in jeder Zeile den Geist des 19. Jahrhunderts widerspiegelte. Eine ganze Welt liegt zwischen diesem Brief und einem anderen, den derselbe Alfred etwa 15 Jahre später schrieb, im Kriege. In dramatischer Weise zeigt dieser Brief, wie sehr die alte Welt der Rothschilds entfernt war von den harten Realitäten der neuen Zeit.

Die harten Realitäten – das waren die Schützengräben; und für diese Schützengräben brauchte man verzweifelt Stützbalken und Schalbretter. Alfred, nun 75 Jahre alt, fröstelte vor seinem Kamin am Seamore Place, dachte an die wunderbaren Birken auf seinem Landsitz und hatte nur den einen Wunsch: zu helfen, so gut er konnte. Und so schrieb er einen Brief, der eigentlich an irgendeinen untergeordneten Beamten im Kriegsministerium hätte gehen müssen, der von ihm aber direkt an den Premierminister gesandt wurde. Aber er war es nun einmal gewohnt, nur auf höchster Ebene zu verhandeln. Am 28. Februar 1917 schrieb er ebenso naiv wie patriotisch an Mister Asquith: «Ich bin kein Sachverständiger dafür, welche Art Bauholz für die Schützengräben geeignet ist, aber ich möchte doch annehmen, dass unter den vielen verschiedenartigen und trefflichen Holzarten in meinen Wäldern in Haiton auch solche sein werden, die sich für diesen Zweck als geeignet erweisen. Dürfte ich Sie bitten, freundlichst einen Ihrer Sachverständigen dorthin zu schicken, der dann sehr leicht Ihnen Bericht erstatten könnte. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn dieses Angebot zu praktischen Ergebnissen führen würde.»

Vor hundert Jahren war die Familie durch die Kriegswirren dahingestürzt, hatte jede Gelegenheit wahrgenommen, um gross und mächtig zu werden. Jetzt fanden sie sich gehemmt, nicht nur durch ihren Reichtum, sondern auch durch ihr Gewissen: Der Krieg war eine Sache des Dienstes geworden, nicht mehr eine Sache des Verdienstes, und jeder Rothschild gab seinem Vaterland das, was er ihm schuldete.

Alfred stiftete seine schönsten Bäume, Nathaniel opferte einige seiner

liebsten Vorurteile. Ein alter politischer Feind, David Lloyd George, war bei Kriegsausbruch Schatzkanzler. Zu seinen Hauptaufgaben gehörte es, eine finanzielle Panik zu vermeiden; aber dazu brauchte er unbedingt den Rat und die Hilfe von Lord Rothschild. So wurde Seine Lordschaft in das Schatzamt gebeten. Lloyd George sah der Besprechung mit einigem Bangen entgegen. Denn in vergangenen Tagen hatte er Nathaniel oft mit scharfen und sarkastischen, leicht antisemitischen Worten angegriffen, von denen er selbst später zugab, dass sie «nicht von der Art waren, wie sie der Chef des grossen Hauses Rothschild gewohnt war». Die Unterredung mit diesem jüdischen Lord würde also wohl kaum eine leichte Sache werden.

Nach dem Händeschütteln sagte der Schatzkanzler zu seinem Gast: «Lord Rothschild, wir hatten in der Vergangenheit einige politische Meinungsverschiedenheiten ...»

Da winkte der andere schnell ab, kurz angebunden wie immer: «Es ist jetzt nicht die Zeit, solche Dinge zu erwähnen. Wie kann ich helfen?»

Lloyd George erinnerte sich später: «Ich sagte es ihm, er versprach es, und er tat es.»

Aber Nathaniel tat noch mehr. Er gab seine einst durch nichts zu erschütternden Vorurteile auf, die Englands Kriegsanstrengungen im Wege stehen könnten. Er, ein Mann Mitte der Siebzig, der eingeschworene und unzugängliche Gegner aller sozialen Fürsorge, des Frauenwahlrechts und jeder anderen Art von «fortschrittlichem Mumpitz», er, der als die reinste Verkörperung der Reaktion gelten konnte – er unterstützte nun mit Nachdruck jede Massnahme, die zum Sieg Englands beitragen konnte.

Als die Frage auftauchte, wie die Regierung Seiner Majestät die Kriegsausgaben finanzieren könnte, antwortete der Lord ohne Zögern: «Besteuert die Reichen! Und besteuert sie hart!»

Aber zum Schluss war es von den drei Brüdern doch Leo, der das grösste Opfer brachte: Er gab seinen Sohn dahin. Am 17. November 1917 fiel Major Evelyn Achille de Rothschild im Kampf gegen die türkische Armee in Palästina. Leo selbst starb im gleichen Jahr. Und vor Kriegsende bettete man auch Nathaniel und Alfred auf dem jüdischen Friedhof von Willesden zur letzten Ruhe.

In Frankreich hatte der Patriotismus des französischen Familienzweigs ein unerwartetes Ergebnis. Nachdem Baronin Maurice de Rothschild einige Monate lang mit aller Hingabe Verwundete in dem Krankenhaus gepflegt hatte, das ihren Namen trug, wollte sie einige Tage ausspannen.

Sie rief eines ihrer Lieblingshotels an, das Palace in St. Moritz, und fragte, ob sich dort auch deutsche Gäste befänden. Der Empfangschef schwor, dass davon nicht die Rede sein könne. Die Frau Baronin könne unbesorgt kommen. Der erste Gast jedoch, den sie sah, war ein bekannter deutscher Sektfabrikant, worauf die Baronin auf der Stelle kehrte. Wenn ein Rothschild durch einen Kurort enttäuscht wird, dann sucht er nicht einfach einen anderen auf, sondern gründet sich einen eigenen. Die Baronin Maurice nahm sich jeder Sache, die sie interessierte, mit einer Entschlossenheit an, die an die ihres Schwiegervaters Edmond bei seiner Tätigkeit in Palästina erinnert. Ganz allein machte sie aus dem Dorf Megève den elegantesten Winterkurort Frankreichs. Jetzt ist dort ihr Sohn, wiederum ein Edmond de Rothschild, die treibende Kraft, und in Megève sind heute sehr reiche Champagnerfabrikanten jeder Nationalität willkommen. Sieht man einmal von der Episode Megève ab, so war der erste Weltkrieg eine bittere Angelegenheit auch für die Rothschilds. Jeder Zweig der Familie stellte seinem Vaterland das grosse Vermögen und die Söhne zur Verfügung. Major Evelyn de Rothschild blieb nicht das einzige Opfer. Seinem österreichischen Vetter Eugen wurde ein Bein von einer russischen Kugel zerschmettert. Als im Jahr 1918 die Kanonen schwiegen, war alles anders geworden, auch die Rothschilds.

4. Die *Nachwirkungen*

Eine mehr rührende als komische Anekdote aus den trüben Herbsttagen des Jahres 1917 berichtet von einem Gespräch zwischen einer Schlossherrin aus dem englischen Zweig und ihrem Obergärtner. Von der grossen Schar seiner Untergebenen waren durch Einberufungen zum Heer nicht allzu viele übriggeblieben. Und nun wollte die Dame in aller Unschuld von ihm wissen, wie er es denn in diesem Jahr fertiggebracht habe, so viele wundervoll farbige Blätter über alle Gartenwege zu streuen.

Auch nach dem Krieg lagen im Herbst bunte Blätter auf den Wegen vieler Rothschild-Besitzungen, und es fehlte an Gärtnern, nun aber deshalb, weil die Mittel für ein so grosses Personal nicht mehr recht da waren. Hier und da begannen die Gärten sogar zu verwildern. Ja – die Welt hatte sich stark verändert, und gar nicht zu ihren Gunsten: Wie einfach war es doch vordem, reich zu sein! Jetzt war es plötzlich sehr kompliziert und obendrein noch sehr kostspielig geworden, reich zu sein. Die Steuern

stiegen, und für Leute, die so reich waren wie die Rothschilds, stiegen sie in ganz phantastische Höhen. Die Finanzämter hatten mit ihren Angriffen auf die Rothschild'schen Kassenschränke weit mehr Erfolg als selbst die gefährlichsten Konkurrenten. Mit der Zeit wurde es immer schwieriger, als Rothschild wie ein Rothschild zu leben.

Von Nathaniel wird berichtet, er habe während seines letzten Lebensjahres grimmig versichert: «Ich muss noch weiterleben; wenn ich es nicht tue, wäre dies der schlimmste geschäftliche Fehler, den ich je gemacht habe.» Das war einer seiner charakteristisch bitteren Scherze, aber es steckte eine ebenso bittere Wahrheit dahinter. Die Rothschild-Banken waren seit eh und je Familienbesitz, und ihre finanzielle Grundlage war nicht das Geld Hunderttausender von Aktionären, sondern das persönliche Vermögen der Teilhaber. Und diese Vermögen unterlagen jetzt ganz gewaltigen Erbschaftssteuern. Nathaniel beging den Fehler zu sterben, und seine zwei Brüder wiederholten, wie wir wissen, den gleichen Fehler innerhalb von zwei Jahren. Auf diese Art und Weise wurde das Vermögen der Firma durch drei riesenhafte, kurz aufeinander folgende Aderlässe zugunsten des Staates erheblich verringert.

Durch Alfreds Testament wurde der Verlust noch grösser. Da er als Junggeselle starb, der zeit seines Lebens keine Verpflichtungen für Frau und Kinder gehabt hatte, war sein Vermögen grösser gewesen als das seiner Brüder. Selbst nach Abzug der Erbschaftsteuer blieb noch sehr viel übrig. Weil aber Alfred auch nach dem Tod noch aus der Reihe tanzte, fiel der grösste Teil nicht anderen Rothschilds zu, sondern der Gräfin Almira von Carnavaron. Die Gräfin finanzierte mit einem Teil dieser Erbschaft eine grosse archäologische Expedition ins Niltal; in Theben gelang dieser Expedition die einzigartige Entdeckung des Grabes und der Schätze des Tutench-Amon. So hatte Alfred mit seinem Letzten Willen gleich zwei Dynastien Schwierigkeiten bereitet – er hatte den Schlaf der Pharaonen gestört und, schlimmer noch, die Reserven der Rothschild-Bank am New Court geschwächt.

Die geschichtliche Entwicklung brachte es mit sich, dass die zwanziger und dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts eine Periode fühlbarer Schwächung für die Familie wurden, nicht so sehr auf Grund widriger Einwirkungen von aussen als vielmehr durch interne Veränderungen. Die Rothschilds hatten eine so triumphale Rolle im Idyll des *fin de siècle* gespielt, dass es schwer für sie war, sich in die völlig veränderte Zeit zu schicken. Eine ganze Anzahl ihrer besten Freunde hatte Krone und Reich verloren. Viele ihrer besten Angestellten schienen vom Ungeist des Sozialismus angesteckt, viele ihrer besten Tanzveranstaltungen wurden ge-

stört durch die schrecklichen Disharmonien einer neuen Musik, die sich Jazz nannte, und nicht zuletzt fiel der beste Teil ihres Einkommens an die Steuerämter.

Eine Zeitlang standen sie unsicher zwischen den Trümmern einer Welt, an deren Errichtung sie selbst so entscheidend mitgewirkt hatten. Mancher von ihnen besann sich auf eine innere Welt. Besonders in England zogen sich manche Rothschilds auf ihre Liebhabereien zurück. Hier waren inzwischen zwei Brüderpaare an die Stelle der drei fast gleichzeitig verstorbenen Titanen getreten; von diesen vier Nachfolgern hatte nur einer den geschäftlichen Genius seiner Vorfahren geerbt. Lord Lionel Walter, Nathaniels ältester Sohn und sein Nachfolger, vergrub sich im Zoologischen Museum Tring. Mit einem Kostenaufwand von mehr als einer halben Million Pfund wurde Tring eine der grossartigsten Sammlungen der Welt. Auch sein Bruder Nathaniel war ein Naturforscher von Ruf, der allerdings auch pflichtbewusst, jedoch ohne Freude in der Bank arbeitete, bis er im Jahre 1923 Selbstmord beging.

Leos älterer Sohn Lionel züchtete in Exbury seine Rhododendren und seine Orchideen – «ein Gärtner von Beruf und ein Bankier aus Liebhaberei». Sein jüngerer Bruder Anthony war zwar auch ein hervorragender Gelehrter (er hatte zu den mehrfach ausgezeichneten Studierenden am Trinity College in Cambridge gehört), erwies sich aber darüber hinaus als der lebensstüchtigste und kraftvollste dieser Generation von Rothschilds. Ihm bedeutete die Arbeit im Büro am New Court mehr als ärgerliche Pflichterfüllung ohne Lust und Liebe. Aber er war nun einmal der jüngste, und deswegen dauerte es gewisse Zeit, bis seine Stimme sich durchsetzte. Der Zugriff der Steuerbehörden und die geschäftliche Passivität derer, die die Steuern zu zahlen hatten, hatte ein grosses Dahinsterben der Paläste zur Folge. Nathans Stadthaus Piccadilly Nr. 107 wurde auf Abbruch verkauft. Das riesige Gut Gunnersbury wurde in einen öffentlichen Park umgewandelt, und Alfreds berühmtes Haus am Seamore Place musste dem Verkehr des 20. Jahrhunderts weichen: Um die ständig verstopften Strassen in Mayfair zu entlasten, wurde das Haus abgerissen, so dass eine direkte Verbindung von der Curzon Street zum Hyde-Park entstand.

Welche Werte die dahinschwindenden Besitzungen beherbergt hatten, zeigte sich auf höchst eindrucksvolle Weise beim Ende des Hauses Piccadilly Nr. 148, in dem der Baron Lionel Rothschild mit Disraeli an der Mittagstafel einst den Kauf des Suezkanals beschlossen hatte. Im Jahre 1937 wurde ein luxuriös ausgestatteter Auktionskatalog von 250 Seiten

mit 64 Bildtafeln sozusagen der papierne Grabstein dieses Palastes. Ein einziges Möbelstück – ein mit Sevres-Porzellan eingelegerter Sekretär aus Tulpenbaum-Holz, einst angefertigt für Ludwig xiv. – erbrachte allein über 8'000 Pfund Sterling.

Die unersättlichen Steuerbehörden des Staates griffen auch nach Buckinghamshire. Im Jahre 1932 sah sich der zweite Lord Rothschild gezwungen, seine Sammlung von über 250'000 Vögeln an das New Yorker Naturhistorische Museum zu verkaufen. Nach seinem Tod ging das Museum Tring in öffentlichen Besitz über. Aston Clinton wurde ein Hotel, und in Alfreds prunkvollen Landsitz Haiton zog die Royal Air Force ein, die nun hier ihren Offiziersnachwuchs ausbildete.

Die wichtigen Mitglieder der französischen Rothschilds waren vernünftig genug, nicht gleich in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg zu sterben. So fielen hier die hohen Erbschaftssteuern weg, mit denen der Fiskus die menschliche Sterblichkeit bestraft, und die Substanz blieb erhalten. Aber geschäftlich war die Firma überaltert. Seit dem Tod seines Vaters Alphonse im Jahre 1905 war Baron Edouard Chef des Hauses. Unter seiner Leitung wurde das Familienvermögen eher phlegmatisch verwaltet als aktiv eingesetzt.

Die gleiche Erstarrung schien sich auch im gesellschaftlichen Leben der Familie auszuwirken. Es war die Zeit, da der Jazz lärmend überall auch in die Salons einbrach, da auch die grosse Welt im Shimmy-Takt die alten Konventionen abschüttelte, da man mit Schwung aus den Kutschen in moderne Rennautos sprang. Wenn Scott Fitzgerald einmal geschrieben hatte: «Die sehr Reichen sind sehr verschieden von dir und mir», so schienen die Rothschilds wiederum sich sehr zu unterscheiden von den sehr Reichen. Sie repräsentierten alten Geldadel zu einer Zeit, in der Alter anscheinend gar keinen Wert mehr hatte. Sie verstanden diese Zeit nicht mehr, sie hielten sich fern von den neuen Vergnügungen der anderen «sehr Reichen». Sie wirkten steif, unzeitgemäss, altmodisch. Aber bald erinnerten sich einige aus der Familie daran, dass es auch zu ihren Traditionen gehörte, modern zu sein. Und auf einmal betätigten sich ein paar jüngere Rothschilds mit einem ebenso wilden wie kundigen Unge-stüm. Henry, der Enkel des körperlich behinderten Nathaniel, machte während der zwanziger Jahre Kreuzfahrten in seiner Jacht, die nicht zufälligerweise «Eros» hiess. In weniger ausgelassenen Stunden schrieb er geistreiche Theaterstücke unter dem Pseudonym Andre Pascal, erbaute

das Théâtre Pigalle und gab Nachtparties an der französischen Riviera, die selbst für diesen Landstrich ungewöhnlich waren.

James Armand taucht auf, mit Monokel und Zylinder wie eine seltsame Mischung von Fred Astaire und Charlie Chaplin wirkende eine erregende Dissonanz wie der Jazz selbst. Einzigartig war seine Mischung schon in nationaler Hinsicht: «Jimmy» war, als Sohn von Baron Edmond, geborener Franzose. Haupterbe seiner exzentrischen Tante Alice in Wien, gehörte er sowohl dem Vermögen als auch dem Monokel nach eigentlich zu den Österreichern, seiner Staatsangehörigkeit nach und als Mitglied des britischen Unterhauses war er jedoch Engländer. Seine Gesundheit war nicht die beste. Sein linkes Auge hatte er durch einen Golfschlag des Herzogs von Gramont verloren, und er musste sich so vielen Bauchoperationen unterziehen, dass man in der Familie meinte, ihm wachse immer wieder eine neue Gallenblase nach, sobald die alte von Chirurgen entfernt war. Auch als Reiter war er vom Pech verfolgt, und so sagte man spöttisch: «Wenn Jimmy gerade Zeit hat zwischen seinen Operationen, bringt er es fertig, schnell noch vom Pferd zu fallen.» Trotz alledem widmete er sich dem Sport, der Politik, der Philanthropie und dem Sammeln von Kunstwerken bis zu seinem 78. Lebensjahr mit grossem Elan.

Und mit einem Elan voller Widersprüche. Sein Gehrock, sein steifer Kragen und sein Backenbart, sein ganzes mondänes Pariser Gehabe, und dazu ein bestes Oxford-Englisch – all das liess ihn auf geradezu groteske Art eine anglo-französische Eleganz verkörpern. Aber dieser Mann war zugleich prominenter liberaler Abgeordneter im Unterhaus, war oft im vertrauten Gespräch mit Führern der Labour-Party zu sehen, so mit Aneurin Bevan, verstand aber auch in fliessendem Hebräisch mit Bauern in Palästina zu sprechen, wo er die Siedlungsprojekte seines Vaters fortführte.

Auf der Rennbahn, mit weissen Gamaschen und blitzendem Monokel, sah er fast wie die Karikatur eines Dandy aus. Aber er hatte dort ungewöhnliches Glück. Typisch für ihn war, was beim Cambridgeshire Handicap im Jahr 1921 passierte: Kurz vor Rennbeginn ging er von Buchmacher zu Buchmacher und schloss 100:7- Wetten auf ein bis dahin fast unbekanntes Pferd «Milenko» ab, bis niemand mehr mit ihm wetten wollte. Auf den Tribünen wollte man sich vor Lachen ausschütten. Aber Milenko gewann mit anderthalb Längen – und Jimmy gewann an diesem Nachmittag 200'000 Pfund. Auch in seinen Beziehungen zu den Frauen ging Jimmy eigenartige, aber glückhafte Wege. Mit 35 Jahren entschloss er sich plötzlich zu heiraten. Nach einer geeigneten Braut erkundigte er

sich ausgerechnet im Sekretariat eines der Golfklubs, denen er angehörte. Der Sekretär warf einen Blick auf die Liste der weiblichen Mitglieder und ihrer sportlichen Leistungen. Wie wäre es denn mit Miss Dorothy Pinto, einer jungen Dame, die so gute Fortschritte im Spiel gemacht hatte? Kurz darauf konnte ein Rabbiner die Ehe der beiden segnen, die 43 glückliche Jahre währte, bis der Tod im Jahre 1956 Jimmys Leben ein Ende setzte. Seine Witwe betreut heute seine karitativen Institutionen in Israel.

Sein Bruder Maurice war ein «wilder» Rothschild, wenn auch in ganz anderer Weise. Es muss ihm wohl bewusst gewesen sein, dass die Familie trotz ihrer Grösse noch nie ein richtiges schwarzes Schaf hervorgebracht hatte. So machte er sich mit grosser Energie und beachtlichem Talent daran, diese Lücke zu schliessen. Wenn er darüber hinaus Zeit hatte, spielte er den Bankier; es bereitete ihm auch Vergnügen, Mitglied des französischen Senats zu sein. Seine Hauptaufgabe aber sah er darin, das schwarze Schaf zu sein, wobei sein Ruf sich gleichermassen auf seine Taten wie auf seine Worte gründete. In den Lebemannskreisen der zwanziger und dreissiger Jahre hiess es, man müsse, wenn man als Mann zur «Grossen Welt» zählen wolle, von Baron Maurice beleidigt und als Frau von Baron Maurice verführt worden sein. In der *Chronique scandaleuse* seiner Zeit steht sein Name weit vorn.

Zu seinen Abenteuern gehört ein Vorfall im Hotel de Paris in Monte Carlo. Mit Recht nimmt die Küche dieses Hotels den Ruf in Anspruch, zu den besten der Welt zu gehören. Eines Tages jedoch mundete irgendein Gericht dem Herrn Baron nicht. Prompt mietete er daraufhin in der Stadt ein Appartement mit einer grossen Küche und liess seinen Koch aus Paris kommen. Er behielt seine Zimmerflucht im Hotel, aber begab sich zu jeder Mahlzeit sehr demonstrativ in sein eigenes «Speise-Appartement».

Seine Spässe konnten sehr viel grimmiger sein, wenn er sich ernsthaft geärgert hatte. In Cannes kaufte er sich einmal einen Badeanzug, musste aber bei der ersten Benutzung feststellen, dass er ganz schrecklich kratzte. Der Baron gab es auf, darin weiterzuschwimmen, und überliess das störende Kleidungsstück den Fischen. Im Adamskostüm tauchte er aus den Fluten auf. Grosse Aufregung am vornehmen Badestrand! Unerschütterlich stand der Baron inmitten der Aufgeregten und teilte der Presse, der Polizei und jedem, der es hören wollte, Namen und Adresse des Geschäfts sowie seine Ansicht über die Qualität des Badeanzugs mit, die ihn gezwungen hätte, sich auf diese drastische Art zu helfen.

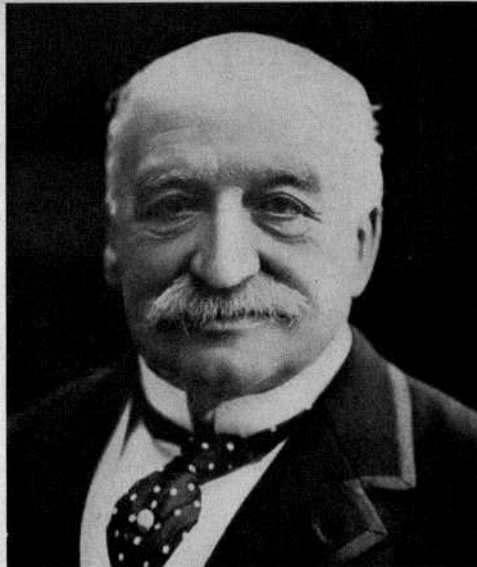


31 Karikatur Max Beerbohms auf Alfred de Rothschild bei der Besichtigung des Gemäldes von William Rothenstein «Juden beim Klagegebet in einer Synagoge»



32 Waddesdon Manor

33 Leopold de Rothschild



34 Alphonse de Rothschild
um die Jahrhundertwende





35 Alfred de Rothschild



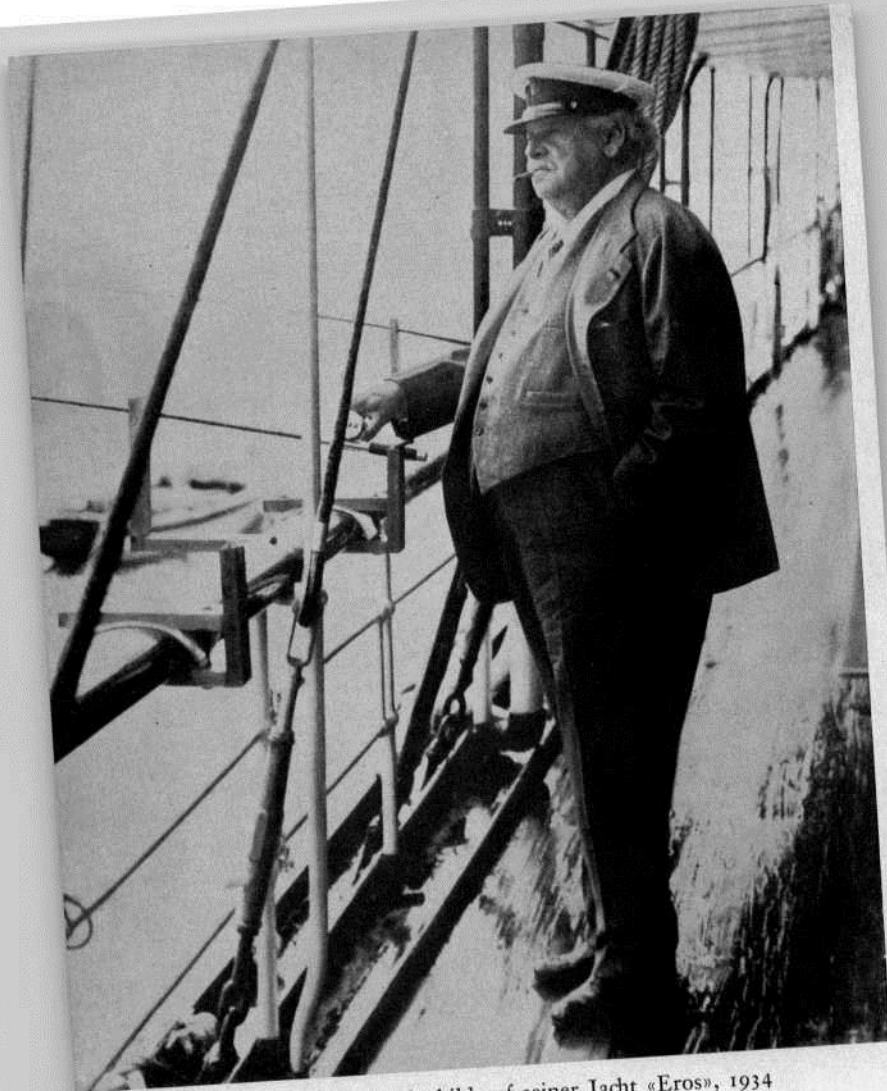
36 Louis von Rothschild,
letzter der Wiener Rothschilds



37 James Armand de Rothschild beim Whaddon Chase, 1939



38 Edmond de Rothschild



39 Baron Henri de Rothschild auf seiner Jacht «Eros», 1934



40 Edouard de Rothschild trifft 1940 auf der Flucht von Lissabon mit seiner Gattin Germaine und Tochter Bethsabée in Amerika ein



41 Unter Bewachung amerikanischer Militärpolizisten werden im Februar 1951 in Frankfurt am Main Kisten geöffnet, die Juwelen aus dem Besitz der französischen Rothschilds enthalten und die von den Nationalsozialisten beschlagnahmt worden waren



42 Elie de Rothschild (links) mit dem verstorbenen Ali Khan auf der Rennbahn von Chantilly, 1951



43 Eugène de Rothschild mit seiner Gattin nach der Trau-
ung, 1952



44 Baronesse Philippe de
Rothschild in Château
Mouton, 1961

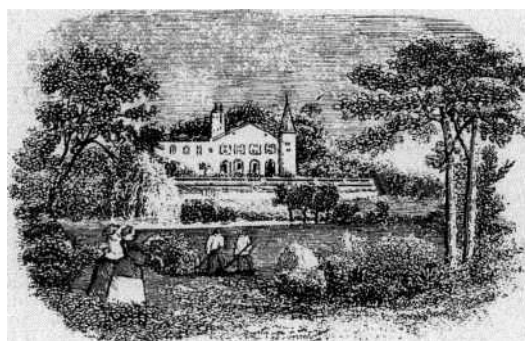
45 Weinetikett von Georges Braque für den Wein des Baron Philippe Mouton Rothschild, 1955



BARON PHILIPPE DE ROTHSCHILD PROPRIETAIRE A PAUILLAC

46 Weinetikett für den Wein Château Lafite-Rothschild, 1945

MIS EN BOUTEILLE AU CHATEAU



CHATEAU LAFITE-ROTHSCHILD DJLPOSE

RoUtlAU

APPELLATION PAUILLAC CONTRÔLÉE



47 Edmond de Rothschild beim Präsidenten von Israel, Ben Zvi, 1959

48 Baronesse de Rothschild besucht eine israelische Schule





49 Guy de Rothschild trifft 1957
auf dem Idlewild Airport in New York ein



50 Christopher Fry (links)
mit seinem französischen
Übersetzer,
Philippe de Rothschild, 1960



51
Baroness Louis de Rothschild,
die frühere Gräfin
Hilda von Auersperg, 1961



52 Baroness Alix de Rothschild zeigt Bilder
bei einer Verkaufsausstellung zugunsten der «Jugend-Aliyah»
(Fonds für Kinder in Israel)

Berühmt und berüchtigt war er natürlich vor allem als der grosse Don Juan unter den Rothschilds. Als solcher betätigte er sich zumeist in den Garderoben der Pariser Theater sowie im August und im September in Deauville und Biarritz. In Biarritz hielt um die Mitte der zwanziger Jahre eine der grossen *femmes fatales* Hof. Die Männer, die sich ihrer Gunst erfreuen durften, hatte sie entweder als lustige Witwe überlebt, als geschiedene Frau verlassen oder wenigstens gründlich um Hab und Gut gebracht. Dies sei, so meinte man, doch wohl die Frau, die für Maurice gewachsen sei. Man machte die beiden miteinander bekannt. Die Dame war schöner und charmanter denn je, und der Baron hatte offensichtlich sofort Feuer gefangen. Seine sprichwörtlich schlechten Manieren schmolzen dahin wie Schnee an der Sonne. Abend für Abend tanzte er mit ihr im Hotel du Palais. Er überschüttete sie mit Rosen, und immer wieder erklärte er vor der ganzen Tafelrunde, dass er den allerschönsten Nacken Frankreichs mit dem allerschönsten Perlenkollier in Biarritz zusammenbringen müsste. Alle Anwesenden – und selbstverständlich auch die Besitzerin des allerschönsten Nackens – fanden dies Versprechen bewundernswert formuliert.

Ganz gegen ihre Gewohnheit, Zahlung im Voraus zu verlangen, verbrachte die Dame auch den Rest der Nacht mit Maurice. Am Morgen darauf setzte er sie in seinen imposanten Wagen und fuhr mit ihr zum führenden Juwelier der Stadt. Dort lag im Schaufenster ein Perlenkollier, das 300'000 Dollar kostete.

«*Voilà, ma chérie*», sagte er, küsste ihre Hand, nachdem er auf diese Weise tatsächlich den schönen Nacken und das schöne Kollier immerhin ganz nahe zusammengebracht hatte, machte kehrt und fuhr allein von dannen.

Während von den Banken der Familie nicht mehr viel die Rede war, taten Henry, Jimmy und Maurice das ihre, um der Gesellschaft immer wieder zu zeigen, dass die Familie noch da war und ihre alte Dynamik besass, wenn sich diese auch zuweilen recht eigenartig äusserte. Vielleicht war dies ein Anzeichen dafür, dass die Familie die Fähigkeit hatte, auf ihre Weise zu überleben, komme was da wolle. Denn für das Haus Rothschild, dessen Geschichte als Drama begonnen hatte und dann in Extravaganz fortgesetzt wurde, kündigte sich nun eine Zeit der Tragödie an.

IX HITLER CONTRA ROTHSCHILD

I. Die Weltwirtschaftskrise und Baron Louis

Kurz nach der Jahrhundertwende erzählte man sich in Wien folgende Anekdote: Zwei Stromer schlendern durch den Stadtpark. Da hören sie plötzlich das Klappern von Hufen. «Was ist das für ein Dreikäsehoch, der so ganz allein in der riesigen Kutsche sitzt?» fragt der eine den anderen. «Schau dir doch die Livrée an», antwortet sein Begleiter, «der da spazierenfährt, ist kein anderer als der junge Baron Louis.» – «So jung», staunt da sein Kumpan, «so jung – und schon ein Rothschild!»

Doch weder er noch irgendein anderer konnten es ahnen, dass diese goldene Rothschild-Kutsche auf die Weltwirtschaftskrise zurollte, auf den «Anschluss», auf den Gestapo-Kerker und den Zweiten Weltkrieg... Vorerst jedoch wuchs Baron Louis unbekümmert heran. Als er neunundzwanzig war, kurz vor dem ersten Weltkrieg, starb sein Vater Albert. Nun war es eine Eigenheit des österreichischen Hauses, alle geschäftliche Verantwortung einem einzigen aufzuerlegen und sie nicht (wie es in der New Court oder in der Rue Laffitte Brauch war) auf mehrere Personen zu verteilen. Alphonse und Eugène, Louis' Brüder, widmeten sich ganz ihrer hohen Muse, während Louis alle Belange der Firma Rothschild in Mitteleuropa vertrat. Damit war eine treffliche Entscheidung gefällt und eine gute Wahl getroffen, wie in der Familiengeschichte üblich. Denn der österreichische Familienzweig sollte in weit grösserem Masse als die anderen von den Fieberschauern des neuen Jahrhunderts erschüttert werden. Und Louis war, mehr als jeder andere in der ganzen Familie, die scharf geschliffene Waffe gegen alles, was da an Scheusslichem heraufkam.

Louis' Wesensart offenbarte sich ziemlich früh, anlässlich eines Zwischenfalls, der sich eigenartigerweise in Manhattan zutrug. Offensichtlich waren New Yorker Agenten der Familie an der Finanzierung der New York Interborough Rapid Transit Company beteiligt. Der junge Louis, den man, um ihn mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut zu machen, nach New York geschickt hatte, war an dem Projekt interessiert. Anlässlich der Einweihung der Untergrundbahn nahm er an einer der ersten Fahrten teil. Betrüblerweise endete diese jedoch mit einem Ausfall des Motors und der Lüftungsanlage. Als man die schwitzenden, fast erstickten Passagiere an die frische Luft befördert hatte, befand sich

unter ihnen ein einziger Sonderling, der nicht nur seinen Rock, sondern sogar seinen Mantel anbehalten hatte. Die Rettungsmannschaften schworen, er habe den Unglückszug verlassen ohne auch nur eine Schweissperle auf der Stirn. Das war Baron Louis Rothschild.

Andere, die es mit Louis' unerschütterlicher Gemütsruhe zu tun bekamen, wussten oft nicht, wie sie ihn beurteilen sollten. War es philosophische Gelassenheit, oder war er lediglich ein «kalter Fisch»? Auf jeden Fall entwickelte sich der führende Spross des Wiener Hauses zu dem glänzendsten, stoischsten und unnahbarsten Grandseigneur, den die Familie hervorgebracht hat. Niemals zuvor hat es einen Rothschild wie ihn gegeben, und man darf vermuten, dass es auch später keinen Rothschild seiner Art geben wird.

Louis selbst wollte nicht heiraten, und seine beiden verheirateten Brüder hatten keine Söhne. Louis war somit das letzte Oberhaupt des österreichischen Hauses ...

Das alles verleiht dem Leben dieses Mannes, nicht zuletzt auch wegen seiner Zurückhaltung, einen ungewöhnlich romantischen Schimmer.

Der Manhattan-Unfall – dieses denkwürdige Zusammentreffen zwischen dem letzten Wiener Rothschild und dem ersten Unfall einer modernen Untergrundbahn – liess manche seiner künftigen Reaktionen ahnen. Anderen, viel schlimmeren Launen der neuen Zeit, die noch auf ihn warteten, sollte er mit derselben, fast provozierenden, jedenfalls auffälligen Unerschütterlichkeit entgegentreten.

Die Natur hatte Louis für seine Rolle gut ausgestattet. Schlank, blond, gutaussehend – gleichsam der Prototyp eines angelsächsischen Aristokraten (wenn er auch regelmässig die Synagoge besuchte) –, verstand er es, der Knappheit seiner Sprache eine entwaffnend einfache oder aber eine gebieterisch distanzierende Nuance zu geben.

Trotz einer wenn auch geringfügigen Herzschwäche (was ist schon ein Rassepferd ohne eine kleine, pikante Unpässlichkeit?) verfügte er über ausserordentliche Energien. Ein leidenschaftlicher Polospieler, ein passionierter Jäger und ein Reiter in der berühmten Spanischen Hofreitschule in Wien – auch in der Republik galt dieses Privileg nur für die besten Reiter aus den besten Kreisen –, war er ausserdem ein vortrefflicher Kenner der Anatomie, der Botanik und der graphischen Künste.

Und er war ein vollendeter Liebhaber. In seinem grossen Junggesellen-

palais in der Prinz-Eugen-Strasse und in seinem Büro in der Renngasse, dessen Räume mit dunkelroter Seide tapeziert waren, gingen Wiens liebenswerteste Damen aus und ein. Massstab seiner Diskretion mag sein, dass sein Privatbüro drei Eingänge hatte, deren einer so gut getarnt war, dass nur der Baron, sein Sekretär und einige wenige auserlesene Besucher wussten, wo sich diese Tür befand.

Aber er empfing nicht nur schöne Frauen. Oft traten auch schlimme Nachrichten bei ihm ein.

Baron Louis lenkte sein Haus durch eine immer böser werdende Zeit. Vor 1914 war die Wiener Bank der Hauptfinanzier des gesamten Kaiserreiches, der treibende Motor im wirtschaftlichen Nervenzentrum Südosteuropas. Nach 1918 sank Österreich zu einem ärmlichen Rest einstiger Grösse zusammen. Die unausbleibliche Folge war, dass auch die Firma der österreichischen Rothschilds dahinschwand. Denn als die führende, nahezu «offizielle» Privatbank war S. M. Rothschild & Söhne auf Gedeih und Verderb dem kleinen, mühselig sich dahinschleppenden Vaterland verbunden.

Loyal hatte das Haus vom Staat Papiere übernommen, deren Wert in die Millionen ging. Jetzt musste man mit ansehen, wie die Inflation diese Investitionen verschlang. In der Mitte der zwanziger Jahre konnte ein Rothschild es sich nicht leisten, wie es der Wiener Rivale Castiglione tat, die Regierung durch Spekulationen auf das Fallen der österreichischen Krone zu schwächen. Natürlich fiel die Krone; Castiglione wurde übermächtig und drohte Rothschild zu überflügeln.

Castiglione ging sogar noch weiter: Er spekulierte auf das Fallen des Franc. Seine Helfershelfer überschwemmt den Markt mit Angeboten französischer Wahrung; der Franc fiel, das Pfund und der Dollar schossen in die Höhe. Und Rothschild? Die Experten begannen den Vorrang der Rothschilds in Mitteleuropa abzuschreiben. Doch in aller Stille arbeitete man in dem seidentapezierten Büro an der Renngasse. Ganz unerwartet erholte sich der Franc, stieg, langsam zuerst, doch dann rasant. Castiglione war plötzlich mit enormen Verlusten aus dem Geschäft geworfen. Die Finanzwelt war verblüfft. Baron Louis fuhr kaltlächelnd nach Italien, um ein bisschen Polo zu spielen.

Was war geschehen? An sich eine ganz alte Rothschild-Geschichte, die sich 1925 erneut abspielte. Die verschiedenen Banken der Familie in England, Frankreich und Österreich hatten wieder einmal in aller Heimlichkeit ihre Fühler ausgestreckt. Unter der Führung des französischen

Hauses (Baron Edouard war einer der Direktoren der Bank von Frankreich) hatten sie geräuschlos ein internationales Syndikat aufgebaut, das von J. P. Morgan in New York bis zu der von Baron Louis kontrollierten Wiener Creditanstalt reichte. Auf ein vorher vereinbartes Zeichen hin wurde von diesem Rothschild-Syndikat überall das Pfund gedrückt und der Franc gestützt. Wie schon früher, vermochte niemand einer solchen Kombination von finanzieller Stärke und minuziöser Geschicklichkeit Widerstand zu leisten. Baron Louis kehrte von seinem italienischen Po-
loausflug sonnengebräunt und mit verhaltenem Lächeln zurück.

Es sollten noch genügend Gelegenheiten zur weiteren Erprobung auf ihn warten. Die zwanziger Jahre waren heikel gewesen. Die dreissiger Jahre begannen tückisch, bis sie endlich tragisch wurden.

1929 brach die Weltwirtschaftskrise herein. Die kaum lebensfähige junge Republik war am allerwenigsten gefeit, mit ihr fertig zu werden. Die Krise warf Österreichs Wirtschaft aus dem Gleis. Sie schwächte das Bankwesen. Und dann kroch sie allmählich auch auf das Familienpalais zu.

1930 war die Bodenkreditanstalt (das entscheidend wichtige Kreditinstitut für Österreichs Landwirtschaft) in einen verzweiferten Engpass geraten. Louis, wie immer gegen Panik immun, zeigte allergrösste Ruhe: Er jagte Wild in einem seiner Reviere. Die Regierung hingegen war weit nervöser. Der Bundeskanzler fuhr persönlich auf das Gut der Rothschilds. Dort setzte er, wie er sich später geäussert hat, «dem Baron die Pistole auf die Brust». Er zwang Louis, die bankrotte Bank zu sanieren. «Ich werde es tun», sagte der Herr Baron, «jedoch – Sie werden es bedauern.»

Die Creditanstalt, die grösste öffentliche Bank des Landes (Louis von Rothschild war ihr Präsident), übernahm die Verbindlichkeiten der Bodenkreditanstalt. Österreich musste es in der Tat bedauern. Denn als Folge dieser ungewöhnlich starken Anspannung musste auch die Creditanstalt ein Jahr später ihre Zahlungen einstellen. Schon schwankte die gesamte finanzielle Struktur des Landes. Es war nun die Regierung selbst, die mit Geldmitteln aus dem Staatssäckel zu Hilfe eilen musste. Das Haus Rothschild beteiligte sich an der Sanierung der Creditanstalt mit 30 Millionen Goldschilling.

Wenn die Rückschläge auch durch die beträchtliche – nach aussen hin gar nicht sichtbare – Hilfe von Seiten der französischen Rothschilds abgemildert wurden, bedeuteten diese Ereignisse doch auch eine starke Inanspruchnahme der Geldreserven der Familie. Der Baron verkaufte eini-

ges von seinem Landbesitz und zog vom Palais in der Prinz-Eugen-Strasse in ein etwas bescheideneres Haus ganz in der Nähe.

Immer noch aber war er der reichste Mann Österreichs. Seine Bank, S. M. Rothschild & Söhne, war noch intakt als ein für österreichische Verhältnisse riesiges Unternehmen. Er blieb einer der Grossgrundbesitzer Mitteleuropas, behielt die Kontrolle über immense Investitionen in der Textilindustrie, in Unternehmen des Bergbaus und der chemischen Industrie.

Im Norden rührt die SA ihre Trommeln. Louis aber diktierte seine Briefe nach wie vor in dem mit roter Seide tapezierten Büro, dem Schicksal zum Trotz.

2. Der Herzog von Windsor in Enzesfeld

Langsam, aber unaufhaltsam kamen Louis von Rothschilds letzte Jahre als Mitteleuropas letzter Gentleman grossen Stils. Zwischen 1931 und 1938 entfaltete sich das Leben des Barons wie der Schlussakt eines mit allem Aufwand inszenierten Dramas, dessen Ausgang noch ungewiss ist. Der anfängliche Schock war überwunden; was kommen sollte, dämmerte noch im verborgenen. Eine kurze Ruhepause war eingetreten, verschönt und belebt durch ein glanzvolles Intermezzo.

1936 dankte Eduard VIII. wegen seiner Liebe zu Mrs. Wallis Simpson ab. Am Tage vor seiner bedeutungsvollen Entscheidung führte der König ein Ferngespräch mit Mrs. Simpson. Die britische Regierung hatte ihm in einem Zürcher Hotel ein Refugium eingerichtet, aber Wallis Simpson weigerte sich entschieden, dorthin zu kommen: Ein Hotel konnte einfach nicht der richtige Unterschlupf sein gegen den Ansturm der unersättlichen Presse. Und deshalb telefonierte Wallis von Cannes nach London mit ‚David‘, wie sie den König nannte.

«David», fragte Mrs. Simpson, auf der Hut vor Lauschern, «warum gehst du nicht wieder dorthin, wo du letztes Jahr die Erkältung hattest?»

Mit «dorthin» meinte Mrs. Simpson das Schloss Enzesfeld in der Nähe Wiens, ein Schloss, das Eugene von Rothschild gehörte, Louis' Bruder, der mit Eduard und ihr befreundet war. Hier konnte sich «David» vollkommener Abgeschlossenheit erfreuen. Hier konnte er auch, auf den privaten Golfplätzen des Barons, sein geliebtes Golf spielen; hier konnte er «Wienerisch» re-

den, die fremde Sprache, die ihm am liebsten war. Hier, wo er erst vergangenes Jahr von seiner Erkältung genas, konnte er wohl am besten die Krise seines Lebens überwinden. Der König stimmte zu.

Am nächsten Tag schon, dem 11. Dezember, war er kein König mehr. Weniger als achtundvierzig Stunden danach öffneten sich die Tore des Rothschildbesitzes, um einem Herrn in einer schwarzen Limousine Einlass zu gewähren, der zwei Tage zuvor aus der wohl romantischsten Empfindung heraus der Krone der grössten Monarchie entsagt hatte. Die Neugier aller fünf Kontinente konzentrierte sich jetzt auf Eugenes Haus. Enzesfeld wurde nun in der Presse so geläufig wie einst Mayerling. Eine Vielzahl von Legenden wob sich um Enzesfeld, darunter einige recht amüsante. So wurde erzählt, dass der nunmehrige Duke of Windsor unsagbar üppige Gesellschaften hinter den Mauern des Schlosses gebe, dass aber die Rechnungen für all diese Vergnügungen an den Gastgeber gingen, bis die Barone Eugene und Louis, der langen Gesichter ihrer Buchhalter überdrüssig, sich mit einem typisch Rothschild'schen Einfall geholfen hätten: Sie liessen den Herzog durch den Gemeinderat zum «Master of Enzesfeld» ernennen und instruierten alle Kaufleute, ihre Rechnungen an die auf solche Weise öffentliche Personlichkeit zu senden.

Der Herzog spielte Golf und führte ein geruhsames Leben auf dem Besitz der Rothschilds. Nach Ablauf des Tages, gegen 18 Uhr 30, wenn die Telefonzentrale für alle anderen geschlossen war, führte der Duke lange Ferngespräche mit Wallis in Cannes. Der Aufenthalt einer so prominenten Persönlichkeit blieb nicht ohne Auswirkung auf den gesellschaftlichen Stil Mitteleuropas. Als der Herzog wieder einmal mit den Rothschilds und ihren Gästen beim Diner sass, entdeckte man, dass er die schwarze Binde zu einem nicht gestärkten Smokinghemd trug – ein Faktum, das bei der österreichischen Gesellschaft zu einer Art Erdrutsch in der Herrenmode führte. Der Duke wurde auch noch für eine andere Neuerung verantwortlich: Er erfand das, was Baron Eugene «brunch» nannte, das späte Frühstück als eine Kombination von *breakfast* und *lunch*; er bevorzugte nämlich ein spätes und umfangreiches Frühstück, was oft dazu führte, dass der Mittagstisch ausfiel. Auch diese Art von Frühstück fand Aufnahme in die Gepflogenheiten kultivierter Esser.

Zum letzten Male verspürte Österreich etwas von jenem Glanz, den es einst ausgestrahlt hatte. Und ebenfalls zum letzten Male gewährte ein Wiener Rothschild eine Gastfreundschaft, die seines Namens würdig war.

3- Die Iden des März

Das Enzesfelder Zwischenspiel hatte letztmalig mit aller Eindringlichkeit nach aussen hin gezeigt, welch hohen Rang die Familie in der internationalen Gesellschaft einnahm. Nur Louis änderte seinen Stil leiser Vornehmheit nicht. 1937, bald nach der Abreise des Herzogs von Windsor aus Enzesfeld, nahm der Baron am Diner im Haus eines Freundes teil. Plötzlich war durch das Fenster von draussen ein Miauen vernehmbar, und ohne dass ihn jemand hätte zurückhalten können, öffnete Rothschild das Fenster, stieg auf das Fensterbrett, turnte auf einem Mauervorsprung entlang, holte das Kätzchen und kehrte wieder ins Zimmer zurück.

Ähnliche Geschichten hatten sich schon früher ereignet, denn Baron Louis verfügte stets über einen bemerkenswerten körperlichen und seelischen Gleichgewichtssinn. Wie sein Vater Albert (einer der Bezwingler des Matterhorns) hatte auch er viele Gipfel erklommen und, wenn kein Gebirge vorhanden war, mit Gebäuden Vorlieb genommen. 1937 aber war der Baron schon 55 Jahre alt, die Nacht war sehr dunkel, und die Wohnung des Freundes lag immerhin im fünften Stock.

«Herr Baron», bemerkte einer der Gäste, «das ist doch eine Aufgabe für die Feuerwehr. Warum setzen Sie Ihr Leben aufs Spiel?»

Der Baron antwortete mit seinem kühlen Lächeln: «Ich glaube, das ist mir zur Gewohnheit geworden.»

Jedermann begriff, was er meinte. Hitlers Truppen waren an der deutsch-österreichischen Grenze aufmarschiert. Viele Leute in ähnlicher Lage wie Baron Louis hielten es für richtig, abzureisen. So war sein Bruder Eugene nach Paris gezogen. Alphonse, der älteste Bruder, passierte immer häufiger die Schweizer Grenze. Louis aber blieb in der österreichischen Hauptstadt.

Gelassen, fast flott trug er die Toga drohenden Unheils. Seine Sekretäre arbeiteten nach wie vor im Büro an der Renngasse. In der Tat herrschte, was ganz unerklärlich erschien, mehr Aktivität in der Bank als je zuvor. Und immer noch kam jeden Mittwoch der Kurator des Wiener Kunsthistorischen Museums zum Frühstück in das Haus des Barons und hielt mit ihm eine Art privates Kunstseminar. Jeden Freitagmorgen erschien ein Professor aus dem Botanischen Garten, um interessante Arten zu bringen und über diese mit Baron Louis zu diskutieren. Und an jedem Sonntag stellte sich der Direktor des Anatomischen Instituts mit Zeichnungen und Büchern ein. Zweimal in der Woche ritt der Baron die herrlichen Lipizzaner. Das Leben spielte sich äusserlich ab wie gewöhnlich.

Einige Freunde aus dem Jockey Club machten aus ihrer Verwunderung darüber kein Hehl. Als der Chef des österreichischen Hauses, als leibhaftige Verkörperung des «jüdischen Kapitalismus» musste Rothschild doch dem «Führer» als Inbegriff des Erzfeindes gelten. Warum also musste gerade er in Wien bleiben? Warum gerade in einer äusserst gefährlichen Zeit eine Zielscheibe abgeben?

Zwei gute Gründe führte der Baron zur Rechtfertigung seiner Unnachgiebigkeit an. Beide waren dynastischer Art. Einer der Gründe blieb zunächst verborgen und wurde erst nach einigen Monaten bekannt. Der andere Grund lag auf der Hand: Als das Haupt der Familie stand Baron Louis im Rampenlicht Österreichs. Jede Bewegung, die nach Flucht aussah, würde das ohnehin schwer angeschlagene Staatsschiff der Preisgabe ausliefern. Das Haupt eines Rothschildhauses ist ja primär fleischgewordenes Prinzip und dann erst Mensch, wie wir schon in anderen Fällen registrieren konnten.

In dem kühlen Perfektionismus des Barons erstarrte das Prinzip zum Dogma. Als der österreichische Kanzler zu Hitler nach Berchtesgaden gerufen wurde, verliess Baron Louis ebenfalls die Hauptstadt, aber nur, um in den österreichischen Alpen Ski zu laufen. Und als am 1. März 1938 ein Kurier des französischen Hauses an seine Tür in Kitzbühel klopfte und eine ernste Warnung überbrachte, dachte er immer noch nicht daran, sich über die Grenze in Sicherheit zu bringen. Er kehrte vielmehr nach Wien zurück.

Am Donnerstag, dem 10. März 1938, telegrafierte man eine letzte Warnung aus der Schweiz. Am darauffolgenden Morgen strömte schon die deutsche Wehrmacht über die Grenze. Das österreichische Staatsschiff war zerschellt. Das Aufrechterhalten von Prinzipien allein hatte es nun doch nicht länger über Wasser halten können. Am Samstagnachmittag fuhr Baron Louis zusammen mit seinem Diener Eduard zum Wiener Flughafen; als Reiseziel war Baron Louis' Poloplatz in Italien angegeben. An der Sperre, wenige Schritte nur vom Flugzeug entfernt, erkannte ein SS-Offizier den Baron und beschlagnahmte seinen Pass.

«Danach», berichtete der Diener, «fuhren wir nach Hause und warteten.»

Sie brauchten nicht lange zu warten. Am Abend bereits erschienen vor dem Rothschild-Palais, wie vor Hunderten anderer jüdischer Wohnungen, zwei Männer mit Hakenkreuzbinde. Der Butler jedoch war keineswegs gewillt, irgendwelche Rüpeleien von Leuten ohne Manieren zu dulden, und schon gar nicht eine Festnahme. Zunächst einmal hatte er nachzusehen, ob der Herr

Baron überhaupt anwesend sei. Zwei Minuten später erklärte er den Störenfried, der Herr Baron befinde sich nicht im Hause. Die zwei Kerle, über-rumpelt durch so viel höfische Etikette, begannen zu stottern, um dann in der Nacht zu verschwinden.

Aber am Sonntag darauf waren sie wieder da, begleitet von sechs Schläger-typen im Stahlhelm, die mit gezogenen Pistolen alle weiteren Hinterhalte gesellschaftlicher Förmlichkeiten zunichtemachten. Dieses Mal empfing der Baron den Anführer und nahm die Aufforderung entgegen, mitzukommen. Aber doch wohl erst nach dem Lunch, der gleich serviert werden sollte? Unter den Stahlhelmträgern setzte ein verwirrtes Beraten ein. Das Ergebnis: «Gut, essen Sie erst!»

Der Baron ass zum letzten Male mit allem feudalen Gepränge. Während die Uniformierten zwei Schritt vom Tisch entfernt mit ihren Pistolen spielten, verbeugten sich Diener, und die Gerichte füllten den Raum mit dem Duft pikanter Saucen. Der Baron ass in Ruhe zu Ende. Er benutzte wie immer die Wasserschale, nachdem er die Früchte zu sich genommen hatte, trocknete wie gewohnt seine Finger an einer dargereichten Damastserviette, genoss seine Zigarette nach Tisch, nahm seine Herzmedizin und genehmigte das Menü des nächsten Tages. Dann winkte er den Pistolenhelden zu und ging mit ihnen.

Je länger sich die Nacht hinzog, desto klarer wurde es, dass er nicht zurück-kommen würde. Und so packte in den ersten Morgenstunden der treue Die-ner Eduard die Bettwäsche seines Herrn, dessen Necessaire, eine sorgfältige Auswahl von Fla- und Strassenkleidung sowie einige kunsthistorische und botanische Bücher zusammen – kurz: das übliche Gepäck für eine Wo-chenend-Einladung etwas lästiger Art. Bald darauf präsentierte er all diese Gegenstände auf der Hauptpolizei-wache in einem schweinsledernen Koffer. Unter höhnischem Gelächter wurde er fortgejagt.

Was der Diener in bester Absicht getan hatte, veranlasste den Kommissar der Nazipolizei, sich seinen Gefangenen nur noch um so interessierter anzu-sehen. Die ersten Verhöre des Barons waren so angelegt, dass sie die primi-tive, aber begreifliche Neugierde befriedigen sollten:

«So, Sie sind Rothschild. Wie reich sind Sie nun eigentlich?»

Baron Louis erwiderte, falls man seinen gesamten Stab an Prokuristen und Buchhaltern zusammenriefe und ihnen die letzten Börsen- und Welthandels-berichte gebe, könnten diese vielleicht innerhalb einiger Tage zu einem ei-nigermassen angemessenen Ergebnis kommen.

«Gut, schon recht. Wieviel ist denn Ihr Palast wert?»

Rothschild warf dem inquisitorischen Herrn einen leicht amüsierten Blick zu: «Welchen Wert hat wohl der Wiener Stephansdom?»

«Unverschämtheit!» brüllte der Kommissar. Von seinem Standpunkt aus hatte er vielleicht sogar nicht einmal unrecht.

Die Wachen stiessen den Baron in den Keller. Dort schleppte Baron Louis Sandsäcke, gemeinsam mit Führern der Kommunistischen Partei, die seine Mithäftlinge waren. «Wir kamen recht gut miteinander aus», erinnerte sich Baron Louis später. «Wir waren uns einig, dass dies der klassenloseste Keller der Welt war.»

Noch weit bemerkenswertere Dinge ereigneten sich. Einige seltsame Briefe erreichten einen Rothschild-Bevollmächtigten in der Schweiz. Absender waren die drei prominentesten Prostituierten Mitteleuropas, die sich bester Beziehungen zur Wiener Gestapo erfreuten. Alle drei Damen boten ihre Vermittlung bei Verhandlungen wegen eines Lösegeldes an. Die Rothschilds, aus Tradition anpassungsfähig auch in ungewöhnlichen Verhandlungen, wären wohl selbst mit diesen Partnerinnen handelseins geworden, wenn nicht unversehens in der Lage der Dinge ein Umschwung eingetreten wäre.

4. Hermann Göring zeigt Interesse

Ende April 1938 wurde man in Berlin auf den prominenten Häftling Wiens aufmerksam. Über Nacht wurde Baron Louis von den Kommunisten getrennt und in das Wiener Gestapo-Hauptquartier gebracht, in eine Zelle, die der des österreichischen Kanzlers benachbart lag. Baron Louis' Fall war somit von der untersten Ebene der örtlichen Polizei auf die höchste gehoben: Die Bonzen des Nazi-Reiches waren plötzlich interessiert. Jetzt hatte er nicht weniger als vierundzwanzig Wächter – eine martialische Horde, die er «meine Grenadiere» nannte und mit deren Zudringlichkeiten er dadurch fertig wurde, dass er ihnen in der Art eines gelangweilten Professors Vorlesungen über Geologie und Botanik hielt.

Als Nachfolger der drei lebenslustigen Damen erschien nun ein neuer Mittelsmann in der Schweiz: ein gewisser Otto Weber stellte sich als «Mitarbeiter» eines Dr. Gritzbach vor, der bei Hermann Göring «Chef des Stabsamts» war. Allmählich wurde es klar, wer nun den Ton angab. Langsam, nach mancherlei umständlichen Verschleierungen und Vorsichtsmassnahmen, rückte man mit der Sprache heraus: Der Herr Baron werde freigelassen, sobald Her-

mann Göring 200'000 Dollar für sein Bemühen ausgehändigt bekäme; ferner aber sollte dem Deutschen Reich der gesamte zurückbleibende Besitz des österreichischen Hauses zufallen, insbesondere die Witkowitz Werke in der Tschechoslowakei, das grösste Bergbau- und Eisenhüttenunternehmen Mitteleuropas. Das war eine böse Nachricht, denn hier wurde das höchste Lösegeld gefordert, das die Weltgeschichte kennt. Aber Eugene und Alphonse, die Verhandlungspartner in Zürich und Paris, hatten noch einen Trumpf in der Hinterhand. Und was für einen: Witkowitz, obwohl von den österreichischen Rothschilds kontrolliert, war plötzlich irgendwie britisches Eigentum geworden! In den Vorkriegstagen von 1938 bedeutete das Unantastbarkeit gegenüber Görings Zugriff.

Nun war es klar: Bei der ganzen ameisenhaften Geschäftigkeit in Baron Louis' Büro während der Jahre 1936 und 1937 war es um diese Übertragung gegangen. Zusammen mit einem klugen alten Bankier, Leonard Keesing, hatte Baron Louis den Engländern 21 Millionen Dollar zugeschoben. Es war ein finanzielles Meisterstück nach bester Rothschild-Tradition.

Wie hatte Louis Rothschild das bewerkstelligt? Seine Vorarbeiten im verborgenen waren von der grundlegenden Überlegung ausgegangen, dass Werke von solch enormen Ausmassen nicht ohne die Zustimmung höchster Regierungsstellen den Eigentümer und damit ihre Nationalität wechseln könnten. Deshalb wurde dem tschechischen Premierminister schon 1936 sehr diskret klargemacht, dass eine weitere österreichische Kontrolle über Witkowitz für die Tschechoslowakei eine Gefahr darstelle, und zwar vor allem dann, wenn Wien unter deutsche Herrschaft gerate. Gleichzeitig und ebenfalls streng geheim empfing der österreichische Bundeskanzler den Wink, dass die antiösterreichischen und antideutschen Tendenzen der tschechoslowakischen Behörden zu einer Enteignung von Witkowitz führen könnten, solange es österreichischer Besitz sei. So stimmten sowohl Wien als auch Prag, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, der Eigentumsübertragung zu.

Das Nächste war diese Übereignung selbst – eine ebenso verwickelte wie vollendete Transaktion, ein Bravourstück fiskalischer und juristischer Kunstfertigkeit. Man ging von der Tatsache aus, dass die Rothschilds nicht die alleinigen Aktionäre des Unternehmens waren, sondern lediglich die Aktienmehrheit besaßen. Die Aktienminderheit war im Besitz einer anderen prominenten jüdisch-österreichischen Familie, von Gutmann, die unter den Folgen der Wirtschaftskrise litt. Um ihre Schulden zahlen zu können, muss-

ten die Gutmanns ihren Aktienanteil verkaufen, und um das durchzuführen, war eine Revision des Status der Witkowitz Aktiengesellschaft ohnehin notwendig. Unter dem Vorwand dieser Reorganisation also wurde auch die Nationalität des Multimillionen-Dollar-Unternehmens fast beiläufig geändert, weil als Käufer der gesamten Aktien eine ausländische Gruppe auftrat. Das ganze Manöver wäre jedoch zwecklos geblieben ohne eine zusätzliche Vorsichtsmassnahme. Hätte Baron Louis die Rothschild-Aktien unmittelbar einer englischen Holding-Gesellschaft übertragen, so wäre im Kriegsfall das Vermögen doch jenem englischen Gesetz unterworfen gewesen, das den «Handel mit dem Feind» und damit die Beschlagnahme regelte. Baron Louis, der diese Möglichkeit schon Jahre zuvor voraussah, hatte die Weichen bereits in Richtung Schweiz und Holland gestellt. Von diesen Ländern aus – die dann ja im zweiten Weltkrieg neutral bzw. den Alliierten verbündet waren – wurde der endgültige Transfer durchgeführt.

Witkowitz wurde schliesslich eine Tochtergesellschaft der «Alliance Insurance», die eine der bedeutendsten Londoner Versicherungsgesellschaften ist. Unter englischem Gesetz registriert, war Witkowitz nun von der Regierung Seiner Majestät geschützt, aber dennoch – und das war natürlich der Witz der ganzen Angelegenheit – weitgehend im Besitz derselben Familie Rothschild, deren österreichischer Zweig als Verkäufer desselben Witkowitz aufgetreten war.

Napoleon und Bismarck waren vergeblich gegen die Rothschilds angetreten. Göring war ganz gewiss nicht der grösste, aber sicherlich der rabiateste Feind der Familie. Doch auch er scheiterte. Der Reichsmarschall musste einen Rückzieher machen, nicht nur vor jüdischer Schlaueit, sondern auch vor einem urgermanischen Streit- und Volksgenossen – vor Heinrich Himmler.

5. Himmler schaltet sich ein

Im Frühjahr 1939 wurde Otto Weber, Görings Mann, plötzlich verhaftet. Bei den Nazis war es offenbar zu Cliquenkämpfen um die Rothschild-Schätze gekommen. Die Auftraggeber in Berlin wechselten – jetzt war es anscheinend Himmler, der die Verhandlungen über das Lösegeld führte, und nicht mehr Göring. Die Familie, unbeeindruckt von dem Kommandowechsel, hielt an ihren alten Bedingungen fest: Aller Rothschild-Besitz in Österreich

sollte bei der Freilassung des Baron Louis abgetreten, jedoch die Kontrolle über Witkowitz erst aufgegeben werden nach seiner Entlassung – und gegen Zahlung von 3 Millionen Pfund. In Berlin schäumte man. Berlin drohte. Und nach dem Überfall auf die Tschechoslowakei besetzten deutsche Truppen Witkowitz, doch war es den deutschen Juristen wohl bekannt, dass die britische Flagge und das Völkerrecht noch zwischen ihnen und einem offiziellen Besitzwechsel standen.

So schlug man einen anderen Ton an. Während die Nazi-Zeitungen gegen Rothschild als eine Geißel der Menschheit wüteten, ereignete sich in Baron Louis' Zelle etwas Bemerkenswertes: Die Tür öffnete sich, und es erschien Heinrich Himmler. Er wünschte dem Herrn Baron einen guten Morgen, bot ihm eine Zigarette an und fragte, ob er irgendwelche Wünsche oder Beschwerden habe. Gewissermassen von Prominenz zu Prominenz wolle er versuchen, die Differenzen – die ja sicher nur geringfügig sein könnten – zu beseitigen.

Doch der Baron, sonst ein starker Raucher, mochte gerade heute keine Zigarette. Die Knappheit seiner Antworten war heute womöglich noch betonter. Kühl taxierte er Himmlers gefürchtetes Gesicht. «Der Bursche», so erinnerte er sich später, «hatte ein Gerstenkorn im Auge und versuchte es zu verbergen.» Als Himmler gegangen war, hatte sich Rothschilds Position hinsichtlich Witkowitz nicht im Geringsten verändert.

Unmittelbar danach bearbeitete man Baron Louis mit einer ganz neuen Taktik. Himmler war noch keine Stunde fort, da schleppte eine Abteilung «Grenadiere» eine geradezu ungeheure Standuhr aus den Tagen Ludwigs XIV. in die Zelle. Dann kamen sie mit einer grossen Louis-Quinze-Vase, legten auf das Häftlingsbett eine dicke, orangeseidene Decke und mehrere schreiend bunte Kissen und brachten schliesslich sogar ein Radio, das sie auf eine seidene Fransendecke stellten. Der Reichsführer hatte gewünscht, sein Gefangener solle sich «wie zu Hause» fühlen. Die Folgen blieben nicht aus: Viele lange Wochen war Baron Louis im Anblick scheusslicher Dinge stoisch geblieben. Jetzt aber verlor er die Ruhe: «Die Zelle sieht ja aus wie ein Krakauer Bordell!» Der ganze Plunder mit Ausnahme des Radios wurde auf Wunsch des Häftlings wieder entfernt.

Höchstwahrscheinlich liess dieser Misserfolg die SS resignieren. Wenige Tage später, etwa gegen elf Uhr abends, erhielt Baron Louis vom Wachhabenden die Nachricht, seine Bedingungen seien angenommen; er könne das Gefängnis verlassen.

Als Dank stiftete Baron Louis unter seinen Peinigern zum Abschied noch einige Verwirrung. Er meinte, zu dieser Stunde sei es wohl doch zu spät, als dass er einem seiner Freunde zumuten könne, ihn aufzunehmen. Ausserdem seien jetzt auch die Diener zu Bett; er würde viel lieber erst morgen früh das Gefängnis verlassen. Seitdem es eine Gestapo gab, war noch kein Fall bekannt geworden, dass ein Gefangener um Verlängerung seiner Haft und um Nachtquartier gebeten hatte. Man musste per Ferngespräch in Berlin Rat einholen, ob man den Häftling Rothschild noch eine weitere Nacht in Haft behalten dürfe oder nicht. Baron Louis blieb über Nacht.

Einige Tage später traf er in der Schweiz ein. Zwei Monate danach, im Juli 1939, unternahm das Deutsche Reich Schritte, um Witkowitz für 2,9 Millionen Pfund Sterling zu kaufen. Da aber unmittelbar danach der Krieg ausbrach, kam ein Vertrag nie zustande; der englische Besitz blieb bestehen bis auf den heutigen Tag. Nach der Machtübernahme durch die tschechischen Kommunisten wurde Witkowitz zwar verstaatlicht, jedoch schloss London 1953 einen Handelsvertrag mit Prag ab, in dem eine Klausel die Vergütung enteigneten britischen Besitzes forderte, wobei Witkowitz an erster Stelle stand. Prag stimmte zu. Danach verabschiedete das britische Parlament ein Gesetz, das englische Beauftragte (z.B. die Alliance Insurance) bevollmächtigte, die Kompensation auch zugunsten nicht-britischer Besitzer entgegenzunehmen, wie z.B. des ehemals österreichischen, jetzt amerikanischen Zweigs der Rothschilds.

So erhält heute eine der grössten Kapitalistenfamilien von einer kommunistischen Regierung eine Entschädigung, die sich nach Abschluss der Zahlungen auf eine Million Pfund belaufen wird.

Bis an sein Ende lebte Baron Louis wie der Prinz im Märchen, nachdem der böse Drache erschlagen war. Er liess sich in Amerika nieder. Aus dem Wiener Baron wurde ein eleganter Yankee, aus dem Junggesellen ein glücklicher Ehemann. 1946 heiratete er die Gräfin Hilda von Auersperg, eine der charmantesten Damen des österreichischen Adels.

Das Paar besuchte Österreich während der Flungerjahre, die dem Zusammenbruch von 1945 folgten. Die Nachricht von der Rückkehr des Barons verbreitete sich schnell. Vor seinem Hotel versammelte sich eine Menschenmenge, die von Rothschild Hilfe erwartete. Grosszügig gab er sie: Er schenkte der Wiener Regierung seinen gesamten österreichischen Besitz.

Die Regierung, die bereitwillig die mit diesem Geschenk verbundenen Bedingungen akzeptierte, verabschiedete ein neues Gesetz. Es verwandelte den Rothschild-Besitz in einen riesigen Pensionsfonds, den der Staat verwaltet. So wurden jedem ehemaligen Rothschild-Angestellten die gleichen Einnahmen und die gleiche Sicherheit garantiert, die sonst nur pensionsberechtigte Beamte geniessen.

Nach seinem Wiener Aufenthalt kehrte Baron Louis zu seiner grossen Farm zurück, nach East Barnard in Vermont. Das Hochland von Neu-England weckte Erinnerungen an die Alpen. Die herbe Reserviertheit der Bewohner von Vermont kam seiner eigenen ziemlich nahe. Die Kunst- und Biologieprofessoren von Dartmouth waren gerngesehene Gäste in seinem Haus. Sein Bruder Eugene, der den englischen Bühnenstar Jeanne Stuart geheiratet hatte, kam oft von seinem Besitz auf Long Island zu Besuch. Baroness Hilda liess einen prächtigen Garten anlegen und schuf etwas, was Baron Louis niemals vorher als wünschenswert empfunden hätte: ein wirkliches Heim, in dem er sich wohlfühlte. Während der letzten Jahre seines Lebens gab die Familie ihren Freunden gern Gartenfeste, und der Baron tanzte dabei die in der Gegend üblichen Volkstänze noch mit derselben Eleganz wie einst auf dem Wiener Parkett den Walzer.

Er starb, über siebzig Jahre alt, auf eine Art, wie sie ein Grandseigneur sich wünschen mag – schwimmend in der Bucht von Montego unter dem strahlend blauen karibischen Himmel.

6. Die Rothschilds und der Krieg

Natürlich blieb der zweite Weltkrieg auch für die Rothschilds in England und Frankreich nicht ohne Folgen. Als die deutschen Panzer 1940 in Paris einrollten, waren die französischen Rothschilds in höchster Gefahr. Doch Edouard, Robert und Maurice (alle Enkel von James, dem Begründer der Pariser Linie) konnten entkommen, auf den verschiedensten Wegen nach England und in die Vereinigten Staaten. Maurice erwies sich jetzt als ein ebenso perfekter Geschäftsmann, wie er vorher ein Privatier gewesen war. Auf seiner Flucht hatte er eine Aktentasche voll Schmuck nach England gerettet, dessen Wert, wie es hiess, eine Million Dollar betrug. Einen grossen Teil verkaufte er; dann beschäftigte er sich einige Jahre lang regelmässig mit der Anlage des Erlöses. Und als er nach dem Krieg nach Frankreich zurück-

kehrte, hatte er den Schmuck in ein Vermögen verwandelt, das auch für Rothschild-Verhältnisse beträchtlich war.

Die älteren Familienmitglieder versuchten aus dem Krieg das Beste zu machen, was möglich war. Die jüngeren, die aktiv an ihm teilnahmen, standen an der Front wie alle Soldaten. Roberts Söhne Elie und Alain gehörten zur Besatzung der Maginot-Linie und gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Wahrscheinlich wegen der trüben Erfahrungen, die die Nazis mit Baron Louis hatten machen müssen, liess man sie unbehelligt. Während des Frankreichfeldzugs wurde Edouards Sohn Guy in Dünkirchen gefangenegenommen, doch gelang es ihm zu entfliehen und 1941 New York zu erreichen. Als in England General de Gaulle die Truppen eines «Freien Frankreich» organisierte, machte Guy sich auf den Rückweg, doch wurde sein Schiff bei der Überquerung des Atlantik torpediert. Guy schwamm drei Stunden, bis er von einem englischen Zerstörer gerettet wurde. Von London aus führte er eine Anzahl vertraulicher Missionen für de Gaulle aus (mit dem er seitdem sehr befreundet war). Nach der Invasion kämpfte er zwei Monate lang an der Front und war bei Kriegsende Adjutant des Militärgouverneurs von Paris.

Nicht viel weniger abenteuerlich, aber bezeichnender für den Familiencharakter waren die Kriegserlebnisse der anderen Rothschilds.

«Wir verstehen den Dingen unseren Impuls zu geben» pflegte Baron Philippe von Mouton-Rothschild zu sagen, wenn man darauf zu sprechen kam. (Dieser Philippe ist ein Urenkel des englischen Nathaniel, der nach Frankreich übersiedelte. Daher sind dessen Nachkommen der Herkunft nach Engländer, jedoch französische Staatsbürger.) «Wir tun dies, solange wir leben, und wenn nötig, bedienen wir uns ganz unkonventioneller Mittel, was jeden Militärbürokraten verrückt macht.» Diese Worte waren bezeichnend für Philippes Leben.

Als er sich 1940 von einer ernsten Skiverletzung erholte, wimmelte es in Paris von deutschen Soldaten. Er floh nach Marokko, wo ihn die Vichy-Regierung auf Verlangen der deutschen Waffenstillstandskommission festnahm. Im Gefängnis ergriff er sofort die Initiative: Er organisierte Sprachkurse und Gymnastikstunden; unter seinen Mithäftlingen, die er eifrig mit Kniebeugen traktierte, befand sich auch der spätere französische Ministerpräsident Pierre Mendes-France.

Man überführte Philippe nach Frankreich und liess ihn frei. Er floh mit Hilfe

von Schmugglern in einem 42-stündigen Fussmarsch über die Pyrenäen – welche Gelegenheit er dazu benutzte, seine neuen Freunde in neuen Schmuggeltechniken zu beraten. So schlug er sich nach Spanien durch und machte dort mit mehreren Gefängnissen Bekanntschaft. Anschliessend floh er nach Portugal und gelangte von dort schliesslich zu Schiff nach England. Hier schloss er sich de Gaulle an. Seine Unterkunft fand er im «Freien Französischen Offiziers-Club»: Piccadilly 107 – im Haus seiner Grosstante Hannah! Vertraut mit jedem Winkel des Hauses, machte er sich an eine gründliche Reform des gesamten Systems der Unterbringung. Den Kommandeur zu informieren, hielt er für unnötig. Der aber, ein französischer Stabsoffizier, war von solchen intensiven Unternehmungen gar nicht angetan; am Tage der Invasion fand sich Philippe im Hinterland auf ein Nebengleis abgeschoben und für eine höchst langweilige Aufgabe eingesetzt.

Die Engländer hingegen hatten schon immer ein Auge auf den unternehmungslustigen Baron gehabt und holten ihn sich. Während der ersten Monate nach der Invasion übertrugen sie ihm die Zivilverwaltung des sehr kritischen Abschnitts Le Havre. Heute trägt er das Croix de Guerre und ist Offizier der Ehrenlegion. Von den englischen Rothschilds waren Edmund, ein Enkel Leos, und Lord Victor, Nattys Enkel, wehrdienstpflichtig. Beide hatten eine ganz beträchtliche Portion des Unternehmungsgeistes der Familie geerbt.

Edmund, heute Chef des englischen Bankhauses, nahm an den Kämpfen gegen die Italiener in Nordafrika als Artillerie-Major teil. Von ihm erzählt man sich die für einen Rothschild, der es mit der Militärhierarchie zu tun bekommt, bezeichnendste Geschichte. «Eddy», so erinnert sich ein Kriegskamerad Edmunds, «war einer unserer eifrigsten Offiziere, doch konnte er sich nie mit dem Dienstweg befreunden. Wann immer einer unserer Kameraden ein Anliegen hatte, sei es, dass die Mutter eines Soldaten gestorben war und er Urlaub haben wollte oder kein Geld hatte, wandte er sich nicht an seinen unmittelbaren Vorgesetzten, sondern ging mit seiner Bitte direkt zu Rothschild, selbst dann, wenn er von einer ganz anderen Einheit kam. Die Soldaten wussten, er wird sein Scheckbuch aus der Tasche ziehen oder telefonieren – notfalls direkt mit dem Buckingham-Palast. Ich sagte immer wieder zu ihm: «Eddy, so geht's nicht, du musst nun mal ein Formular ausfüllen und es mit deiner Empfehlung an den Kommandeur schicken.» – «Was hat denn der damit zu schaffen?» war seine übliche Antwort. In dem Augenblick, in

dem es um zivile Probleme ging, waren ihm Vorgesetzte völlig gleichgültig.»

«Als Kommandeure wären sie hervorragend, in einem niedrigeren Rang aber können sie eine Plage sein!» meinte ein anderer, der Angehörige der Familie während des Krieges kennengelernt hatte. «Sie sind zu Feldmarschällen geboren und erzogen, und es bedeutet für sie ein wirkliches Problem, nur Majore sein zu müssen. Wir hätten uns eine Menge Kummer gespart, wenn mit diesem Namen automatisch ein genügend hoher Rang gekoppelt gewesen wäre.»

Eines Tages aber stiessen diese eigensinnigen «Feldmarschälle» mit ihrer eigenen Hartnäckigkeit zusammen. Der Schauplatz war Robert de Rothschilds prächtige Pariser Residenz in der Avenue de Marigny 23. Heute wohnt dort sein ältester Sohn Alain. Im Gegensatz zu allen anderen Palästen der Familie an den Ufern der Seine überstand dies Palais die Okkupation verhältnismässig unbeschädigt. Göring, der schon immer darauf aus gewesen war, die Rothschilds zu vernichten, quartierte den Oberkommandierenden der Luftwaffe in Frankreich in Rothschilds Herrensitz ein. Überraschenderweise verliess dieser das Haus fast so, wie er es betreten hatte. Göring selbst, der sonst gern in den Palästen der Rothschilds Beute machte, war oft in der Avenue de Marigny, doch ohne zu plündern. Das Haus blieb sogar während der Strassenkämpfe bei der Befreiung unbeschädigt.

Der Kummer begann etwas später.

Ein junger englischer Oberstleutnant zog in der Avenue de Marigny ein und mit ihm ein nicht ungefährliches Laboratorium. In unmittelbarer Nachbarschaft kostbarer Möbel und unschätzbaren Gemälden begann der Offizier Experimente mit hochexplosiven Stoffen zu machen.

Baron Robert war noch nicht zurückgekehrt. Seine Diener gingen zitternd ihrer Arbeit nach und warteten gottergeben, was bei dem Flackern und Krachen der Versuchsanordnungen passieren würde. Der Oberstleutnant machte seine Experimente wahrlich nicht zum Spass, und ihn aus dem Haus zu bekommen schien kaum möglich. Er war nämlich einer der erfolgreichsten und waghalsigsten Bombenentschärfer, und seine Arbeit hatte ihm eine sehr hohe englische Auszeichnung, die George Medal, sowie die amerikanischen Orden Bronze Star und Legion of Merit eingebracht. Was aber die Dienerschaft des Barons Robert am allermeisten verstörte, war die Tatsache, dass dieser Oberstleutnant den Namen Victor Lord Rothschild führte.

Die Quartierstelle hatte es für einen besonders glücklichen Gedanken gehalten, den Oberstleutnant im Hause seines Cousins unterzubringen; nicht in Betracht gezogen hatte sie jedoch den Eifer, mit dem die Angehörigen gerade dieser Familie ihre Ziele verfolgen. Das britische Oberkommando und die Abteilung für Denkmalspflege der US Army waren jedenfalls bald darauf angestrengt damit beschäftigt, für die wissenschaftlichen Bemühungen Seiner Lordschaft ein passenderes Milieu zu finden.

7. Verschleppte Schätze

Lord Rothschilds hochbrisantes Treiben an der Avenue de Marigny war nur das Nachspiel eines Dramas, wie es die Welt der Kunst nie zuvor erlebt hatte. Wie viele Juden, die nach der Niederlage Frankreichs fliehen mussten, hatte auch Robert de Rothschild praktisch seinen gesamten materiellen Besitz zurücklassen müssen. Dazu gehörte vor allem seine riesige Kunstsammlung im Werte von vielen Millionen Mark. Wie hätte man sie vor den Nazi-Plünderern schützen können?

Nun war aber der Schutz solcher unersetzlichen Kostbarkeiten mit typischer Rothschild-Voraussicht tatsächlich schon vor Generationen geplant und vorbereitet worden. Es begann bereits im Jahr 1873, nach dem Aufstand der Pariser Kommune. Damals gelangte Baron Alphonse zu der Überzeugung, sein gewaltiger Kunstbesitz brauche angemessene Vorsorge. Für jedes Gemälde, für jede Plastik und für jedes sonstige Stück der Sammlung wurden genau abgemessene, sorgfältig ausgepolsterte und leicht transportierbare Kisten gezimmert. Da jede Neuerwerbung in gleicher Weise ihr Behältnis bekam, konnte das private Rothschild-Museum sowohl während des ersten Weltkrieges als auch während der Volksfront-Krisen in den dreissiger Jahren unauffällig und sicher verwahrt werden.

Jene Gefahren-Situationen waren letztlich jedoch nur Generalproben. Als die deutschen Panzer im Sommer 1940 auf Paris zurollten, hatten sie einen planmässig räubernden Feind im Gefolge, der seine Klauen unersättlich nach den Gemälden und Marmorstatuen in Rothschilds Besitz ausstreckte. Manchmal gelang es noch, ihn irrezuführen. Eine Reihe von Gemälden konnte rechtzeitig in Botschaften neutraler Staaten geschafft werden – so in die spanische und argentinische – und wurde dort getreulich über die Kriegsjahre bewahrt. Einige besonders wertvolle Stücke übedauerten den

Krieg in einem Geheimraum des Hauses Nummer 23 an der Avenue de Marigny. Die Dienerschaft, die davon Kenntnis hatte, hielt dicht, und die Nazis kamen nie hinter das Geheimnis. Reichsmarschall Göring stolzierte oft an dem Bücherregal vorbei, das ihn von den Bildern trennte, nach denen seine Spürhunde in ganz Frankreich Nachforschungen anstellten.

Aber die Mehrzahl der Rothschild-Schätze konnte trotz aller Vorsichtsmassnahmen nicht in Sicherheit gebracht werden. Eine besondere Aufstellung wichtiger Stücke hatte man dem Louvre übergeben, damit sie als Nationaleigentum geschützt würden. Aber umsonst! Die Kunstwerke aus dem Familienbesitz der Rothschilds erfreuten sich eines solchen Weltruhms, dass der «Führer», der ja selbst in dem Wahn lebte, Künstler zu sein, einen besonderen «Führerbefehl» erliess, alle Rothschild-Kunstschätze betreffend, die man als Nationaleigentum getarnt hatte. Aus einem später erbeuteten Dokument geht hervor, dass Feldmarschall Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, in Ergänzung jenes Führerbefehls die Dienststellen in Frankreich angewiesen hat, die besetzten Gebiete nach allem, was für Deutschland von Wert sei, zu durchkämmen. Die Objekte mussten durch die Gestapo sichergestellt werden, denn der Führer hatte nunmehr entschieden:

In Ergänzung des ... Auftrages des Führers ... in den besetzten Gebieten des Westens Logen, Bibliotheken und Archive nach für Deutschland wertvollem Material zu durchsuchen und dieses für die Gestapo sicherzustellen, hat der Führer entschieden:

Massgebend für den Besitzstand sind die Verhältnisse vor dem Kriege, in Frankreich vor der Kriegserklärung am 1.9.39.

Nach diesem Stichtag vollzogene Übereignungen an den franz. Staat oder dergl. sind gegenstandslos und rechtsunwirksam (z.B. ... Bestände des Palais Rothschild oder sonstiger herrenloser, jüdischer Besitz). Vorbehalte bezüglich der Durchsuchung, Beschlagnahme und des Abtransports nach Deutschland auf Grund solcher Einwände werden nicht anerkannt. Reichsleiter Rosenberg... hat hinsichtlich des Zugriffsrechtes eindeutige Weisungen vom Führer persönlich; er ist ermächtigt, die ihm wertvoll erscheinenden Kulturgüter nach Deutschland abzutransportieren und hier sicherzustellen.

Über ihre Verwendung hat der Führer sich die Entscheidung vorbehalten.

Alfred Rosenberg – der als Hitlers Sonderbeauftragter für die Plünderung von Kunst- und Kulturschätzen in den besetzten Ost- und Westgebieten seine eigene Organisation, den «Einsatzstab Rosenberg», leitete – erfüllte den ihm erteilten Auftrag mit Hingabe. Baron Edouard hatte die

meisten seiner Kunstwerke auf dem Gelände seines Gestüts Haras de Meautry in der Normandie verborgen; Baron Robert versteckte einen Grossteil seiner Schätze, vor allem die aus dem Chateau Laversine (bei Chantilly), in Marmande, im Südwesten Frankreichs. Rosenberg aber spürte beide Verstecke und noch zahlreiche andere auf. Ganze Eisenbahnzüge, gefüllt mit Rothschild-Eigentum, rollten nach Deutschland. Nach der Befreiung Frankreichs stellte sich heraus, dass die Rothschild-schen Schlösser und Stadtpaläste – mit Ausnahme desjenigen in der Avenue de Marigny – so gut wie völlig ausgeraubt worden waren. Die Jagd nach den gestohlenen Schätzen begann sofort und währte viele Jahre; der Bericht über diese Bemühungen ist spannender als mancher Kriminalroman.

Der Sherlock Holmes des Unternehmens wurde James J. Rorimer, damals der amerikanischen Siebten Armee als Kunstexperte zugeordnet, heute Direktor des Metropolitan Museum of Arts in New York. Sofort nach der Befreiung traf er in Paris ein und befragte dort eine Menge Leute über den Verbleib der geraubten Kunstwerke. Aus all denen, die behaupteten, zu wissen, wo die mehr als hundert verschwundenen Goyas hingekommen seien, griff er mit glücklicher Hand ein Mädchen heraus, Rose Valland. Sie hatte als junge Kunsthistorikerin den Nazis bei der Registrierung ihrer Beute assistieren müssen. Da sie der Untergrundbewegung angehörte, passte sie beim Versand auf wie ein Schiesshund. Sie war der Überzeugung, dass das Schloss Neuschwanstein – in der Nähe der Stadt Füssen im Allgäu – ein Hauptsammelplatz der gestohlenen Kunstwerke sei.

Etwa neun Monate später brach die «Alpenfestung» Bayern zusammen, und Mr. Rorimer jagte in einem Jeep nach Schloss Neuschwanstein. Dieses Traumschloss, vom Märchenkönig Ludwig II. in pseudo-gotischem Stil auf einen Felsen gebaut, lieferte den pittoresken Hintergrund für Rorimers atemberaubende Entdeckung. Er durchquerte zwei Schlosshöfe, kletterte über verwinkelte Treppen und Stiegen und langte zu guter Letzt wirklich im Hauptquartier des Hitler'schen Kunstraubs an.

Den Deutschen konnte auch ihr erbittertster Feind nie vorwerfen, dass sie nicht gründlich bis zum letzten seien. Riesige Regale, voll von methodisch geordneten Akten, starteten den ungebetenen Gast an. Die Nazis hatten mit rührender Sorgfalt auch die Kataloge der 203 Privatsammlungen mitgenommen, die von ihnen ausgeraubt worden waren. Rorimer – einer der grössten Sachverständigen auf diesem Gebiet – brauchte einen vollen Tag, um auch nur abzuschätzen, was hier verzeichnet war: 8'000

Negative und Einzelkarten für etwa 22'000 beschlagnahmte Objekte. An der Spitze der endlosen Liste stand – mit fast 4'000 Einzelkarten – die Sammlung der Rothschilds.

Im gleichen Raum konnte Rorimer einen weiteren entscheidenden Fund machen: In der Asche des Kachelofens lagen Reste einer Nazi-Uniform, ein halbverbrannter Führerbefehl und einige Gummistempel. Diese Stempel lösteten das Geheimnis, das über dem Hort des grössten Kunstraubs der Weltgeschichte lag. Aus den Angaben auf den Stempeln liessen sich nämlich die weit verstreuten Aufbewahrungsorte für all die zusammengeschnittenen, unermesslich kostbaren Schätze entnehmen. Um Unberufene von diesem Raum, der so wichtige Informationen barg, fernzuhalten, versiegelte Rorimer die Tür mit einem antiken Petschaft aus einer Rothschild-Sammlung. Das Siegel trug die Worte «Semper Fidelis» ... Jetzt erst konnte eine wirklich systematische Bergungsaktion einsetzen. Hinter dem Herd in der Küche des Schlosses fanden sich Rubens' «Drei Grazien» und andere Meisterwerke aus der Sammlung Maurice de Rothschild. Nicht der ganze Familienbesitz war so sorgfältig verborgen worden. In einem Saal des Schlosses Neuschwanstein standen in ganzen Reihen Kaminschirme, bezogen mit seltensten Tapisserien; sie stammten aus Rothschild'schen Häusern. An anderen Stellen hatte man Rothschild'sche Möbel, zumeist Louis Quinze und Louis Quatorze, bis zur Decke in eigens dafür gebauten Gerüsten aufgestapelt. Viele Kisten, gefüllt voll mit Renaissance-Schmuck und Schnupftabaksdosen aus dem 18. Jahrhundert aus Maurice Rothschilds Sammlung, wurden dort gefunden.

Im alten Kartäuserkloster von Buxheim an der Iller entdeckte man, dass die Kapelle knietief mit Teppichen, Gobelins und anderen kostbaren Geweben vollgestopft war, die grösstenteils aus der Sammlung Rothschild stammten. In einem Salzbergwerk bei Alt-Aussee im Salzkammergut fanden sich grosse Lager, die auf Führerbefehl angelegt worden waren und die unter anderem Skulpturen, ganze Bibliotheken und Gemäldesammlungen der Rothschilds enthielten.

Einige Verstecke freilich hatten die Nazis kurz vor dem Zusammenbruch ausgeräumt und den Inhalt weiter verschleppt. So kam es zu neuen Aktionen; einige waren aussergewöhnlich schwierig, manche auch ergebnislos. Nach und nach, langsam erst, dann immer stärker, ging der Strom der Kunstschatze nun in umgekehrter Richtung: von Deutschland zurück nach Frankreich, in eine Zentralsammelstelle für wiedergefun-

dene Kunstschatze in Paris. Dort sass eine Reihe alter treuer Diener der Rothschilds beieinander und bemuhte sich wochenlang um die Identifizierung der Kunstwerke: «Gehorte dieser Watteau dem Baron Guy?» «Hat dieser Picasso bei Baron Elie gehangen?» und «Hatte dieser Tiepolo dem Baron Philippe oder dem Baron Alain gehoert?»

X EINE DYNASTIE IM RAKETENZEITALTER

I. Niedergang und Neuaufstieg

Im Jahre 1945 begannen sich die Dinge wieder zu normalisieren. Aber, was hiess denn fur diese Familie «normal»? Etwa der grandiose Abstieg in den zwanziger und dreissiger Jahren? Sollte es so kommen, dass die Rothschilds, etwa wie die Habsburger, ganz in und von der Vergangenheit leben wurdien?

Eine Zeitlang sah es ganz so aus. Der osterreichische Zweig war ausgewandert und lebte – ohne maennliche Nachkommen – auf Guetern in den Vereinigten Staaten, in Long Island (Baron Eugen und die Baronin) und Vermont (Baronin Louis). Die Londoner hatten unter der Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit zu leiden, und die franzoesische Firma, die von den Nazis teilweise liquidiert worden war, hatte genug damit zu tun, die erlittenen Verluste auszugleichen. Ueberall erwies sich die Steuerlast als drueckend, und ein grosser Besitz der Rothschilds nach dem anderen musste aufgegeben werden.

Das Haus am Hamilton Place, das Leo erbaut hatte, wurde einer der luxurioesesten Night-Clubs in London. Heute lehnen reiche Diner-Gaeste zuweilen an dem Treppengeländer, das der spaetere Koenig Eduard VII. so gern als Rutschbahn benutzt hatte. Ein anderes Stadthaus der Rothschilds in Kensington Gardens dient nunmehr – Witz der Weltgeschichte! – der Botschaft der Sowjets als Behausung. Waddesdon Manor in Buckinghamshire, das Jimmy de Rothschild geerbt hatte, war durch die franzoesischen Meisterwerke, die er dort zusammengetragen hatte, noch kostbarer geworden. Als er 1957 kinderlos starb, betrug die Erbschaftssteuer ueber sieben Millionen Pfund. Kein einziges Familienmitglied – aber auch kein anderer – war in der Lage, allein die Kosten fur die Erhaltung eines derartig luxurioesen Palastes aufzubringen. So hatte Jimmy das Schloss dem National Trust hinterlassen, ausserdem noch

750'000 Pfund, damit wenigstens ein Teil der Unterhaltungskosten gedeckt war. Neugierige Touristen können nun die Treppe fotografieren, auf der Eduard vn. seinen Fuss gebrochen hat. Die Witwe Anthony de Rothschilds residiert zwar noch in Ascott Wing, das ihr Schwiegervater Leo gekauft hatte, aber auch dieses Gebäude mit den zahlreichen Gemälden niederländischer Meister, mit der grössten Sammlung orientalischer Keramiken (und dem Papagei, der voll Würde plärrt «I am Jack O'Rothschild») wird dereinst dem National Trust als Vermächtnis zufallen.

Und wie war es in Frankreich? Das Riesenpalais Rue Florentin Nr.2, in der Nähe der Place de la Concorde, ging den Weg all solcher Paläste. Einst hatte Talleyrand dort gelebt, später Edouard de Rothschild. Als er es verkaufen wollte, gab es nur einen Käufer, der den Preis zahlen konnte: die Vereinigten Staaten von Amerika. So wurde der Palast zunächst Sitz der Zentralverwaltung für den Marshall-Plan, und heute ist dort die US-Delegation bei der NATO sowie anderen europäischen Organisationen untergebracht. Henri de Rothschilds grosses Haus in der Rue Faubourg St. Honoré beherbergt den «Cercle Interallie», einen internationalen Diplomatenklub. Und das Haus Nr.41 in der gleichen Strasse, das Haus, das einst der erste Baron Edmond de Rothschild erbaut hat, ist nun die Botschaft der Vereinigten Staaten. Die Initialen der Rothschilds kann man heute noch an den grossen Portalen beider Paläste sehen.

Und schliesslich Ferneres, das Kronjuwel unter den Besitzungen der Rothschilds. Niemand war so reich, dass er es hätte kaufen können, und der französische Zweig wollte auch dieses Symbol einstiger Grösse nicht hergeben. Die 59 Kisten voll seltener Bücher, die von den Nazis weggeschleppt worden waren, wurden zurückgebracht und ebenso die geraubten Gemälde und italienischen Fayencen. Doch nichts wurde ausgepackt, denn das Schloss blieb unbewohnt, weil dies eine geringere Belastung bedeutete. Im Jahre 1949 wandelte ein amerikanischer Besucher durch den vereinsamten Palast. Zunächst gelangte er in Zimmer, vollgepfropft mit kostbaren alten Uhren, und meinte, dies sei ein Uhrenmuseum, bis ihm der Hausverwalter erklärte, dass es sich bloss um den Raum handle, in dem alle Uhren des Schlosses aufbewahrt wurden. Dann kam er in eine Halle mit den herrlichsten Stühlen aus der Zeit Ludwigs xiv. und xv. Und dann in einen Saal voller Tische. Schliesslich erreichte er ein Zimmer, in dem sich Gegenstände befanden, wundervoll aus Rosenholz und aus antikem chinesischem Porzellan mit Blumenmu-

stern gearbeitet. Verwundert blickte er um sich, sah noch einmal genauer hin – und verstand das Lächeln des Kastellans: Hier waren die nobelsten Bidets aus den Badezimmern gesammelt.

Jahr um Jahr zeugte das eingemottete Schloss Ferneres nur vom erloschenen Glanz einer vergangenen Epoche. Die neue Zeit, die Zeit der Existentialisten, war offenbar nicht dazu angetan, Märchenschlösser wiedererstehen zu lassen. Im Gegenteil, diese Zeit mit ihrer Gleichmacherei und ihren hohen Steuern schien den Rothschilds das Ende zu bringen.

Aber wie so oft zuvor, überraschte die Familie alle, die schon ihr Ende erwartet hatten. Sie bewies, dass sie noch die alte war, unzerstörbar und einfallsreich wie eh und je. Im Jahre 1949 konnte man es erkennen, an einer typischen Aktion am traditionellen Platz: Am 30. Juni 1949 ging an der Pariser Börse Seltsames vor sich. Sobald die Glocke ertönte, die den Beginn des Börsengeschäfts ankündigt, begannen die Kurse der Royal Dutch, einer den ganzen Erdball umspannenden Ölgesellschaft, zu sinken; ein Metallkonzern, Rio Tinto, fiel noch schneller. Es gab absolut keinen Grund für diese Kursverluste, denn beide Gesellschaften waren völlig gesund und solide. Trotzdem gingen ihre Kurse immer mehr zurück. Dann trafen auch Verkaufsaufträge für andere Aktien ein. Le Nickel, eine riesige Bergwerksgesellschaft, und der Diamantentrust der de Beers sahen ihre Kurse drastisch zurückgehen. Das anfängliche Erstaunen machte einer Nervosität Platz, die bald in Panik ausartete. Viele Aktionäre beeilten sich, ihre Papiere ebenfalls rasch loszuwerden. Die Kurse erreichten einen Tiefstand wie seit Monaten nicht.

Wenige nur erkannten, was allen vier am meisten gesunkenen Aktien gemeinsam war: Die Familie besass grosse Pakete dieser Papiere, und nur einige andere grosse Aktionäre hatten Kenntnis davon, dass an diesem Tage Edouard de Rothschild im Alter von 81 Jahren dahingegangen war. Sie waren sich bewusst, dass die enormen Erbschaftssteuern den Wert seines Nachlasses vermindern würden und damit zugleich den Rückhalt, den diese Gesellschaften an ihm gehabt hatten. Die Erbschaftssteuer durch einen niedrigen Tageskurs so gering wie möglich zu halten – das war die Forderung der Stunde.

Am nächsten Morgen konnte jedermann in den Zeitungen die Nachrufe auf den heimgegangenen Baron lesen. Im Wirtschaftsteil aber wurde auseinandergesetzt, dass sich die Erbschaftssteuer für den Aktienbesitz des Verstorbenen nach dem letzten Kurs am Tag seines Todes errechnen

würde. Während noch die Vorbereitungen für seine Beisetzung im Gange waren, erhielt die Börse Aufträge, zurückzukaufen, und die Auftraggeber waren genau die gleichen, die 24 Stunden vorher die Verkäufe angeordnet hatten. Die sogenannten Rothschild-Papiere stiegen genauso prompt wieder, wie sie gefallen waren.

Plötzlich und ohne jedes Aufsehen, jedoch im Stil vieler ähnlicher Geschehnisse aus der Geschichte der Rothschilds, erfolgte auch eines jener Ereignisse, die symptomatisch waren für die Umkehr der Familie von der abschüssigen Seite des Berges zum Gipfel, wo sie traditionsgemäss hingehörte. Im Jahre 1855 hatte sie alle Kräfte zusammengefasst, um ihren Todfeind, den Credit Mobilier, zu beseitigen. Etwa hundert Jahre später machte sie sich erneut auf, sich dem 20. Jahrhundert anzupassen. An einem Tag des Jahres 1949 liess sich der Chef der Londoner Bank von seinem Butler einen Fahrplan und ein Stationsverzeichnis der Londoner U-Bahn kaufen. Dieses ganz gewöhnliche Stück Papier wurde für Anthony de Rothschild fast so selbstverständlich wie sein Scheckbuch. Innerhalb der Stadt verzichtete er auf seinen Wagen und seinen Chauffeur, hatte keinen Ärger mehr mit dem Verkehr und den verstopften Strassen und trug ausserdem sein Scherflein zu den Einnahmen der U-Bahn bei. Dadurch aber, dass er dieses schnellste aller Verkehrsmittel benutzte, brachte er es fertig, schneller an Ort und Stelle zu sein als die Konkurrenz, die sich vornehm und langsam im Auto dorthin fahren liess.

Diese alte Rothschildische Fähigkeit, schneller an Ort und Stelle zu sein und rascher zuzupacken als die Konkurrenz, ermöglichte es Anthony auch, die Rechte auf Erschliessung eines Gebiets von 125'000 Quadratkilometern in Kanada zu erwerben. Durch eine ganze Reihe von Tochtergesellschaften begann New Court nun die riesigen Holz-, Kraft- und Mineral- (insbesondere Uran-)vorräte dieses Gebietes auszuwerten. Der Gouverneur von Neufundland nannte diese Transaktion «das grösste Immobiliengeschäft dieses Kontinents in diesem Jahrhundert», und Sir Winston Churchill, der ein Gefühl für Grösse hat, sprach voll Bewunderung von einer «grossartigen, des Empires würdigen Konzeption».

Nach dem Tode von Anthony übernahm sein Sohn Evelyn mit seinen beiden Neffen Edmund und Leopold die Firma. Unter diesem jungen Triumvirat ging es noch rascher voran. Ihr neues Reich in Kanada – es ist grösser als England und Wales zusammen – wird mit dem Tempo des Raketenzeitalters entwickelt. Edmund, der älteste der drei, hat sich auch

in anderen Richtungen ausgedehnt. So ist er am Werbefernsehen in England interessiert. Die alte Position von New Court als dem grössten Goldmakler im britischen Commonwealth, als dem Inhaber der Royal Mint Refinery, als dem Goldagenten der Bank von England und als massgebendem Privatbankier des Inselreiches, hat er gefestigt und ausgebaut.

Reicher sind freilich die französischen Rothschilds. Und sie sind noch reicher geworden, seit Baron Guy nach dem Tode seines Vaters Edouard die Zügel ergriff. Auch er hat den Ehrgeiz der jüngsten Generation – auch dann, wenn es sich nicht um Geschäfte, sondern um seine Pferde handelt. Mit der Diskriminierung, der sie jahrelang ausgesetzt waren, machte er ein Ende. Während der Besatzungszeit hatten die Deutschen Rothschild'sche Stuten von Hengsten aus dem Stall von Marcel Boussac – dem Textilkönig Frankreichs und dem grössten Widersacher Rothschilds bei den Rennen in Longchamps – decken lassen. Später erklärte Monsieur Boussac, diese Zucht sei unautorisiert und unzulässig gewesen; der alte Baron Rothschild konnte es nicht durchsetzen, dass die Fohlen aus dieser Zucht ins Zuchtbuch, den Gotha des Vollbluts, eingetragen wurden. Aber dann nahm sich Guy auch der Ställe der Familie an, und seiner Hartnäckigkeit gelang es, was sein Vater nicht erreicht hatte: Die Herren vom Zuchtbuch taten etwas, was bei ihnen sonst nur sehr selten vorkommt: Sie überlegten sich ihre Entscheidung noch einmal. Heute sind alle Pferde Rothschilds im Zuchtbuch eingetragen.

Ebenso hartnäckig hat Guy die Stellung der Rothschild Frères als grösster Privatbank in Frankreich gefestigt. Sein Hauptinstrument ist dabei die Compagnie du Nord, jenes Netz von Eisenbahnen, das Familieneigentum ist, seit Ahnherr James es finanziert und ins Leben gerufen hatte. Wie alle französischen Eisenbahnen wurde auch die Compagnie du Nord im Jahre 1938 verstaatlicht. Als Entschädigung dafür erhielt Rothschild 270'000 Aktien der französischen Staatsbahnen und einen Sitz im Direktorium. Aber die Regierung übernahm nur den greifbaren Besitz der Eisenbahnlinien, wie z.B. die Schienen und das rollende Material. Die Hilfs- und Nebengesellschaften der Compagnie du Nord sowie der ganze Apparat der Gesellschaft verblieben in den Händen der Rothschilds. Durch ihn kontrollierten die Rothschilds bis zur Besetzung Frankreichs und kontrollieren sie heute wieder erhebliche Teile der Metall-, Hütten- und chemischen Industrie.

Aber erst seit Guy die Leitung des Hauses übernommen hatte, blühte

diese Wirtschaftsmacht auf. Seit 1950 ist das Pariser Haus an wichtiger Stelle beim europäischen Wirtschaftswunder beteiligt.

Ein hochgestellter Mitarbeiter von Baron Guy hat über seinen Chef gesagt: «Er hat einem neuen Konzept zum Durchbruch verholfen. Früher war Rothschild nur interessiert, wenn wir der einzige Investor eines neuen Unternehmens sein konnten, es allein entwickelten und dann erst Aktien plazierten, wobei Rothschild regelmässig die Kontrolle behielt. Unter den heutigen Verhältnissen sind wir zwar eine grössere Bank als je zuvor, aber die Mittel, die man benötigt, um eine grosse Gesellschaft ins Leben zu rufen, sind so immens, dass keine einzelne Privatfirma die Finanzierung allein durchführen könnte. Deswegen haben die Rothschilds sich aus manchen Neugründungen zwischen den Weltkriegen herausgehalten. Aber jetzt stehen sie mittendrin. Guy hat das Prinzip der Mitbeteiligung akzeptiert: von Anfang an nimmt er die Beteiligung anderer Leute an. Er ist der Initiator, er ist der Organisator – und er ist der Garant. Von seinem Anteil abgesehen, investiert er das grosse moralische Kapital seines Namens, und natürlich bleibt ihm die Kontrolle.»

Dann ist da Edmond, der Vetter von Guy. Sein Vater Maurice, der bekanntlich das schwarze Schaf der Familie war, hinterliess Edmond all sein Geld, seine Initiative und seine Nonchalance, aber keine seiner schlechten Eigenschaften. Die Erbschaft, die Edmond übernahm, war sehr gross, und er vergrösserte sie weiter. Geschäftlich ist er zwar nicht mit der Familienbank verbunden, aber in der für die Familie so kennzeichnenden Diskretion zeigt auch bei ihm kein Firmenschild am Haus Nr. 45 an der Rue de Faubourg St. Honore, dass er dort seinen Sitz hat. Hier dirigiert der junge Baron in Hemdsärmeln einen Stab von 150 Angestellten. Von diesem Hauptquartier aus leitet er die Compagnie Financiere, eine weltweite Organisation, die Villen, Hotels und Öllinien in Israel baut, grosse Wohnviertel in Paris errichtet, die Zeitschrift «Continent» als Versuch eines internationalen europäischen Nachrichtenmagazins herausgibt und Banken und Autofabriken in Brasilien finanziert.

Edmond hat der Familie Gebiete erschlossen, mit denen bisher die Rothschilds kaum zu tun gehabt hatten. Wenn die Familie sich als fähig erwies, mit all den neuen Problemen fertig zu werden, die sich um die Jahrhundertmitte stellten: mit den Steuerlasten, mit der Verkehrsmisere, mit dem Fernsehen und mit dem radioaktiven Uran – warum sollte sie nicht auch aus der neuen Reisemode Kapital zu schlagen verstehen? Man erin-

nert sich vielleicht, dass die Baronin Maurice sich die Entwicklung von Megève zum Hobby gemacht und ihr Ziel erreicht hatte, diesen Ort zum luxuriösesten Kurort der französischen Alpen werden zu lassen. Zu ihren Besitzungen gehörte auch Mont d'Arbois, ein Hotel von Rothschild'scher Eleganz. Während der fünfziger Jahre entschloss sich ihr Sohn Edmond, aus dem Hobby einen Beruf zu machen: Durch ansehnliche Ankäufe vergrösserte er den Familienbesitz an den Hängen des Mont Blanc und baut dort ein supermodernes Feriengelände mit Skilifts, Schwimmbädern, Tennisplätzen und Nachtclubs auf. Aber er finanziert und errichtet nicht nur Hotels, sondern erschliesst dem Fremdenverkehr ganz neue Gebiete, so in Martinique und Guadalupe, den französischen Besitzungen in Westindien. Gemeinsam mit Lord Rothschild ist er auch für die einzigartigen Golfplätze bei Caesarea in Israel verantwortlich. Kurz gesagt, Edmond ist nicht nur der reichste Rothschild, sondern wahrscheinlich auch der grösste Multimillionär Europas. Dieser lebenswürdige rothaarige junge Mann (sein Urgrossvater James war ebenfalls rothaarig!), der für seinen Urlaub zwischen einem Traumschloss in der Schweiz und einem in Frankreich wählen kann und zu dessen Häusern in Paris auch eines gehört, das früher dem dominikanischen Diplomaten und Playboy Rubirosa gehörte, baut sich jetzt noch ein weiteres elegantes Haus an der Rue Elysee.

Überhaupt scheint es, dass die Familie zurzeit wieder eher neue Palais erwirbt, statt alte abzustossen. In der Rue de Courcelles hat Edmonds Vetter Guy ein Haus aus dem 18. Jahrhundert gekauft und in einen Rothschild-Palast umgestaltet. Auf der anderen Seite des Kanals hat Lord Rothschild ein neues Haus in Cambridge bezogen. Und für das Bankhaus N. M. Rothschild & Sons ist das alte Gebäude am New Court zu klein geworden; erst kürzlich musste die Dividenden-Abteilung von dort in ein ganzes Stockwerk eines neuen Bürogebäudes verlegt werden. Selbst die Rosenholz- und Porzellan-Bidets in Ferneres sind aus ihrem Dornröschenschlaf erwacht. Guy hat freilich mehr getan, als sie wieder anschliessen zu lassen. Sechs Jahre dauerten die Renovierungsarbeiten in Ferneres, und nun ist das grösste aller Schlösser der Familie wieder bewohnt in all seiner anachronistischen Pracht. Der Besitz ist so gross, wie er war: Auf annähernd 9'000 Morgen des besten Bodens, der sich in der Nähe der Hauptstadt findet, arbeiten 600 Angestellte in Landwirtschaft und Gartenbau. Zwölf motorisierte Gärtner sorgen für die Parks

und Seen, fünf Förster für Wald und Wild. Der Privatzoo, aus dem die deutschen Besatzungstruppen alle Tiere entführt hatten, ist allerdings nicht wiedererstanden. Verschwunden ist auch die Miniaturbahn, welche die Speisen vom Küchenbau durch einen Tunnel ins Schloss beförderte. In unserem demokratischen Zeitalter üben die Köche ihre Kunst im Hauptgebäude aus.

Von solchen Kleinigkeiten abgesehen, ist dieses unvergleichliche Schloss geblieben, was es war. Schon die Garderobe beim Eingang ist mit leichter Hand dekoriert: Karikaturen der jetzigen Generation der Familie hängen an den Wänden. Weitere Karikaturen, hauptsächlich von Familienangehörigen (aber auch von anderen Prominenten, zum Beispiel der berühmten «Klatschtante» Elise Maxwell, die mit einem unbarmherzig ähnlichen Bild vertreten ist), schmücken die anschließende, mit Seide tapezierte Toilette, wo man nach den Worten eines Familienmitgliedes die Zeichnungen «in aller Behaglichkeit und Musse» betrachten kann.

Sonst aber reflektiert das Schloss noch ganz und gar die Atmosphäre des Zeitalters von Watteau. Wenn man durch die mit grossen Landschaftsbildern geschmückten Salons wandelt, die Kronleuchter aus Kristall und goldenem Gitterwerk sieht, die endlose Folge der herrlichen Gästezimmer durchwandert, die Fülle edelster Gobelins und Intarsienarbeiten mit ihrem Gold, Elfenbein und Schildpatt bewundert, wenn man dann hinausblickt in den Garten, auf den Teich mit den Schwänen, oder wenn man in den Badezimmern die massiv silbernen Hähne sieht, dann könnte man fast zweifeln, ob es Robespierre je gegeben hat und ob die Bastille wirklich einmal gestürmt worden ist.

2. Die Familie in den sechziger Jahren

Im Juni 1959 fand als erstes Ereignis der Woche, die die Franzosen «die Grosse Woche der Saison» zu nennen pflegen, die Einweihung des renovierten Familienbesitzes in Ferneres durch Guy de Rothschild statt. Die gesamte Pariser Familie war anwesend. Nicht nur das Schloss, sondern auch sein Besitzer liess die charakteristischen Eigenschaften des französischen Zweiges im höchsten Masse erkennen. Noch etwas schlanker gewachsen als seine Vettern Elie, Alain und Edmond, ist der Chef der Familie rasch in seinen Bewegungen und durch jenes hübsche, kühne Profil ausgezeichnet, das man unter den Nachkommen von James oft findet. Trotz seiner 53 Jahre ist Guy, der Älteste seines Zweiges,

noch **ju**ngenhaft in seinem Benehmen, liebenswürdig, undurchdringlich in seiner Art, tadellos in seinen Manieren, ein echter Baron. Obwohl er – ähnlich wie sein Wiener Vetter Louis – eher kühl erscheint, hat er doch auch, wie eine pikante Rubrik in der Familiengeschichte zeigt, eine revolutionäre Ader.

Denn es war eine Sensation, als Guy sich von seiner ersten Gattin Alix trennte, um eine ebenfalls geschiedene Dame, die Gräfin Marie-Helene van Zuylen-Nicolai zu heiraten, die ihrerseits einer umstrittenen, eine Generation zurückliegenden Rothschild-Ehe entstammt und dem katholischen Glauben angehört. Guy musste sein Ehrenamt als Präsident der Jüdischen Gemeinschaft in Frankreich aufgeben, und die Gräfin Nicolai bedurfte eines besonderen päpstlichen Dispenses, der bekanntlich nur sehr selten gegeben wird, um **je**ne Bande zu lösen, die ihrer Eheschließung mit einem Juden im Wege standen. Erstmals in der Geschichte der französischen Rothschilds entschloss sich der Chef des Hauses, eine Frau zu ehelichen, die nicht der gleichen Glaubensgemeinschaft angehörte. Aber Edouard, der Sohn aus dieser zweiten Ehe, wird jüdisch erzogen werden, und sein Vater Guy hat seine religiösen Bindungen nicht aufgegeben. Heute noch ist er der Präsident des Fonds Social Juif Unifié, der zentralen Wohlfahrtsorganisation der Juden in Frankreich.

Er und seine Vettern führen in Arbeit und Vergnügungen ein aristokratisches Leben. Guy selbst, der bei allen offiziellen Angelegenheiten die Familie repräsentiert, erhält die sportliche Tradition des Hauses mit seinem Gestüt in der Normandie und seinen Ställen in Chantilly.

Als Chef des Hauses ist er in Kontakt mit dem Chef des französischen Staates. General de Gaulle hat Georges Pompidou, den Direktor des Hauses Rothschild, erst als Berater und gegenwärtig als Ministerpräsident ausgezeichnet. Es bestehen auch starke persönliche Bande zwischen dem grössten General Frankreichs und dem einflussreichsten Bankier der Fünften Republik. In Guys Fotoalbum steckt eine Karte, aus der hervorgeht, dass der Baron vor nicht langer Zeit 49 Fasane in Marly de Roi, der Privatjagd de Gaulles, geschossen hat.

Der Partner und Vetter von Guy, **E**he, ist wahrscheinlich der Energischste, um nicht zu sagen Gebieterischste in der Familie seit dem ersten Lord Rothschild. Der Ausruf einer seiner Verehrerinnen aus seiner Jungesellenzeit: «Oh, er ist ein Berber», mag sich damals auf sein unabhängiges, den Wüstennomaden eigenes Wesen bezogen haben. Jetzt

stimmt er auch, weil er die Erdöl-Unternehmungen der Bank in der Sahara überwacht. Im Privatleben ist er ein begeisterter Polospieler, der fast allwöchentlich in England oder Spanien mit seinem Team erscheint, wenn er nicht in Frankreich, Österreich oder Afrika auf der Jagd ist. Sein Bruder Alain, ein stiller, sehr kultivierter Mann, pflegt seine Erholung auf seiner Jacht zu suchen. Er ist gleichzeitig Präsident der Jüdischen Gemeinde von Paris und «tres St. Germain» – ein Ausdruck für die reservierteste und konservativste Schicht der französischen Gesellschaft. Eine Kombination dieser zwei Rollen ist typisch für die Rothschilds.

Das englische Haus, auch in dieser Hinsicht typisch englisch, legt Wert darauf, so farblos wie nur möglich zu erscheinen. Während die Pariser die lebensfrohe und dem Sport ergebene grosse Gesellschaft verkörpern, scheinen die Londoner der Ansicht zu sein, dass dies für sie wohl nicht das Richtige sein würde. Darin scheint ihre Erbmasse sie zu bestärken, denn während die Pariser Rothschilds schlank und sportlich aussehen, verkörpern die Londoner eher einen Typ, der wie eine wohlbeleibte, sehr elegant gekleidete und in Cambridge erzogene Variante eines deutschen Rabbiners wirkt (und Rabbiner hatte der alte Mayer ja einmal werden wollen). Natürlich entgehen auch die Londoner Rothschilds nicht ganz dem Sport. Von den dreien, die heute für das Bankhaus in London verantwortlich sind, ist der Senior-Chef Edmund begeisterter Sportangler; er kennt die besten Fischgewässer von vier Erdteilen. Sein Bruder Leopold segelt, und der Vetter Evelyn ist Kapitän seiner Polo-Mannschaft «The Centaurs», deren Spielstärke den Teams des Prinzen Philipp und des Veters Elie ebenbürtig ist.

Aber selbst ihre Betätigung im Reich des Sports wie in der Gesellschaft zeichnet sich durch eine stille, fast in sich zurückgezogene Art aus. Es ist erstaunlich, dass eine so prominente Persönlichkeit wie der Chef des Hauses, Edmund, in London nur zwei Clubs («White's» und «St. James's») angehört und in diesen kein sehr aktives Mitglied ist. Die beiden Brüder und ihr Vetter haben das gleiche Anrecht auf den Titel Baron, den ihre französischen Vettern führen, ziehen aber vor, «Mister» genannt zu werden. Ihre Autos sind bewusst in der mittleren Preislage ausgewählt, aber ihre Chauffeure sind erste Klasse. In jeder Hinsicht pflegen die englischen «Bank-Rothschilds» die Kunst englischer Untertreibung. Sie können gut bekannt sein mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden einer grossen britischen Tageszeitung, aber sie versuchen nie davon zu profitieren, dass dieses Blatt auch Reporter hat. Sie wollen keine Publicity. Daraus erwächst eine echte Prominenz, die man weder hört noch sieht. Und es

ist kein Zufall, dass auf Edmunds Flügel in Exbury neben ein paar anderen Aufnahmen von Gästen und Freunden auch die Fotos von Königin Elisabeth und Prinz Philipp stehen.

Ausser den «Bank-Rothschilds» hat das englische Haus aber auch eine ganze Reihe hervorragender und eigenwilliger Persönlichkeiten hervorgebracht – jene «Nicht-Bank-Rothschilds» mit der ganzen bunten Skala ihrer Hobbies.

An erster Stelle ist hier Victor zu nennen, der heutige Lord Rothschild, der erste dieses Titels, der sich aus der Finanzwelt zurückgezogen hat. Er gehört im Oberhaus der Labour Party an. Er hat sich bei dem Pianisten Teddy Wilson im Swing ausbilden lassen. Vor allem aber ist er Biologe, der in den letzten 25 Jahren Forschungsarbeiten über den Befruchtungsvorgang von Insekten durchgeführt hat. Seine ältere Schwester Miriam ist Mitverfasserin des Buches «Fleas, Flukes and Cuckoos – Flöhe, Leberegel und Kuckucksbienen», eines wichtigen Werkes über Tierparasitenkunde. Miriams 13-jähriger Sohn zeigt auch schon wissenschaftliche Neigung: Als er letztes Jahr einen Freund in Österreich besuchte, brachte er ein kompliziertes Gerät mit, auf dessen Spitze eine blaue Lampe sass. Er hatte es selbst erfunden, als das wirksamste Mittel, Nachtfalter und Motten zu fangen.

Seine Tante Kathleen Nica Rothschild de Koeningswarter, die jüngste Schwester des Lord Rothschild, hat andere, doch – nicht weniger ungewöhnliche Interessen. Sie lebt in Weehawken in New Jersey in den Vereinigten Staaten, fördert Jazzmusikanten, und ein dankbarer Komponist widmete ihr den «Nica-Blues». Ebenfalls Angehöriger des englischen Zweiges, obwohl in Frankreich geboren und wohnhaft, ist Philippe de Rothschild. Für seine Mouton-Rothschild-Weine haben Picasso, Braque und Dali Etiketten geschaffen. Er darf sich auch als «Eigentümer» eines Planeten betrachten: der Planetoid «Philippa» ist ihm von dem notleidenden Astronomen, der den Himmelskörper entdeckte, «verkauft» worden. Sein nicht sehr reinrassiger Hund hört auf den Namen «Bicouille», ein in wohlherzogener französischer Gesellschaft nicht üblicher Ausdruck, aber er frisst sein Futter doch aus silberner Schale, die ein Butler in weissen Handschuhen serviert.

Interessant ist, dass die Familie niemals einen wirklichen Playboy hervorgebracht hat, wenn man den verstorbenen Maurice nicht so bezeichnen will. Selbst die ausgefallensten Persönlichkeiten lassen stets eine gewisse Zielbewusstheit und Hingabe erkennen. Und viele können mit be-

merkwürdigen Leistungen aufwarten. Lord Rothschild z.B., der sich (wie schon berichtet) im letzten Krieg ausgezeichnet hat, ist heute Stellvertretender Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Cambridge und ein führender Wissenschaftler auf seinem Gebiet. Wo es um Angelegenheiten des Judentums geht, setzt er sich nach Familientradition ein. Im Jahre 1938 schrieb er dem Papst einen Brief in lateinischer Sprache, indem er ihn auf das eindringlichste beschwor, seine Stimme gegen die Verfolgung der Juden durch die Nazis zu erheben. Er erhielt eine Antwort, ebenfalls in lateinischer Sprache, die ihm zusagte, dass der Papst seiner Bitte entsprechen würde. In den letzten Jahren hat er gemeinsam mit der Witwe von Jimmy de Rothschild und dem jungen Baron Edmond die Edmond-James-Rothschild-Memorial-Group geschaffen, die grosse Summen für das Weizmann-Forschungsinstitut und den Bau des Parlamentsgebäudes in Israel sowie für viele archäologische Expeditionen im Heiligen Land aufgebracht hat.

Baron Philippe liess seinen frechen kleinen Hund Bicouille Zeuge vieler wichtiger Begegnungen sein. Denn der Baron hat oft mit grossem Geschick die Rolle einer Grauen Eminenz gespielt. Spät in der Nacht, wenn die Diener längst verschwunden sind und die Gäste sich noch an altem Brandy erfreuen, wird Philippes Speisezimmer in der Avenue d'Iena manchmal zu einer politischen Diskussions-Arena. Hier hat ein französischer Aussenminister die Ansichten des amerikanischen Zeitungsmagnaten Henry Luce über Algerien beeinflussen können, hier haben der Führer der Sozialisten und einer seiner Hauptgegner, ein prominenter Journalist, ihr Kriegsbeil begraben. In Mouton zieht Philippe seine berühmten Weine, im Wettstreit mit seinem Vetter Baron Elie, dessen nicht minder berühmtes Weingut Lafite-Rothschild ganz in der Nähe liegt. In Mouton haben Baron Philippe und seine amerikanische Gattin Pauline auch das grösste Weilmuseum Frankreichs geschaffen.

Philippe hat drei riesige, eigens für ihn angefertigte Betten, eines in seiner Pariser Wohnung, eines im Schloss Hesselager in Dänemark, das er jeden Sommer mietet, und eines in Schloss Mouton inmitten seiner Weingärten. Alles, was er tut, ist grossformatig – und bewegt sich in der Horizontalen: Liegend, in die Kissen gelehnt, schläft und isst er nicht nur, sondern übt er auch seine Tätigkeit als Präsident und als Geschäftsmann aus, und so telefoniert und schreibt er auch.

Christopher Fry hat ihn gebeten, seine fast unübersetzbaren Stücke ins

Französische zu übertragen. Und mit der typischen Unbekümmertheit der Rothschilds ging der Baron an diese Aufgabe, selbstverständlich im Liegen. Nach fünfjähriger Arbeit erschien 1960 der erste Band; er fand den ungeteilten Beifall der Kritiker. Ein zweiter Band befindet sich in Vorbereitung. Aber das ist nicht die einzige Beziehung, die der Baron zum Theater hat. Vor einigen Jahren hat er ein Märchenbuch mit dem Titel «Aïe d'Argent» geschrieben. Es ist seiner Tochter Philippine gewidmet; sie ist heute eine bekannte Schauspielerin an der Co-médie Française und hat ihren Direktor geheiratet. Mit der Schilderung ihrer Hochzeit hat dieses Buch begonnen.

Und mit Philippine kommen wir nun zum schönen Geschlecht.

3. Die Damen

Um den Energien eines durchschnittlichen Mitglieds der Familie einigermaßen gerecht zu werden, muss eine Dame des Hauses über ebensoviel Elan verfügen. Will sie ihren Gatten nicht enttäuschen, muss eine Madame Rothschild oft ein halbes Dutzend Haushaltungen in Schwung halten und mit Sachverstand auf zehn verschiedenen Gebieten zu Hause sein.

Jüngst bemerkte die Baronin Philippe: «Philippe sagt immer, dass die Frauen und das Gefängnis» (das er während der Nazijahre kennenlernte) «ihn im Leben am meisten gelehrt haben. Nun, ich bin jetzt die Frau, aber ich weiss, dass ich auch das Gefängnis bin. So ist es meine Aufgabe, ihm die Zelle so angenehm wie möglich zu machen.» Und in der Tat fühlen sich die meisten Rothschilds in ihren «Zellen» ausserordentlich wohl. Im Grossen und Ganzen sind sie glücklich verheiratet, wenn auch nicht immer schon beim ersten Versuch.

Philippe selbst ist dafür ein gutes Beispiel. Seine erste, nicht ausgesprochen glückliche Ehe fand ein Ende, als seine Gattin während des Krieges starb. Seine zweite Ehe ist ein voller Erfolg. Die heutige Baronin hiess vor ihrer Ehe Pauline Potter; ihre Entwürfe für Hattie Carnegie waren so berühmt wie die Rolle, die sie in der New Yorker Gesellschaft spielte. Ihre Talente bewähren sich auch heute noch. Wenn die beiden sich in Paris aufhalten, sorgt sie für zwei Wohnungen, ihr eigenes Appartement mit Garten in der Rue Mechain und seine grosse Wohnung in der Avenue d'Iena. (Philippe glaubt, dass sie zwei Wohnungen brauchen, da sie kein gemeinsames grosses Stadthaus haben.) Im Sommer, den sie regelmäs-

sig in Dänemark verbringen, kümmert sie sich darum, dass ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes Schloss nach den hohen Ansprüchen von Philippe bewohnbar ist. Und in Chateau Mouton, wo sie und ihr Gatte die meiste Zeit des Jahres wohnen, sieht sie in beiden Herrenhäusern, «Petit Mouton» und «Grand Mouton», nach dem Rechten.

Darüber hinaus verlangt das Weinmuseum, das sie und Philippe geschaffen haben und das an Umfang ständig zunimmt, ihre Tätigkeit. Zusammen arbeiten beide an der Übersetzung der Elisabethanischen Lyrik ins Französische, nun schon seit 3 Jahren. Auch an der Vorarbeit für seine Christopher Fry-Übersetzungen nimmt sie teil. Auf dem Wohltätigkeitsgebiet arbeitet sie zusammen mit der Verwaltung des Mathilde-et-Henriede-Rothschild-Hospitals, das seinen Namen von den Eltern Philippes hat, die es gegründet haben. Da sie oft bis zu 20 Hausgäste hat, kann ein einziger Tag sie vor viele Aufgaben stellen: Die Entscheidung über die Unterbringung eines Picasso-Gemäldes im Museum; die Übersetzung eines schwierigen Sonetts von John Donne; die Besprechung der nächsten Diners mit ihren zwei Küchenchefs; Anweisungen an ihre vier Butler und die übrige Dienerschaft; Auswahl von Tischtuch und Porzellan aus zwei Musterbüchern, die sechzig verschiedene Tafelleinen und einhundert siebenzig verschiedene Tischgedecke zeigen; Festlegung der Tischordnung nach Politik und Kunst, Sport und Finanz, so gemischt, dass kein Gast sich langweilt; Auswahl des eigenen Kleides (eines Balenciaga oder Dior) kurz gesagt, sie verkörpert eine grossartige moderne Mischung all dessen, was der Madame Pompadour und der Madame de Stael zu Glanz und Ruhm verhalf. Und am Abend, eine Mischung von Madame Pompadour und Madame de Stael, muss sie repräsentieren, als ob sie tagsüber nichts zu tun gehabt hätte.

Die Weingärten von Mouton-Rothschild grenzen an die von Lafite-Rothschild. Chateau Lafite ist Familienbesitz des französischen Hauses, wird aber verwaltet von Baron Elie. Der kupferbeschlagene Mahagonitisch, der einst in Ferneres stand und an dem Bismarck mit Elies Grossvater Alphonse verhandelte, steht mit anderen historischen Andenken in einem der Salons. Lafite ist in seinem Barockstil und dem Kleinkram des *fin de siècle* ein typisch französisches Schloss. Bewohnt wird es nur eine Woche im Jahr, um die Osterzeit, wenn Baron Elie mit seiner Frau und den drei Kindern kommt.

Den Schlossbetrieb ohne unsinnig hohe Ausgaben aufrechtzuerhalten, ist eine der Aufgaben von Baronin Liliane, der Gattin des Barons Elie.

Ihr obliegt ebenfalls die Sorge für zwei andere Haushaltungen, für das grosse Pariser Stadthaus in der Rue Masseran Nr. 11 (früher das Palais der Grafen de Beaumont), mit dem historischen Ballsaal, den kostbaren Möbeln, den Galerien mit Bildern von Rembrandt, Watteau, Ingres, Fragonard und Picasso, und für den Landsitz in Royaumont nahe Paris.

Baronin Liliane nimmt lebhaft Anteil an der Förderung, die Elie, mehr als jedes andere Familienmitglied, der zeitgenössischen Kunst angedeihen lässt. Im Hause an der Rue Masseran liegt das grosse «Moderne Zimmer» mit Gemälden von Klee und Ernst und mit «abstrakten» Möbeln; geschaffen von bedeutenden Künstlern unserer Zeit im Auftrag des Barons. Elie und Liliane gehören zu den wenigen Mäzenen unserer Tage, die ihrem eigenen Glauben an die Entwicklung moderner junger Künstler folgen und ihnen Aufträge geben. Wenn die Lieferwagen beim Haus an der Rue Masseran Vorfahren, mit allem, was der Baron auf Auktionen und in den Ateliers erworben hat, dann ist es Sache der Baronin, die Stücke nach ihrem Geschmack vorteilhaft einzuordnen – wobei allerdings manche Stücke wahrscheinlich so sorgfältig untergebracht und in entlegenen Ecken versteckt werden müssen, dass sie niemand zu Gesicht bekommt.

Die Gattin von Elie verfügt über die schöne Gabe, Unstimmigkeiten innerhalb der Familie auszugleichen und wenn nötig Frieden stiften zu können. Die Rothschilds – das sind immerhin einige Dutzend sehr reicher und sehr eigenwilliger Persönlichkeiten. Wenn sie trotzdem fest und harmonisch Zusammenhalten, dann ist dies ein Familieninstinkt, der am augenfälligsten in der Baronin Elie verkörpert ist. Letztes Jahr hatte sie Gelegenheit, dies unter Beweis zu stellen.

Elies Lafite und Philippes Mouton sind zwei gleich berühmte Bordeauxweine und stehen miteinander in Konkurrenz. Diese Rivalität wird dadurch verschärft, dass in der offiziellen Klassifizierung der Bordeauxweine, die vor mehr als 100 Jahren festgelegt wurde, Lafite als *Premier cru* eingereiht ist, das heisst als Wein ersten Ranges, Mouton hingegen als zweiten Ranges. Heutzutage ist nach Ansicht der Weinkenner und – wie die Preise zeigen – des Weinhandels der Mouton-Rothschild dem Lafite-Rothschild gleichwertig. Deshalb kämpfte Baron Philippe seit langem um eine offizielle Revision der alten Klassifizierung. So etwas kann natürlich die Erzeuger der alten *Premier cru*-Weine nicht entzücken; auch Baron Elie war nicht entzückt, und solche wirtschaftlichen Interessengegensätze bleiben auch unter Verwandten nicht ohne Auswir-

kungen auf das Privatleben. Als jedoch Philippine heiratete, zeigte Baroin Elie ihren versöhnlichen Stil: Sie veranstaltete die Hochzeitsfeierlichkeiten der Mouton-Tochter in den Gewölben von Lafite. Und hier erhoben alle Anwesenden ihr Glas auf das Wohl von Braut und Bräutigam, auf beide Rothschildischen Weingüter und auf Liliane, die Gastgeberin und die Hüterin des Familienfriedens.

Elisabeth ist die Gattin Edmund de Rothschilds, der jetzt Seniorchef der Londoner Bank ist. Sie und Liliane sind in Wien als Töchter vornehmer jüdischer Familien zur Welt gekommen. (Liliane war eine Baroness Fould-Springer und kommt damit aus einer Familie, deren Stammbaum dem der Rothschilds kaum nachsteht.) Und beide, Liliane wie Elisabeth, haben eine besondere Vorliebe für die graphischen Künste.

Elisabeth, die vor ihrer Eheschliessung Textilentwürfe schuf, hat auch heute noch hin und wieder Gelegenheit, von ihrem Talent Gebrauch zu machen. Edmunds Hauptwohnsitz, Exbury in der Nähe von Southampton, dient heute nicht der Entspannung und Vergnügung, sondern ist ein landwirtschaftlicher und Gartenbau-Betrieb, der sich selbst trägt. Kein Teil ist verpachtet, wie es sonst beim englischen Grossgrundbesitz üblich ist: Die ganzen 2600 Morgen werden unter der Leitung von Edmund verwaltet, der nicht nur Besitzer der Treibhäuser und Blumenbeete, der Felder und der Wiesen ist, sondern auch der Gastwirtschaft, des Ladens, des Schulhauses und des ganzen Dorfes Exbury. Als Gattin von Edmund spielt Elisabeth in Exbury die Rolle der Gutsherrin. Der Geistliche, der Lehrer, der Gastwirt – sie alle kommen mit ihren vielfachen Sorgen zu ihr und wissen, dass ihnen Rat und Hilfe zuteil wird. Das jährliche Erntedankfest auf der grossen Wiese wird wie in der guten alten Zeit ohne Standesunterschiede altmodisch gefeiert – das einzig Moderne ist die Vorführung der Filme, die die Rothschilds jeweils von ihrer letzten Reise mitbringen. Edmund kennt Hunderte von Einwohnern seines Dorfes Exbury beim Vornamen, und seine Gattin ist mit ihrer künstlerischen Begabung für die Dekorationen des Festes verantwortlich, sonst aber auch für die kulinarischen Genüsse.

Sie hat veranlasst, dass die Familie nicht in Exbury House selbst mit seinen fünfzig Schlafzimmern lebt, sondern in Inchmery, dem kleineren Haus, wo die Werke von Cuypp, Romney, Reynolds und Cellini in intimerer Umgebung aufgehängt sind. Sie hat eines Tages eine sehr schöne Bronze des Derbysiegers St. Amant (der einst zum Rennstall von Leo, dem Grossvater ihres Gatten, gehört hat) in der feierlichen Atmosphäre

des Vorzimmers zum Chefbüro von New Court aufstellen lassen – zum Entsetzen der alten Angestellten von New Court, denen das so vorkam, wie wenn jemand in die Mitte der Westminster-Abtei einen Baum gepflanzt hätte!

Die Frau eines Rothschild muss auf seltsame Überraschungen gefasst sein: Vor wenigen Jahren kam im Zollamt von Bordeaux ein besonders grosses Stück Zement, verpackt in einem Sack, an; die Londoner Bank war der Absender; Baron Philippe der Adressat. Die Zollbeamten konnten sich nicht erklären, warum ein Rothschild einem anderen Rothschild ein Stück Zement in einem Sack schickte. Philippe war auf Reisen, und auch seine Sekretäre hatten keine Ahnung. Schon wollte man die Ladung nach London zurückgehen lassen, als die Baronin Pauline davon erfuhr. Sie war genug Rothschild, um sich zu erinnern: Vor zwei Monaten, als Edmund zu Gast auf Mouton gewesen war, hatte er die vielen schneeweissen Tauben im Park bewundert. Pauline allerdings führte Klage darüber, dass die Vögel kleine Löcher in die Mauer des Hauses picken, weil sie in ihrem Futter nicht den nötigen Kalk finden. Daraufhin hatte Edmund ein besonderes, für diesen Zweck hergestelltes Mineral erwähnt – und dieses Material, das aussah wie Zement, war nun also gekommen, in einer Menge, die für ein Schloss und viele Tauben ausreichte. Pauline war damals zwar erst sechs Jahre Mitglied der Familie – aber doch lange genug, um sich zu erinnern, dass es zum Instinkt der Rothschilds gehört, die Substanz der Familie in jeder Weise zu verteidigen, und sei es auch nur gegen kleine Vogelschnäbel.

4. *Stille am New Court*

Der Ladung «Zement», die vom New Court nach Mouton geschickt wurde, kann man – wenn man will – symbolische Bedeutung unterschreiben. Es erscheint recht und billig, dass das modernste Schloss der Familie sich des Schutzes der ältesten Bank der Familie erfreut.

In einem weniger materiellen Sinne setzt sich dieser Schutz fort; er erstreckt sich auch auf die entlegensten Mitglieder der Familie. Die harte und realistische Art des alten Bankhauses lebt in jedem Rothschild fort und gibt ihm einen Gegenwartssinn, eine Fähigkeit raschen Handelns und – gleichviel, welchen Beruf er erwählt hat – einen ungewöhnlichen

Tätigkeitsdrang. Daraus ergeben sich Qualitäten, die selten sind unter Multimillionären, die, wenn sie wollen, ihr Leben an der Riviera im Nichtstun verspielen können und doch ihren Kindern und Kindeskindern noch genug hinterlassen, dass diese sich dasselbe leisten können.

Bei den «Bank-Rothschilds» kann der Arbeitstrieb auch übertrieben werden. Das Wochenende und die Feiertage sind für exquisite pflichtgebundene Sport- und Gesellschaftsereignisse reserviert. Baron Guy zum Beispiel hat an jedem Sonntag ein Verkehrsproblem zu lösen, da Ferneres am östlichen Ende von Paris liegt, während die Rennbahn von Longchamps unpraktischerweise im Westen der Stadt liegt. Daher muss er sich eines Hubschraubers bedienen und die Landeerlaubnis auf dem grünen Rasen von Longchamps einholen.

Baron Guy sagte jüngst: «Wir sind mit Leib und Seele Bankiers, und in der Bank arbeiten wir jede Woche 60 Stunden. Neulich habe ich an einem Donnerstag meine Pferde besichtigt. Ich werde das nie wieder tun. Während der Arbeitswoche macht mir das einfach keinen Spass.»

Was den Fleiss der Rothschilds anbelangt: Sie haben keine andere Wahl. Durch den aus der Eisenbahn hervorgegangenen Trust kontrolliert das französische Haus Berg- und Hüttenwerke, Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie, Erdölvorkommen, chemische Werke und andere Zweige der Industrie. Wenn sich jeden Tag um 10 Uhr 20 morgens die führenden Herren von Rothschild Freres treffen, dann sehen sie sich Berichten, Statistiken, Zahlen und Anfragen gegenüber, die sorgfältig und gründlich verarbeitet, schliesslich an den Schreibtischen von Baron Guy, Elie und Alain in Geschäftsentscheidungen verwandelt werden müssen. Dieses «müssen» ist wörtlich gemeint. Die Konzentration der Geschäftsleitung ist so vollkommen, wie die Breite des Aufgabengebietes eindrucksvoll ist. Im Haus Rue Laffitte Nr. 21 ticken die modernsten IBM-Maschinen um die Wette mit den elektrischen Schreibmaschinen. Aber in den Büros der Chefs, an deren Wänden die Bilder alter Rothschilds hängen, herrscht noch der Geist der alten Familienautokratie. Die Butler, die Teppiche, die Empire-Ledersessel im Privatbüro von Baron Guy – all das ist mehr als nur Verzierung. Dem konservativen Äusseren entspricht ein konservatives Prinzip. Wenn heute die meisten anderen Riesenfirmen von angestellten Managern geleitet werden, die ihr Amt im Interesse der Aktionäre ausüben, so ist das im Hause Rothschild anders. Hier verdanken die Chefs ihre Positionen nicht der Gnade eines Aufsichtsrats oder den Beschlüssen einer Generalversammlung, der alljähr-

lich Bilanzen vorzulegen sind. Die drei Vettern besitzen und leiten persönlich eines der mächtigsten Bankhäuser der Welt.

Dem entspricht ihre Verantwortung als private Eigentümer. Einer ihrer Direktoren erklärte es so: «Wenn ich heute den Telefonhörer abnehme und in Detroit eine halbe Million Cadillacs mit fünf Rädern bestellte, dann würde man mich zwar entlassen; aber die Chefs würden für diesen Blödsinn, wie für jeden anderen, weniger auffallenden Fehler, mit ihrem Privatvermögen haften.» Diese Firmenstruktur beruht auf einer besonderen Loyalität seitens der Angestellten und einer patriarchalischen Fürsorge der Arbeitgeber für sie, die weit hinausgeht über hohe Gehälter und soziale Sicherung. Es gibt zahlreiche Familien, die Generation um Generation seit über einem Jahrhundert im Dienste der Rothschilds gestanden haben. Kurz nach Kriegsende wurde ein neuer Angestellter von seinen zukünftigen Kollegen mit der Frage begrüßt: «Wer ist denn Ihr Vater?» wobei mit Selbstverständlichkeit angenommen wurde, dass der junge Mann für die Stelle sozusagen von Geburt her prädestiniert sei. Neulich meinte einer der Herren der Firma: «Die jungen Leute heutzutage begreifen zunächst gar nicht die besondere Atmosphäre hier, aber nach ein paar Monaten verstehen sie, dass sie hier bei den Rothschilds sind – und das genügt.»

Selbst Kunde der Rothschilds zu sein ist eine oft ererbte und sonst schwer zu erlangende Auszeichnung. Alljährlich kommen Hunderte von Leuten zu den Bankhäusern der Rothschilds in England oder Frankreich mit Hunderttausenden von Francs, Dollars oder Pfund, die sie durch die Rothschilds investieren lassen wollen – oder um sich wenigstens des Prestiges zu erfreuen, ihr Konto bei den Rothschilds zu haben. Vielen wird sehr höflich zu verstehen gegeben, dass sie doch ihr Geld anderswo deponieren mögen. Offiziell kann jeder solide Geschäftsmann bei den Rothschild Freres ein Konto eröffnen, wenn er mindestens 5'000 Francs deponiert. Inoffiziell wird freilich einschränkend hinzugefügt: «...wenn er ein Freund des Hauses ist». Zu solchen Freunden der beiden Rothschild-Banken zählen Sir Winston Churchill, einige Königshäuser und die stabileren südamerikanischen Regierungen.

Wenn man ihn drängt, gibt Guy zu: «Ich denke, wir sind etwas wählerisch in Bezug auf diejenigen, die ihren Namen auf unsere Scheckformulare setzen.»

Was die Schecks anlangt, die von der Firma selbst ausgestellt werden, so kommt es vor, dass manche nie eingelöst werden, weil die Empfänger

sie als Souvenir behalten, wie man Autogramme mit berühmten Namen sammelt.

Dieser Name hat nicht nur für die Kunden, sondern auch für die Angestellten eine besondere Attraktion. Neulich sagte einer von ihnen, dessen Familie bereits in der dritten Generation bei den Londoner Rothschilds tätig ist: «Man arbeitet für diese Firma nicht einfach acht Stunden am Tag, um dann seinen Scheck am Ende des Monats zu erhalten, sondern man gibt Treue gegen Treue, die sich auf die eigenen wie auf ihre Söhne vererbt.»

Das klingt ein wenig romantisch. Aber es entspricht dem Stil der Firma in London mehr noch als dem des Pariser Hauses. Überseekabel und Funk mögen im Londoner Haus die neuesten Investitionen auf dem Gebiet der Atomenergie melden – das hindert den Portier in St. Swithin's Lane nicht daran, genauso gravitatisch zu grüssen, wie sein Grossvater im 19. Jahrhundert dies tat. Im Innern des Hauses herrscht eine feierliche Stille. Noch stiller ist es im Vorzimmer zum Büro des Chefs. Da hört man kaum einen Laut ausser den leisen Schritten des Butlers oder eines Boten und dem schnellen Ticken dreier Fernschreiber (einer für Kurse, einer für Nachrichten und einer für Meldungen von der Rennbahn). Von dort gelangt man in den «Partners' Room» – eine Einrichtung, die noch aus den Tagen des Aufstiegs stammt und so antiquiert ist, dass sie selbst im französischen Haus nicht mehr existiert. Denn hier arbeiten die Herren Edmund, Leopold und Evelyn Rothschild zusammen in *einem* Chefbüro. Ihre Abgeschlossenheit wird von keinem Sekretär oder Assistenten gestört. In dieser Atmosphäre können vertrauliche und private Entschlüsse gefasst werden. Hier ist auch die Erinnerung an die Vorfahren wachgehalten. Bilder der alten Rothschilds grüssen von allen Wänden; kleine Andenken an wichtige Ereignisse auf dem Weg des Hauses stehen auf dem Kaminsims und den Tischen: Eine Quittung über 2 Millionen Pfund, die an die Armee Wellingtons gezahlt wurden; ein faustgrosser Diamant aus Südafrika; ein kleines Stück Uran-Erz aus Nordamerika; das Musterbuch mit Baumwollstoffen, mit dem der Begründer des englischen Zweiges einst sein Geschäft begonnen hat; ein paar vergoldete Käfer in einer Schale, die ihr Schicksal nicht ahnten, als sie irgendwo in einen für die Rothschilds bestimmten Goldsack krochen. Niemand weiss mehr genau, wer all diese Dinge dorthin gebracht hat; niemand kann sagen, warum ein kleines Büro im östlichen Teil des Gebäudes «Lord Beaufields Zimmer» genannt wird. Niemand erinnert sich, wie sich die Zeremonie entwickelt hat, die in einem Raum des zweiten

Stocks vor sich geht. Dort treffen sich jeden Tag die Rothschilds im Auftrag der Bank von England mit vier anderen grossen Goldmaklern und legen den Goldpreis für das Vereinigte Königreich fest, indem sie kleine englische Flaggen aufrichten oder niederlegen, je nachdem der Preis sich dem obern oder untern Goldpunkt nähert.

Aber jeder im Haus weiss, warum die Direktoren des Hauses nie ausserhalb des Büros zu Mittag essen dürfen, sondern nur in ihrem mit Eichenholz getäfelten Speisesaal. Sie müssen stets zur Verfügung der Chefs stehen, die ein Stockwerk höher ihr Speisezimmer mit Mahagoni und Ledermöbeln haben. Aber warum muss dieses Mahl Tag für Tag um 1 Uhr mittags beginnen, ein bisschen später als überall sonst in London?

In St. Swithin's Lane wundert sich niemand und fragt niemand. Hier ist man an Rätsel gewöhnt, die durch Tradition überliefert Generationen überdauert haben. Kürzlich glaubte ein Archivar entdeckt zu haben, dass es dafür Parallelen in den Tischgebräuchen der deutschen Ghettos gegeben habe. Dieser Zusammenhang wäre nicht so unwahrscheinlich. Denn eine unvergessene Gestalt steht auch heute noch hinter den Uran-Magnaten und Aufsichtsratsvorsitzenden, den Lords und Baronen, den Derbysiegern und Poloreitern, die heute das Haus Rothschild ausmachen. Es ist der Patriarch, der auf dem kleinen Ghetto-Balkon den Töchtern seine Pflanzen erklärte und dessen Stimme die grossen Herren noch heute irgendwie hören, die ihre seltenen Orchideen in den Treibhäusern von Exbury ziehen, ihre köstlichen Weine im Medoc wachsen lassen und ihre Rassepferde in der Normandie züchten. Die Stimme aus der engen, dunklen Wechselstube, aus der die Häuser am New Court und in der Rue Laffitte entstanden sind. Und es ist, als erinnere die Stimme daran, dass alle Grösse mit einem Traum beginnt – in diesem Fall mit einem Traum, der vor fast 200 Jahren geträumt wurde, als der alte Mayer im Frankfurter Ghetto still über seinen Münzen lächelte.

NACHWORT

Während der letzten 150 Jahre ist die Geschichte West- und Mitteleuropas auf höchst faszinierende Weise mit der des Hauses Rothschild verknüpft. Wie die Rothschilds ihre überragende Stellung errungen, gefestigt und bis zum heutigen Tage bewahrt haben, das ist mit aussergewöhnlicher geschäftlicher Begabung allein nicht zu erklären. Wir haben es hier vielmehr mit einem einzigartigen Phänomen zu tun: Eine *Familie* wird zum virtuos gehandhabten Instrument der Macht und des Einflusses.

Ich bin Romanschreiber, und deshalb ist mein Interesse an der *Welt* des Seelischen grenzenlos. Aus einem kleinen Geldwechsler wird ein grosser Bankier, nicht deshalb, weil er gut zu rechnen versteht, sondern weil sein Herz und sein Hirn gleichermassen auf ein Ziel gerichtet sind: Erfolg. Das ist der Grund, warum sich dieses Buch auf die menschliche Seite jenes gewaltigen Epos von den Rothschilds konzentriert.

Natürlich bleibt die Wichtigkeit des rechnerisch-kommerziellen Talents unbestritten. Ich bin jedoch weder Wirtschaftshistoriker noch Finanzsachverständiger. Und ich bin mir sehr wohl bewusst, dass ein ganzes Team von Forschern wahrscheinlich viele Jahre in den riesigen Archiven der Bankhäuser von London und Paris arbeiten müsste, um eine detaillierte Geschichte des Hauses Rothschild schreiben zu können. Dieses Buch hat ein anderes Ziel: Es will von Menschen erzählen, will die Legende, die sich um den Namen Rothschild rankt, zu Fleisch und Blut werden lassen. Dessen ungeachtet war es mein Bestreben, die Geschichte, die ich geschrieben habe, mit allen wesentlichen wirtschaftlichen und historischen Daten zu belegen. Dabei, wie auch bei anderen Partien des Manuskripts, durfte ich mich mancher Hilfe erfreuen.

Den meisten heute lebenden Angehörigen der Familie Rothschild schulde ich Dank für die Geduld und die Ermutigung, die sie in ihren Büros und in ihren Heimen meinem Vorhaben entgegengebracht haben. Insbesondere habe ich zu danken Baronin Hilda *de* Rothschild, die mich in grossen Zügen in die Familiengeschichte *ein*führte, ferner Baron Philippe und seiner Gattin Pauline, die mich auf viele gesellschaftliche und kulturelle Einzelheiten hinwiesen, und Baronin Elie, die mich über die Kunstsammlungen der Familie informierte. Sehr verbunden bin ich Baron Guy *de* Rothschild, dem Chef des französischen Hauses, seiner Schwester Bethsabée und seiner Mutter, Baronin Edouard, weiterhin Mr. Edmund, dem Seniorpartner der englischen Roth-

schild-Bank, und seiner Gattin Elizabeth, sowie dem Oberhaupt der Familie, Baron Eugene und seiner Gattin Jeanne. Viele Familienmitglieder stellten mir liebenswürdigerweise Bilder ihrer Ahnen zur Verfügung.

Dank schulde ich auch einer Reihe von Geschäftspartnern der Rothschilds, so Mr. Leo Spitzer und Mr. Leonard Keesing (New York), Mr. Leo Kelly und Mr. J. F. Goble (London), Major Peter Barber vom Exbury Estate, M. Robert Jablon (Paris). In Wien verschafften mir Ritter Wilhelm von Gutmann, Frau Clementine von Ruzicic und Herr Richard Karlberger Zugang zu wichtigem Tatsachenmaterial. Das gleiche gilt für Professor Cecil Roth von der Universität Oxford, nicht allein wegen seiner grossartigen Schilderung der Familiengeschichte im viktorianischen England, die er mit seinem Buch «The Magnificent Rothschilds» gegeben hat.

Für Rat und Unterstützung bin ich verpflichtet Mr. Cecil Beaton, Mr. James J. Rorimer, dem Direktor des Metropolitan Museum of Art in New York, Mr. Vincent Sheean, Mr. Peter B. Kenan von der Volkswirtschaftlichen Fakultät der Columbia University und Mr. Gilbert Millstein.

Dr. Wilhelm Schlag, der Kultur-Attache des österreichischen Generalkonsulats in New York, hat mir unschätzbare Hilfe dadurch geleistet, dass er mir Kunstmaterial zur Verfügung stellte.

Obwohl alle Erwähnten wertvolle Beiträge zu meinem Manuskript geleistet haben, bin natürlich nur ich allein verantwortlich für seine Mängel oder Irrtümer.

Nicht zuletzt bin ich den Herren Ted Patrick und Harry Sions von der Zeitschrift «Holiday» verbunden; sie gaben mir die erste Anregung für dieses Buch, von dem Teile – wenn auch in anderer Form – in ihrem Blatt erschienen sind.

Die grösste Dankesschuld möchte ich zum Schluss abtragen: Meine Frau, Marcia Goldman Morton, hat mir von den ersten Anfängen der Materialsammlung bis zum letzten Ausfeilen des Manuskripts als unentbehrliche Helferin zur Seite gestanden. Dieses Buch hat durch ihre literarische Begabung und ihre unbeirrbar gute Laune unendlich gewonnen.

Frederic Morton

DIE ROTHSCHILDS

Nachfahren der weiblichen Rothschilds sind nicht angegeben. Männliche Familienmitglieder ohne Nachkommen erhalten keinen Leitbuchstaben. Ein o bei weiblichen Nachkommen weist auf eine Verwandtenehe hin, deren Kinder beim Ehemann aufgeführt sind. U. K. = Vereinigtes Königreich von Grossbritannien und Irland. Die verschiedenen Linien, A — Wiener, B = Londoner, C ≡ Frankfurter (aus Neapel nach Frankfurt, nachdem der älteste der «fünf Frankfurter», Amschel Mayer (2), ohne Nachkommen blieb) und D = Pariser Linie, sind an Hand der Leitbuchstaben A, B, C, D und der kleinen tiefgestellten Ziffern hinter den Buchstaben mühelos durch alle Generationen zu verfolgen.

REGISTER

- Aachen 56
 —, Kongress 55, 59
 Abolition Act 136
 Agha Khan 176
 Ägypten 141 ff.
 Albert Edward, Prince of Wales 166, 172 fr., 177 fr.
 s. a. Eduard vn.
 Alfred-de-Rothschild-Zigarren 169 Alliance Insurance Company 68,
 206, 237, 239
 Alvarez 171
 Amelia, Prinzessin 137
 Arnold, Matthew 144
 Ascott Wing 146, 165, 249 Apsley-House 140 Aston Clinton
 144, 222 Auersperg, Fürst 129 Avenue d'Iena 259, 260 Avenue
 de Marigny, Paris 243,
 244, 246

 Balenciaga 9
 Balfour, Arthur James 176, 189
 Balzac, Honore de 72
 Bank von England 67 fr., 142, 170,
 208, 252, 269
 Bank von Frankreich 208 Banque de Lyon et la Loire 207 f.
 Barber, Peter 14
 Baring, Brüder (Bankhaus) 55, 56, 57, 207 f.
 Baron-de-Rothschild-Stiftung 17
 Battersea, Lord 96
 Beaton, Cecil 9, 16
 Beerbohm, Max 170
 Beers, de (Bankhaus) 202, 250
 Bel, le 140
 Beneschau 194
 Berry, Herzog von 98
 Bethmann, Gebrüder (Bankhaus)
 35, 37 f.
 Bethmann, Moritz von 79
 Bevan, Aneurin 223
 Bismark Otto Fürst von 94 f., 100,
 102, 103, 133, 149ff., 179fr., 200, 201, 214
 Bodenkreditanstalt Österreichs 229 Bonaparte,
 Jerome 40

 Bontoux 207 f.
 Börne, Ludwig 74
 Boucher, Francois 132
 Boussac, Marcel 252
 Boxeraufstand 214
 Braque, Georges 258
 Bratfisch (Fiaker) 194
 Brehm, Christian Ludwig 205 Browning, Henry James
 176 Browning, Robert 144 Buckle, Mr. 213
 Buderus, Carl Friedrich 27 f., 35, 36fr., 40f., 43, 45, 47
 Bulkely, Mrs. 139
 Bülow, Reichskanzler Bernhard Fürst von 214 ff.
 Burenkrieg 213
 «Bürgerkönig» 75
 Buxheim (Kartäuserkloster) 247 Buxton, Sir Thomas 65

 Caesarea 192, 254
 Cambridge, Herzog von 138 Careme (Koch) 71 Carnava-
 ron, Almina Gräfin von
 220
 Carpentier 118 ff.
 Castiglione (Bankhaus) 228 Castlereagh, Lord 55 Ca-
 vour, Camillo 126, 130 Chamberlain, Joseph 213, 215
 Changarnier, Theodule 71 Chartres, Herzog von 138
 Chateau Ferneres 132 Chateau Lafite 16, 261 f.
 (Wein) 87, 259, 261, 268
 Chateau Laversine 246 Chateau Mouton (Schloss) 10, 12
 (Wein) 259, 261, 262
 Chemin de Fer du Nord m, 113,
 118
 Chupah 59
 Churchill, Lord Randolph 164 Churchill, Sir Winston
 176, 251,
 266
 Chuzpah 13 f.
 Cohen, Barnett 59
 Compagnie Financiere 253 Compagnie du Nord 252 f.

- Coty, Rene n
 Credit Mobilier 122 ff., 127 fr., 130L, 133, 202
 Creditanstalt für Handel und Gewerbe 129
 Cuyp, Albert 175
- Dalberg, Karl von 49
 Dali, Salvador 258
 Dänemark 3 6 ff., 259
 Delacroix, Eugene 72
 Delane, John Thaddeus 144
 Derby, Lord 214
 Deutscher Bund 92
 Deutsches Reich 211
 Disraeli, Benjamin, Lord Beaconsfield 138, 139, 143, 144, 156, 158, 160, 161, 168, 171, 176
 —, «Coningsby» 143
 Drummond, Henry 155
- East Barnard 240
 Eastlake, Lady 144 f.
 Eckardstein, Hermann Freiherr von 177, 214
 Edmond-James-Rothschild-Memorial-Group 259
 Eduard vn., König von England 173, 176, 214, 248 f.
 Eduard vm., König von England 230
 Eisenbahnen 105 ff., 127 f.
 Elchanan, Isaak 187
 Elisabeth, Kaiserin von Österreich 196, 199
 Elman, Mischa 169
 England 50, 64, 77, 105, 179 Enzesfeld 194, 230 Esterhazy, Fürst 85 Estorff, von, General 22 Evelina-de-Rothschild-Kinderkrankenhaus 174
 Evelina-de-Rothschild-Schule 174 Exbury 13, 18, 167, 221, 258, 263 f.
- Ferdinand 11., Kaiser von Österreich 106, 109
 Ferdinand, Erzherzog von Österreich 83
 Ferneres 150, 180f., 182, 209, 250f., 254, 255
 Fingall, Lady 164
- Fitzgerald, Scott 222
 Fitzroy, Henry 95
 Fonds Social Juif Unifie 256 Fould, Achille 77, 128ff., 128, 132 f., 148
 Francesconi (Hofbaurat) m
 Frank (Fiaker) 194
 Frankfurt (Main) 18, 20 ff., 38 f., 91» 97
 Frankreich 49 ff., 55, 77, 100, 101 f., 111 f.
 Franz 1., Kaiser von Österreich 82, 83
 Franz Joseph 1., Kaiser von Österreich 134, 195 f.
 Friedrich, Landgraf von Hessen-Kassel 26
 Fry, Christopher 259, 261 Fürstenberg, Fürst von 129
- Gainsborough, Thomas 175 Galliera, Herzog von 122
 Garrard 140
 Gaulle, General Charles de 241 f., 256
 Gentz, Friedrich von 56 Geymüller & Co. (Bankhaus) 84 Girardon, François 175 Gladstone, Lord 144, 157 f., 164, 180
 Gloucester, Herzogin von 138 Goldschmidt, Maximilian von 200 Göring, Hermann 209, 236, 237, 243, 245
 Gounod, «Romeo und Julia» 171 Gramont, Herzog von 223 —, Herzogin von 96 Grand Mouton 261
 Granville, Lord 157 f.
 Grasse 197
 Gregor xvi., 90
 Grosvenor, Lady Constance 139 Grosvenor Place 143
 Grossbritannien 141ff.
 Guadalupe 254 Guardi, Francesco 175 Gunnersbury 137f., 165, 221
 Gutmann, Wilhelm von 270 Gwynn, Nell 146
- Habsburger 194 f.
 Haiton 146, 167, 222

- Hamilton Place 143, 165, 248 Hardenberg, Fürst von 56, 57 Hardwicke, Lord, 96 Hartington, Lord 176 Hatzefeld, Paul M. H. G. Graf 213,
- Heine, Heinrich 64, 71 ff., 104, 117L, 121, 144, 196 Herries, John 51, 54 Herzl, Theodor 188 f.
Heyden, Jan van der 175 Himmler, Heinrich 237 f.
Hitler, Adolf 232 f., 245 Hübner, Graf 125, 126L, 130, 148 Humboldt, Wilhelm von 65
- Inchmery 263 Indien 97
Ingres, Jean Dominique 71 Irland 136 Israel 189
Italien 89, 102 f., 126
- Johann, Erzherzog von Österreich 83
Josef, Erzherzog von Österreich 83 Journal des Chemins de Fer 112 Juli-Revolution 74 f., 106
- Kaiser-Ferdinand-Nordbahn 108 ff. Karl August, Herzog von Weimar 24
Karl, Erzherzog von Österreich 83 Karl IV., König von England 145 Karl X., König von Frankreich 74 Karoline, Prinzessin von Dänemark 27
Kassel 28, 35 Keesing, Leonard 236 Keitel, Wilhelm 245 Kensington Gardens 248 Kerensky, Alexander F. 163 Khedive von Ägypten 141 ff. Kitchener, Lord 168, 170 Kolowrat, Graf von 83, 109 Krimkrieg 136 La Grange 40
Lafite-Rothschild (Wein) 18 Laibach, Kongress 88 f.
Landau, Hermann 164 f.
Langau 194
- Langtry, Lily 170 Lederer, Freiherr von 61 f.
Ledry-Rollin, Alexandre Auguste 76
Lenin 163
Leopold I., König von Belgien 102, 204
Leopold von Sachsen-Coburg 90 Leuchtenberg, Fürstin von 122 Liga Britischer Juden 189 Liszt, Franz 169
Lloyd George, David 161, 218f. Lodge Hill 174
Lombardisch-Venerische Eisenbahn 128, 130
Louis Napoleon 76, 121 f. -Philippe 75 f., 86, 98 f., 101, 121 f.
Luce, Henry 259
Ludwig, Erzherzog von Österreich 83
Ludwig II., König von Bayern 246 Ludwig XVIII., König von Frankreich 54, 74
- Manchester 35 —> Herzogin von 139 Manoir Sans Souci 209 Marie Louise, Erzherzogin von Österreich Soff.
Marlborough, Herzog von 174 — House 173 f.
Martha-Graham-Tanzgesellschaft 17
Martinique 254
Mathilde-et-Henri-de-Rothschild-Hospital 261
Maupassant, Guy de 176 Maxwell, Elsie 255
Mayerling 196, 231 Melba 169
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 67 Mendes-France, Pierre 241 Mentmore Towers 143 f.
Mesusah 88, 89, 192 Metternich, Clemens Fürst von 56 ff., 77, 79ff., 85 f., 88 f., 92, 98 ff., 106 ff., 114, 126 —, Richard Fürst von 13c Meyerbeer, Giacomo 72, 114
Mires, Jules 112L, 131 Mittrowsky, Graf von 109

- Mohilewcr, Samuel 183, 187 f.
- Moltke, Helmuth Graf von 180 Mont d'Arbois 254
- Montefiore, Sir Moses 60 f. Montenuovo, Graf von 80 f., Montijo, Eugène de 123 f. Montmerency, Herzog von 66 Morgan, J. P. 229 Morny, Herzog von 128, 131
- Moustier, Gräfin von 181 Mouton-Rothschild (Wein) 18 Napoleon 1. 36, 39f., 43, 45, 48, 52, 104
- in. 76, 123 f., 126, 132 fr., 179 National Trust 249 Neapel 88 ff., 97
- Neipperg, Adam Albert von 80, 82 Neuschwanstein 246 f.
- Neville, Lady Dorothy 168 New Court 67 f., 142, 147, 162 ff., 181, 189, 202, 206, 208, 226, 251 f., 254
- New York Interborough Rapid Transit Company 226 Nica-Blues 258 Nickel, Le 250 Novitates Zoologicae 205
- Orleans, Herzogin von 138 Oppenheimer (Bankhaus) 20 Ornithoptera rothschildi 17 Österreich 50, 54 f., 61, 64, 77, 86, 99fr., 105fr., m, 126L, 134, 148 österreichischer Lloyd 84 Ostindische Kompanie 48
- Ouvrard (Bankhaus) 55, 56, 57
- Palace House 165
- Palästina 183 ff.
- Palestine Electric Corporation Ltd. T91
- Salt Company 191
- Paris, Graf von 138
- , Gräfin von 138
- Parish, David 56, 84
- Pascal, Andre (Pseud. für Henry Rothschild) 12, 222 —, Philippe (Pseud. für Philippe Rothschild) 13
- , Philippine (Pseud. für Philippine Rothschild) 13
- Pater, Jean Baptiste 175 Patti, Adelina 171 Pauillac 9-19
- Paul, Prinz von Württemberg 70
- Paxton, Joseph 143
- Pereire, Isaac 120L
- , Jacob Emile 120ff., 130, 132 f.
- Perier, Casimir 102
- Petit Mouton 261
- Philippa 258
- Piccadilly Nr. 107 67, 221, 242 — Nr. 148, 140, 143, 150, 164, 221 Picasso, Pablo 258, 262 Polignac, Fürst 131
- Pompidou, Georges 256 Portland Cement Company «Nesher Ltd.» 191 Pregny 196
- Preussen 50, 54, 94, 100, 133, 179 Prince of Wales s. Albert Edward Prinz-Eugen-Strasse 228
- Renngasse 228, 232
- Revelstoke, Lord 207
- Reynolds, Sir Joshua 175 —, «Lady Bampfylde» 168 Rhea rothschildi 17 Rhodes, Cecil 137, 201 Richelieu, Armand Jean Herzog von 57
- Riepel, Franz Xaver 105, 110 Rio Tinto 250 Roquirol, Moses 147 Rorimer, J. James 246 f. Roseberry, Earl of 95 Rosenberg, Alfred 245 Rossini, Gioacchino 67, 71, 114, 132
- Roth, Cecil 169
- Rothschild
- , Adelheid, geb. Herz 59, 182 —, Adolph 196, 199 h -Alain 241, 243, 255 f.
- , Albert 188, 193 f., 195, 205 —, Alfred 159L, 166, 167 ff., 171fr., 182, 189, 212 ff., 217 —, Alice 176, 197 ff. —, Alix 256
- Alphonse 13, 126, 130, 139, 178f., 181f., 208, 244 —, Alphonse (Sohn Alberts) 226, 232, 236

- Rothschild, Amschel (Sohn Mayer Amschels) 33, 36, 38, 44f., 50, 88, 91 ff., 100, 114, 128, 129, 181
 —, Annie 95, 15 ff., 211
 Anselm 87, 129f., 134h, 139, 202
 Anthony 137, 143 f., 146, 153, 211 f., 251
 Anthony (Sohn Leopolds) 221
 —, Baroness Anthony 144, 249 —, Bethsabée 17 —, Betty 60, 71, 115
 —, Carl (Kalmann) 33, 44, 47, 50, 55 ff., 59, 87 ff., 100 f., 128, 148
 —, Charlotte 114, 153
 —, Clarice 193
 —, Constance (Lady Battersea) 96, 145, 15L 197, 210, 211
 —, Dorothy, geh. Pinto 224 —, Edmond 178, 182 ff., 192, 200, 249, 255
 —, Edmond (Enkel) 16, 219, 253 f.
 — Edmund 251, 257, 267
 —, Edmund (Enkel Leopolds) 242 —, Edouard 201, 209, 222, 229, 240, 245, 249 f.
 — Edouard (Sohn Guys) 256 —, Baronesse Edouard 16
 — Baronin Edouard 138
 — Elie 87, 241, 255f., 261 ff., 265 —, Elisabeth 263 f.
 —, Emma Louise 167
 — Eugen 219, 248
 — Eugene 226, 230L, 236, 240 —, Evelina 139, 174 -Evelyn 251, 257, 267
 —, Evelyn Achille 218
 — Ferdinand 139, 143, 172, 174 ff. —, Frères 73, 75, 202, 252
 —, Georg Anselm 206
 —, Gudula, geb. Schnapper 19, 23 25, 30L, 96., 114
 —, Gustave 179
 —, Guy 17, 76, 181, 241 f., 252 f., 254 f., 255 f., 266 f.
 —, Hannah, geb. Cohen 59
 — Hannah (Fitzroy) 67, 95, 152 —, Hannah (Roseberry) 95
 —, Henri 12, 249
 —, Henry 222
 —, Hilda, geb. von Auersperg 239 f., 269
- Rothschild, Jakob s. James-James (Jakob) 33, 44, 49 f., 54, 59, 70ff., 83, 86, 88, 98 f., 100ff., 111 ff., 114, n6f., 121 ff., 128, 132 ff., 252
 —, James Armand (Jimmy) 223, 248 f.
 —, James Nathaniel 12
 —, Jeanne, geb. Stuart 240 —, Julie 196 f.
 —, Kalmann s. Carl
 — Kalmann (Mayer Amschels Bruder) 21, 29
 —, Kathleen Nica 258
 —, Leonora 138 f.
 — Leopold (Leo) 159L, 165 ff., 172 f., 177, 182, 189, 218, 248
 — Leopold (Enkel) 251, 257, 267 —, Liliane, geb. Fould-Springer 263 —, Lionel 12, 114, 130, 136 ff., 143, 145, 147 f., 152 ff., 212
 — Lionel (Sohn Leopolds) 14 f., 221
 —, Lionel Nathan 12
 —, Lord Lionel Walter 12, 189, 205, 221 f.
 —, Louis 226 ff., 230 ff., 232 f., 235 f., 238 ff., 256 —, Marie-Helene, geb. van Zuylen-Nicolai 256 —, Marie Perugia 167 —»Mathilde 197
 — Maurice 224 ff., 240, 247, 253 —»Baronin Maurice 218f.
 Mayer (London) 137, 143 f.
 —, Mayer (Neapel) 199
 —, Mayer Amschel 19 ff., 21 ff., 26 ff., 28 ff., 31L, 40 ff., 53, 128, 187
 —, Mayer Amschel Rothschild und Söhne 44
 —, Mayer Carl 149
 —, Minna 200
 —, Miriam 258
 — Moses 21, 29
 — Nathan Mayer 12, 35, 39, 44 ff., 48 ff., 50, J2, 54, 59, 63 f., 70, 84, 88, 101 f., 104L, ii4ff., 137, 142, 148, 161, 212
 —, Lord Nathan Mayer 200 —, Nathan Mayer Rothschild & Sons 45, 63, 142, 20i, 254

- Rothschild, Nathaniel (Bruder Lionels) 12, 137
 — Nathaniel (Enkel Salomons) 183, 193
 Nathaniel Charles 12, 206, 221 —, Lord Nathaniel Mayer (Natty) 158 ff., 164, 171ff., 176 f., 180 f., 183, 189, 203 f., 206, 208, 216, 217L, 220
 —, Lord Nathaniel Mayer Victor 12, 242, 243 —, Oscar 206
 —, Pauline, geh. Potter 259, 264, 269
 —»Philippe ioff., 15, 241ff., 259L, 261, 269
 — Philippine 10 ff., 15, 260 f.
 —, Robert 240, 243, 244, 246 —»Salomon 33, 35, 44f., 55ff., 78 ff., 88, 98, 101 f., 106, 114, 128, 134, 147, 205 —, Salomon (Sohn James') 178
 —, Schönche 29, 38 —, S. M. Rothschild & Söhne 201, 228, 230
 —»Wilhelm 183, 197, 199
 Rothschild Row 143, 174
 Rothschild-Souffle 13
 Rothschild-Stil 16
 Rothworth 52
 Royal Dutch 250
 Royal Mint Refinery 252
 Royaumont 262
 Rubens, Peter Paul 132, 175
 —, «Die drei Grazien» 247
 Rubinstein, Anton 132
 Rudolf, Kronprinz von Österreich 196
 Rue de Courcelles 254
 Rue Ellysée 254
 Rue Faubourg St. Honoré 248, 253
 Rue Florentin 248
 Rue Laffitte 73, 180f., 181, 182, 226, 265, 294
 Rue Masseran 262
 Rue Méchain 260
 Rueppell & Harnier (Bankhaus) 35, 37ff.
 Russell, Lord John 139, 155
 Russland 50, 97, 177
 Salisbury, Lord Robert 213
 Salzsteuer 27
 Samarita Water Company 191
 Samoa 213, 214
 Samuel, Marcus 160
 Sand, George 71
 Sardinien 90, 126 f., 130
 Schillersdorf 194
 Schwarzenberg, Fürst von 129
 Seamore Place 143, 168, 212, 213, 221
 Sedan 180
 Sereys, Jacques 13
 Shell 182
 Simpson, Wallis 230 f.
 Sina, Bankhaus 108
 —, Georg 127
 South Court 165
 Stadion, Graf 61 f.
 Stahl, Ritter von 71
 Standard Oil 182
 Stephenson, George 105
 Strachey, Lytton 58
 Südafrika 137
 Südbahn 128, 130
 Suezkanal 141, 158
 Talleyrand, Charles, Herzog von 66, 98, 144, 249
 Tennyson, Lord Alfred 144
 Thackeray, William Makepeace 144
 —, «Pendennis» 144
 Théâtre Pigalle 222
 Thiers, Adolphe 112
 Times 115, 144, 155, 213
 Tom, John Nicols 58
 Toscana, Grossherzog von 90
 Travers, Benjamin 114
 Tring 145, 164, 205, 222
 Tutench-Amon 220
 Union General 206
 Ussischkin, Menachem 190
 Valland, Rose 246
 Vatikan 90
 Vaughan, Kardinal 162
 Viktoria, Königin von England 11, 58, 137, 142 f., 157, 160, 162, 173, 176f., 197L, 214
 Waddesdon 193, 197, 248

Wagner, Bischof 83
Wagram, Fürstin von 96 Waldersee, Graf 214
Waterloo 51 ff., 77 Watteau, Jean-Antoine
175, 262 Weber, Otto 235, 237 Weizmann,
Chaim 14, 185 f., 190h Wellington, Herzog
von 48, 66,
101, 106, 140
Wertheimstein, Leopold Edler von 82, 105
Wien-Bochnia-Eisenbahn 108 ff. Wiener
Bank 228 — Creditanstalt 229 Wilhelm,
Landgraf von Hessen-
Hanau-Kassel 22 f., 24, 26 ff., 31, 34 ff., 39 f-
4° f., 43, 45 ff., 90

Wilhelm 1., König von Preussen
180
— 11., Kaiser von Deutschland 150,
197, 201, 211
Wilhelmshöhe 28, 31, 134
Wilson, Teddy 258
Windsor, Herzog von 11, 230ff.;
s. a. Eduard vm.
Wiseman, Kardinal 138 Witkowitz 85 f., 236 ff., 238
fr. Wren, Sir Christopher 145 Yorke, Eliot 152
Zichy-Ferraris, Melanie 85 f. Zionisten 185, 188 ff.
Zola, Emile 106

BILDQUELLENACHWEIS

Aerofilms and Aero Pictorial Ltd., London: 32. Associated Press, Frankfurt am Main: 41. Engeborg de Beusacq: 43. Bundesarchiv, Abteilung Frankfurt am Main: 22, 23. Philippe Charpentier, «L'Express», Paris: 50. Historia-Photo, Bad Sachsa: 6. Historisches Bildarchiv Lolo Handke, Bad Berneck: 21, 27, 28. Historisches Museum, Frankfurt am Main: 1, 3, 4, 5, 8, 9, 11, 13, 14, 30. Kaiden Kazanjian: 36. Kunstarchiv Arntz, Haag (Obb.): 24. österreichische Nationalbibliothek Wien: 17, 26. Aus Privatbesitz: 7, 10, 12, 15, 16, 19, 25, 29, 33, 34, 35, 44, 45, 46, 51. Aus der Sammlung der Familie Rothschild in Ascott Wmg.: 18. Aus der Sammlung Guy de Rothschild: 20. Süddeutscher Verlag, München: 47, 48, 52. Mit Genehmigung der Tate Gallery, London, und Sir Max Beerbohm: 31. Wide World Photos, New York; 2, 37, 39, 40, 42, 49. Zionist Archives and Library, New York: 38.

Bei der Beschaffung zusätzlicher Illustrationen für die deutsche Ausgabe gewährten die Herren Ernst Noam, Frankfurt/Main; Archivdirektor Dr. Andernacht und Oberarchivrat Dr. Klötzer, beide vom Stadtarchiv Frankfurt/Main; Dr. Latzke, Leiter des Bundesarchivs, Abteilung Frankfurt/Main, und der Leiter der grafischen Abteilung des Historischen Museums Frankfurt/Main, Johannes Kiewit, besonders bereitwillige Hilfe, für die ihnen hiermit vom Verlag gedankt wird.

